BD. VON ORIGENES BIS TAULER

August Nebe





Zur
Geschichte der Predigt.

Charakterbilder
der
bedeutendsten Kanzelredner.

Von

A. Nebe,
der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

Erster Band.
Von Origenes bis Tauler.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1879.

Zur
Geschichte der Predigt.

Charakterbilder

der

bedeutendsten Kanzelredner vor der Reformation.

Von

A. Nebe,
der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1879.

Seinem lieben Schwager,

Herrn

Superintendenten und Pfarrer

Johann Ferdinand Herbst

zu Lauchstädt

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Vorlesungen über die Geschichte der Predigt werden nachgerade fast auf allen evangelischen Hochschulen Deutschlands gehalten: Werke über die Geschichte der Predigt sind seit langen Jahren auf dem Büchermarkte aber nicht mehr erschienen. Seitdem der gelehrte Professor J. W. Schmid zu Jena, welchem der berühmte Mosheim in seiner Anweisung, erbaulich zu predigen, Erlangen 1769, die Fackel vorgetragen hatte, in dem dritten Theile seiner Anleitung zum populären Kanzelvortrag, Jena 1789, einen kurzen Abriß der geistlichen Beredsamkeit und Homiletik geliefert hat, welcher heute noch mit Nutzen gelesen werden kann, sind ihm nur drei Bearbeiter der praktischen Theologie nachgefolgt, G. Baur und C. J. Nitzsch vor einem Menschenalter bereits und Th. Harnack in unsren Tagen. Kurz und gut ist Baurs Abriß in den Grundzügen der Homiletik, Gießen 1848. Ausgezeichnet ist, was Nitzsch in der Lehre von dem Dienste am Worte in dem 96. Paragraphen bietet: aber ein jeder muß sich sagen, daß man auf kaum zwanzig Seiten, wenn man auch jedes Wort genau wählt und im Lapidarstyle schreibt, keine Geschichte der öffentlichen Rede liefern kann, nur in sehr allgemeinen Umrissen läßt sich auf solch knappem Raume ein Bild von dem Entwicklungsgange der Predigt entwerfen. Schade, daß der Vater der praktischen Theologie bei seinen vielen anderen Berufsarbeiten nicht die Zeit gewinnen konnte, seinen Abriß weiter

auszuführen: wenn irgend Einer von den Theologen unsres Jahrhunderts, so hatte er das Zeug dazu, eine mustergiltige Geschichte der Predigt zu verfassen, denn er besaß eine außergewöhnliche Belesenheit, einen feinen Geschmack, ein scharfes Urtheil. Harnack geht in seinem Lehrbuche der praktischen Theologie in dem zweiten Bande tiefer in die Geschichte der Predigt ein; hat er ihm doch noch den besondern Titel gegeben: Geschichte und Theorie der Predigt und Seelsorge, Erlangen 1878. Allein auch diese Geschichte, welche mit eben so viel Umsicht als Einsicht geschrieben ist, kann nichts weiter als die allerallgemeinsten Grundzüge einer Geschichte der Predigt bieten; muß auf hundert Seiten doch Alles abgemacht werden. Nesselmann hat das Buch der Predigten oder 100 Predigten und Reden aus den verschiedenen Zeiten, Ländern und Confessionen zu einem Jahrgange geordnet, Elbing 1858, durch eine Uebersicht über die Entwicklungsgeschichte der christlichen Predigt eingeleitet: diese Uebersicht ist nicht schlecht, allein das Buch ist nicht gegangen: die Predigten werden in zweiter Ausgabe ohne diesen geschichtlichen Ueberblick vertrieben.

Ueber den Werken, welche sich mit der Geschichte der Predigt allein beschäftigen wollten, hat ein eigenthümlicher Unstern gewaltet: sie sind in dem Anfange stets stecken geblieben. Chr. Fr. Ammon veröffentlichte noch als Professor zu Göttingen 1804 den ersten Theil der Geschichte der Homiletik, welcher die Periode von Huß bis auf Luther eingehend darstellt und in der Einleitung wie im Fluge durch die 14 davorliegenden Jahrhunderte hindurchführt: er hat seit 1804 bekanntlich noch viele Bücher geschrieben, allein zur Fortsetzung und Vollendung des angefangenen Werkes hat er nie wieder die Feder angesetzt. K. Fr. W. Paniel unternahm 1839 eine pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit und der Homiletik von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf unsre Zeit, nach den Quellen bearbeitet und mit Proben aus den christlichen Rednern versehen, herauszugeben. Das Werk, großartig angelegt und mit

seltenem Fleiße begonnen, ist leider, trotzdem es große Anerkennung fand und dem Verfasser die Würde eines Doktors der Theologie von Leipzig eintrug, nicht über die erste Abtheilung der älteren Zeit, d. h. nicht über Chrysostomus und Augustinus, hinaus gediehen. Nur C. G. Lentz vollendete sein, in zwei Theilen, 1839 erschienenes Werk: „Geschichte der christlichen Homiletik, ihrer Grundsätze und der Ausübung derselben in allen Jahrhunderten der Kirche".

Einzelne Abschnitte von der Geschichte der Predigt sind öfters behandelt worden. Die Periode der Kirchenväter fand schon 1785 in B. Eschenburg einen Bearbeiter: allein sein „Versuch einer Geschichte der öffentlichen Religionsvorträge in der griechischen und lateinischen Kirche von den Zeiten Christi bis zur Reformation" hatte auch das Mißgeschick, daß er über den ersten Hauptabschnitt nicht hinaus kam. H. G. Tzschirner, welcher mit der patristischen Litteratur wegen seines Falles des Heidenthums innig vertraut geworden war, veröffentlichte in den Jahren 1817—1821 neun Programme de claris veteris ecclesiae oratoribus, welche in seinen durch Winzer herausgegebenen opuscula academica, Lips. 1829, p. 193—282 zu lesen sind; leider blieb er bei Ephräm dem Syrer stehen. Ueber das Predigtwesen im Mittelalter gibt es keine besondere Arbeit: einige Abhandlungen des bekannten Straßburger Theologen C. Schmidt, wie über das Predigen in den Landessprachen während des Mittelalters, in den theologischen Studien und Kritiken 1846, 243 ff. und die vortreffliche Geschichte der altdeutschen Predigt in W. Wackernagels altdeutschen Predigten und Gebeten, Basel 1876, sind aber von hervorragender Bedeutung.

Die deutsche Predigt von Luthers Zeit an ist in ihrem Entwicklungsgange mehrfach dargestellt worden. Aus dem vorigen Jahrhunderte ist Ph. H. Schuler zu nennen, welcher in drei Theilen, zu denen noch ein Beitrag sammt Register sich später gesellte, die Geschichte der Veränderungen im Geschmack des Predigens, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland, mit Aktenstücken

im Auszug belegt, Halle 1792—1799, behandelte. Ch. W. Flügge gab 1800 in zwei Bänden eine Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens heraus. Beide Werke sind veraltet: C. G. F. Schenk's Geschichte der deutsch-protestantischen Kanzelberedsamkeit von Luther bis auf die neuesten Zeiten konnte schon, als sie 1841 erschien, nicht ein Mal sehr mäßigen Anforderungen genügen. Beste's die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherischen Kirche, 2 Bände, 1856, lässt nicht so viel zu wünschen übrig: die Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener in einer Reihe von Biographieen und Charakteristiken, Gotha 1872, von Cl. G. Schmidt, ist eine treffliche Arbeit. K. H. Sack hat eine, an feinen Bemerkungen reiche und durch maßvolles Urtheil ausgezeichnete, Geschichte der Predigt in der deutschen evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die letzten Jahre vor Schleiermacher und Menken, 1866 geschrieben: weit bleibt hinter ihm zurück L. Stiebritz: „Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart, mit besonderer Rücksicht der Zeit von Schleiermacher's Tode ab“, 1875.

Homiletische Charakterbilder begegnen uns in theologischen Zeitschriften hin und wieder. A. Brömel hat uns mit zwei Bänden solcher Bilder beschenkt, leider ist in ihnen das Alterthum und das Mittelalter fast gar nicht vertreten, desto reichlicher aber die Gegenwart.

Das sind die bedeutendsten Arbeiten auf diesem Felde: man sieht, es ist noch viel zu thun. Einen kleinen Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe möchte das gegenwärtige Werk von evangelischem Standpunkte aus liefern. Es hat nicht die Absicht, die Geschichte der Predigt im Großen und Ganzen, also die Geschichte der Kanzelberedsamkeit in der gesammten christlichen Kirche von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage vorzuführen — ein solches Unternehmen geht weit über die Kraft eines Menschen hinaus: es bescheidet sich mit dem Versuche, eine Geschichte der Predigt von

beschränkterem Standpunkte und Umfange zu bieten. Der evangelische Standpunkt, und zwar der deutsch-evangelische, bestimmt unsern Gesichtskreis. Wir können aber die Predigt in dem christlichen Alterthume und dem Mittelalter nicht bei Seite liegen lassen, denn die Reformation bricht nicht durchaus mit der Vergangenheit und setzt sich mit Nichten außerhalb aller geschichtlichen Continuität, sie ist ja keine neue Formation und versucht keine absolut neue Construktion der ewigen Wahrheit, sie ist Reformation im vollen Sinne des Wortes und sieht deßhalb Momente und Zeugen der Wahrheit auch in den verflossenen Jahrhunderten. Die Predigt Luthers, wie originell sie auch ist, verleugnet doch nicht ihren Zusammenhang mit der Predigt der Kirchenväter und der deutschen Mystiker: sie erblüht auf dem von diesen Gottesmännern zubereiteten Boden. Es versteht sich hiernach von selbst, daß sich die Kreise der Betrachtung immer enger und enger ziehen. Müssen wir im Anfange die geistliche Beredsamkeit in dem griechisch redenden Morgenlande und in dem lateinisch sprechenden Abendlande in das Auge fassen, so ist es uns erlaubt, später, da die Predigt in der deutschen Sprache erschallt, bei dieser deutschen Volkspredigt stehen zu bleiben, und zwar um so mehr, als die in fremder Zunge gehaltenen Predigten der Scholastiker, eben weil sie scholastisch zum größten Theil waren, keine bleibende Frucht tragen konnten. Von der Reformation an befleißigen wir uns noch einer weiteren Beschränkung: es ist uns nicht möglich, die Predigt in den verschiedenen evangelischen Landeskirchen in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu verfolgen, wir beschränken uns, obgleich wir nicht leugnen können, daß die Predigt des evangelischen Auslandes — ist doch selbst die Predigt des katholischen Auslandes nicht ohne großen Einfluß gewesen, man denke an einen Massillon und Andere! — auf die deutsch-evangelische Predigt bedeutend zu gewissen Zeiten eingewirkt hat, ganz entschieden auf die Kanzelberedsamkeit der deutsch-evangelischen Kirche. Man wird es daher nicht tadeln, wenn dieser erste Band die Zeit von

Origenes bis Tauler, der zweite die Zeit von Luther bis Albertini und der dritte die Zeit von Schleiermacher bis auf Tholuck in einzelnen Charakterbildern behandelt, um mit einer eingehenden Charakteristik der jetzt im evangelischen Deutschland blühenden Predigtweise das ganze Werk abzuschließen.

Wenn ich so einer Seits das Feld enger abstecke, als es von diesem oder jenem gewünscht werden sollte, so habe ich anderer Seits die Grenzen etwas weiter hinausgerückt, als es vielleicht erwartet wird. Ich habe nämlich nicht bloß einen Beitrag zur Geschichte der Homilie, der Predigt, sondern auch einen Beitrag zur Geschichte der Homiletik, der Predigtkunst liefern wollen und war beflissen Charakterbilder von solchen Theologen zu zeichnen, welche nicht bloß gepredigt, sondern auch über die rechte Art zu predigen ihre Anschauungen uns mitgetheilt haben. Da ich nach solchen Männern suchte, welche beides sind in einer Person, tüchtige Homileten und Homiletiker, ist es geschehen, daß dieser und jener, welcher als Kanzelredner zu seiner Zeit geglänzt hat, hier keine Berücksichtigung gefunden hat.

Hiermit aber ist des Vorredens genug; das Buch sei nur noch dem Wohlwollen der Leser und Beurtheiler empfohlen.

Roßleben, 13. Januar 1879.

Dr. Nebe.

Inhalt.

Origenes.

Die christliche Predigt ist zum wenigsten eben so alt als die christliche Kirche, gewisser Maßen ist sie selbst älter als die christliche Kirche. Nennen wir jede Verkündigung des Herrn durch das lebendige Wort eine Predigt, so hat es schon lange vor dem Herrn eine Predigt gegeben, so ist der erste Prediger Gott der Herr selbst, weil er dem in Sünde gefallenen Menschengeschlechte im Paradiese den Samen des Weibes verhieß, welcher der Schlange den Kopf zertreten sollte; so sind die Propheten, welche jenes Protevangelium Gottes in sehr verschiedener Weise und zu sehr verschiedenen Zeiten dem Volke Israel an das Herz gelegt haben, allesammt Prediger vor Christus. Der Herr selbst ist dann in ganz eminentem Sinne ein Prediger, sein eigener Prediger, denn seiner Verkündigung Stern und Kern ist er selbst, seine gottmenschliche Person, sein Erlösungswerk. Mit der Predigt des Evangeliums hat er seine Apostel in alle Welt ausgesandt, sie gewannen durch die Predigt dem Herrn die Seelen der Menschen, sie stifteten durch den Dienst des Wortes die Kirche. War das Wort, die Predigt des Evangeliums — im schneidendsten Gegensatze zu dem Cultus der Heiden und Juden, welcher nicht in dem lebendigen Worte, sondern in dem todten Werke von allerlei Opfern culminirte — das Mittel, durch welches die Kräfte der zukünftigen Welt, neue Lebensströme der in dem Tode liegenden Menschheit zugeführt worden waren, so versteht es sich ganz von selbst, daß die christliche Gemeinde, so sie anders dieses aus Gott geborene Leben in dem Geiste sich für die Dauer erhalten und in seinem fröhlichen Wachsthum fördern wollte, diesen Kanal des Wortes nicht verstopfen durfte. Aus den Briefen des Neuen

Testamentes sehen wir, daß das Wort Christi in der Gemeinde wohnte, daß in den Gemeindeversammlungen dem Worte die weiteste Bahn gemacht wurde, daß die Predigt das ganz entschieden bevorzugte Erbauungsmittel in dem öffentlichen wie in dem häuslichen Gottesdienste war. Nicht die Apostel und Evangelisten allein pflegten des Amtes des Wortes, nicht die Hirten und Vorsteher der Gemeinden hin und her theilten das Wort allein aus: jeder Gläubige, welcher den mächtigen Trieb des Geistes in sich verspürte, durfte vor versammelter Gemeinde reden und sein Scherflein zur Erbauung seiner Brüder zum allgemeinen Besten beitragen. Allmälig legten sich die im Anfange so hoch gehenden Wogen, nach und nach begann die reiche Fülle von allerlei geistlichen Gaben, welche aber nach des Apostels Darstellung in den auf das Wort, auf die Rede bezüglichen Charismen sich am mannigfaltigsten und überschwänglichsten erwies, abzunehmen und zu schwinden. Es mußte Fürsorge getroffen werden, daß die Gemeinde nicht Schaden leide. In dem jüdischen Synagogalgottesdienste las man aus Moses und den Propheten: in den judenchristlichen Gemeinden behielt man diesen Brauch bei, er bürgerte sich auch in den heidenchristlichen bald ein. Es erwuchs mit der Zeit eine christliche heilige Litteratur: die hervorragendsten Produkte derselben — nicht bloß die, welche später in dem Kanon Aufnahme fanden, sondern auch solche, die hernachmals dieser Ehre für unwürdig erachtet wurden — kamen mit zur öffentlichen Verlesung. Doch das geschriebene und verlesene Wort kann nun und nimmermehr das gesprochene, lebendige Wort ersetzen: es trat deshalb von Anfang an neben die Schriftlektion die heilige Rede. Dieselbe war anfänglich, ebensowenig wie in der Gemeinde zu Korinth, in irgend einer Weise an das verlesene Wort der heil. Schrift gebunden: sie war ein freier Herzenserguß und stand mit der Lektion nur insofern in einem Zusammenhange, als derselbe Geist, welcher jene erfüllte, auch in dieser athmete. Da aber mit der Zeit die freie Rede fast ausschließlich dem Bischofe oder Presbyter überlassen wurde, welcher ebenfalls ganz nach eigenem Ermessen die Texte bestimmen konnte, welche zur Verlesung gelangen sollten, und da das Gefühl sich Anerkennung verschaffte, daß der vernünftige Gottesdienst der Gemeinde auch ein vernünftiges, einheitliches Ganze sein müsse, so ward bald das Verhältniß zwischen der im Gottesdienste auftretenden heil. Schrift und heil. Rede ein

sehr inniges. Die heil. Rede knüpfte entweder an das gehörte Wort Gottes an, oder führte zu demselben wieder zurück, oder verbreitete sich in ungezwungenster Weise so über dasselbe, daß es die darin liegenden Lehren erörterte, oder die darin ruhenden Tröstungen weiter entwickelte, oder die daraus sich ergebenden Ermahnungen an das Herz legte. In dieser freien, ungebundenen Weise erscheint das lebendige Wort, die gottesdienstliche Rede in den Zeiten Justinus des Märtyrers und des Tertullianus. Ersterer sagt in seiner größeren Apologie, Kapitel 67: „An dem sogenannten Sonntage findet eine Zusammenkunft aller in den Städten und auf dem Lande Wohnenden statt: und es werden die Denkwürdigkeiten der Apostel oder die Schriften der Propheten vorgelesen, so weit es die Zeit verstattet. Darauf richtet, nachdem der Vorleser geendet hat, der Vorsteher mittelst des Wortes die Ermahnung und Aufforderung (an die Versammelten), jenes Schöne nachzuahmen." Der Letztere beschreibt in dem Apologeticus, Kapitel 39, den hierher gehörigen Theil des Gottesdienstes in derselben Weise: „Wir kommen zusammen, heißt es hier, zum Hören der heil. Schriften, wenn die Beschaffenheit der gegenwärtigen Zeitläufte etwas entweder vorher zu bedenken oder nachher zu überlegen zwingt. Gewiß, wir nähren den Glauben durch die heiligen Aussprüche, wir richten die Hoffnung auf, wir befestigen das Vertrauen, wir verschärfen den Unterricht der Gebote nichts destoweniger durch fleißiges Einprägen: hier sind auch Ermahnungen, Zurechtweisungen und göttliche Zucht."

Hat man aber ein Recht, diese Ansprachen an die Gemeinde, diese freien Aussprachen vor der Gemeinde schon Predigten zu nennen? Ich möchte das bestreiten: nicht jede Herzenserleichterung, nicht jeder Gefühlserguß ist an und für sich schon eine Predigt. Die Predigt ist die heilige Rede an die Gemeinde, und die Rede ist nicht ein natürliches, unwillkürliches Aus- und Ueberströmen in Worten, sondern ein bewußtes, gewolltes, ein geordnetes, vernünftiges Mittheilen der eigenen Gefühle, Gedanken, Entschlüsse an Andere, mit einem Worte, die Rede ist nicht ein Natur-, sondern ein Kunstprodukt. Man spricht wohl davon, daß es geborene Redner gebe, aber man will damit nur sagen, daß nicht jedweder sich zum Redner ausbilden kann, sondern daß eine angeborene Naturanlage, eine Begabung vorhanden sein muß: der geborene Redner darf sich nicht seinem Genius überlassen, sonst wird er trotz des schönsten Materials,

welches er in sich trägt, doch nie ein Redner; er muß sich schulen lassen oder sich selbst in die Schule nehmen, wenn aus ihm das werden soll, wozu er beanlagt ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon in dem zweiten Jahrhunderte nach Christus wirklich gebildete Redner in dem Gottesdienste auftraten, denn das Evangelium zählte damals schon viele Anhänger unter den Gebildeten: allein wir besitzen von diesen allen keine heiligen Reden, selbst nicht einmal Bruchstücke von dergleichen. Origenes ist der erste, von welchem Predigten bis auf uns gekommen sind: von sehr vielen im Ganzen nur sehr wenige, und diese wenigen selbst zu allermeist nicht einmal in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in vielfach verkürzter Uebersetzung. Unter den hinterlassenen Schriften des bekannten karthagischen Bischofs Cyprianus befinden sich mehrere Traktate, denen man es ansehen kann, daß sie aus Reden vor der Gemeinde in diese Form von Erbauungsschriften umgegossen sind, was schon längst — wie z. B. von Mosheim — bemerkt worden ist: allein wir vermögen aus diesen nicht mit so leichter Mühe und voller Sicherheit, wie z. B. aus des großen Mailändischen Bischofs Ambrosius Schrift „Hexaëmeron", die zu Grunde liegende Predigt auszusondern, und müssen darauf verzichten, diesen beredten Kirchenvater als Prediger zu fassen. Origenes ist und bleibt der erste Prediger, freilich nicht in der sehr mißverständlichen Weise, in welcher man ihm das Prädikat gegeben hat: der Vater der Predigt. Die Predigt ist weit älter als er: er selbst ist zum größten Theile erst durch die Predigt seines großen Meisters Clemens Alexandrinus zu dem gemacht worden, was er war.

Origenes*) ist um das Jahr 185 in Alexandrien geboren. Seine Eltern waren beide Christen und hielten ihn schon von Jugend auf zu allem Guten ernstlich an. Er mußte jeden Tag ein Stück der heiligen Schrift lesen und auswendig lernen, wodurch der Grund zu seiner Liebe zu dem Worte Gottes und zu seiner ganz ausgezeichneten Kenntniß desselben gelegt wurde. Sein Vater Leonidas, ein Rhetor, leitete anfänglich selbst seine Ausbildung, später ward er von dem berühmten Vorsteher der alexandrinischen Katecheten-

*) Vergl. über Origenes im Allgemeinen die ausführliche Schrift von Redepenning, über ihn als Homileten die betreffenden Abschnitte im Paniel und Tzschirner.

schule, dem Clemens, unterwiesen. Ein heiliger Ernst, eine strenge Selbstzucht, ein durch nichts zu stillender Durst nach den Wissenschaften, eine begeisterte Liebe zu dem Evangelium beseelte ihn. Als sein Vater in der unter dem Kaiser Septimius Severus entbrannten Verfolgung in das Gefängniß geworfen wurde, hätte er sich gern mit einkerkern und hinrichten lassen: „Hüte dich, daß du nicht unsertwegen anderen Sinnes wirst," so schrieb er ihm in's Gefängniß. Nach dem Märtyrertode des Leonidas nahm eine begüterte christliche Wittwe sich des in Armuth hinterlassenen Jünglings an. Da dieselbe aber einen Irrlehrer in ihr Haus aufnahm, so verließ er dasselbe, schränkte sich auf das Aeußerste ein und widmete sich mit solchem Eifer seinen Studien, daß er schon sehr bald durch Unterricht in der Grammatik und der alten Litteratur sich den Lebensunterhalt verdienen konnte. Er war zum Lehrer geboren und die Zahl seiner Schüler wuchs von Tag zu Tag: selbst Heiden begehrten seine Unterweisung, in welcher er seinen Christenglauben durchaus nicht verleugnete, sondern geschickt und unerschrocken das Netz auswarf, um dabei auch die Seelen seiner Schüler für den Herrn zu fangen. Die Gemeinde ward auf ihn aufmerksam, und der Bischof Demetrius beauftragte den Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, mit dem Lehramte an der zu Alexandrien blühenden Katechetenschule, in welcher christliche Jünglinge eine höhere wissenschaftliche Ausbildung — nicht grade zu dem Dienste in der Kirche — in dem Geiste des Evangeliums empfingen. Doch auch die Augen der Heiden lenkte der junge Mann auf sich: mehr als ein Mal wurde er auf dem Richtplatze, als er Märtyrern Muth einsprach und den Bruderkuß gab, mit Steinen geworfen und mit dem Tode bedroht. Wiederholt war es ihm gelungen, sich durch Flucht von Haus zu Haus den verfolgenden Soldaten zu entziehen, da geschah es doch eines Tages, daß er einem wüthenden Haufen Heiden in die Hände fiel. Diese mißhandelten ihn erst, dann verschoren sie ihm den Kopf, stellten ihn auf die Stufen des Serapistempels und geboten ihm, jedem, der in den Tempel hineingehe, als wenn er ein Priester dieses Heiligthums wäre, eine Palme darzureichen. Origenes nahm die Palmenzweige, reichte sie auch den Eintretenden, aber mit den muthigen Worten: „Nehmet hin, nicht die Palme des Götzen, sondern die Palme Christi!" Ueber dem Lehren versäumte er aber das Lernen keineswegs: er studierte nicht bloß

für sich neben den nie aus der Hand gelegten Schriften des Alten und Neuen Testamentes und den Büchern der Christen die Werke der griechischen Philosophen, er hörte selbst den damals in seiner Vaterstadt am Höchsten blühenden Ammonius Sakkas, einen Neuplatoniker. Er wollte aber nicht bloß in der Erkenntniß der Wahrheit wachsen, er begehrte sein Herz von allen fleischlichen Lüsten und Begierden zu reinigen und in der Heiligung zu wachsen. Ein seltsames Mißverständniß des Wortes Christi, Matth. 19, 12 — um so seltsamer, da er schon als Knabe seinen Vater vielfach nach dem tieferen Sinne einer Schriftstelle gefragt hatte und überhaupt in Alexandrien die allegorische Auslegung heimisch war, — veranlaßte ihn, um des Himmelreiches willen sich zu entmannen, was er später entschieden mißbilligte.

Die Bibel lag dem katechetischen Unterrichte zu Grund: ein Schriftabschnitt ward verlesen und dann erläutert. „Einigen," sagt Origenes, c. Cels. VI, 10, „die eben nur zu gläubiger Annahme der christlichen Lehre geleitet werden können, bieten wir die einfache Verkündigung: andere unterrichten wir wissenschaftlich, so viel thunlich durch Frage und Antwort." Da nun zu dem Unterrichte des Origenes sich eine große, nicht zu bewältigende Menge drängte, so wurde ihm die Unterweisung jener Ersteren abgenommen und er hatte nur noch die fähigeren Katechumenen wissenschaftlich zurecht zu weisen. „Zur Verehrung des Gottes des Alls und der Tugenden seines Thrones," sagt er l. c. III, 50, „leiten wir hin und bemühen uns, die Gemüther abzulenken von der Geringschätzung des Göttlichen, wie von Allem, was wider die Vernunft geschieht." „Denn," heißt es später, c. 59, „es ist nicht dasselbe, Kranke an der Seele zur Heilung und Gesunde zur Einsicht und Erkenntniß der göttlichen Dinge zu rufen. Beider Geschäfte kundig, leiten wir zuerst die Sünder zu den Worten, die uns die Sünde meiden lehren, und die Unverständigen zu denjenigen, die das Verständniß mittheilen, die Unmündigen zum Hinanreifen in dem Verständnisse zu dem Mannesalter, mit einem Worte die Unseligen zum Wohlsein, oder richtiger, zur Seligkeit. Wenn dann die Fortgeschrittenen zeigen, daß sie von dem Logos gereinigt und, so viel als möglich, besser wurden, dann rufen wir sie zu unseren geheimen Weihungen." Dieser katechetische Unterricht ward öfters auf längere Zeit von Origenes aufgegeben; so reiste er wohl in dem ersten Jahre des

Caracalla nach Rom, ein anderes Mal ward er von einem Feldherrn in Arabien erbeten, daß er ihm das Wort mittheile, dann wieder entwich er vor der Verfolgung, welche unter den Augen des Kaisers 216 in Alexandrien so Viele dem Tode überlieferte, nach Palästina, wo er von seinen beiden Freunden, dem Bischofe Theoktistus zu Caesarea und dem Bischof Alexander zu Jerusalem freundlich aufgenommen wurde. Beide ließen ihn in ihrer Gegenwart vor versammelter Gemeinde predigen, was ihnen der Bischof Demetrius von Alexandrien nicht vergab. Später ging Origenes wieder dorthin zurück, um seinen Katechetendienst aufs Neue anzutreten. Die Mutter des Kaisers Alexander Severus, die Julia Mammäa, ließ ihn später auf längere Zeit zu sich nach Antiochien kommen: dann ward er, der sich nicht nur als Katechet, sondern auch als Schriftsteller den Ruhm eines bedeutenden Kirchenlehrers erworben hatte, nach Achaja eingeladen, um Streitigkeiten zu schlichten. Auf der Reise dorthin, welche er wohl über Palästina machte, wurde er von seinen beiden bischöflichen Freunden zum Presbyter geweiht. Dieß erbitterte nun aber den Demetrius der Maßen, daß er diese Weihe nicht anerkannte und den 230 wieder heimkehrenden so feindselig empfing, daß derselbe sich dem drohenden Unwetter durch die Flucht entzog. Der Bischof veranstaltete 231 eine Synode ägyptischer Bischöfe; diese erklärte, daß Origenes, anerkannt der größte Lehrer, welchen die alexandrinische Kirche je besessen hat, unwürdig seines Lehramtes sei und schloß ihn von der alexandrinischen Gemeinde aus. Der Flüchtling hatte in Palästina bei seinen beiden hochgestellten Freunden die herzlichste Aufnahme gefunden: in Caesarea ließ er sich nieder und bald hatte er dort wieder alle Hände voll zu thun. Seine schriftstellerischen Arbeiten setzte er unverdrossen fort, sein Name lockte bald von weit und breit eine Menge strebsamer Jünglinge nach seinem neuen Wohnsitze; diesen, unter welchen Gregorius Thaumaturgus der namhafteste ist, widmete er sich in der alten, gewohnten Weise. Eine neue theologische Schule erblühte. Die Verfolgung unter Maximin machte für eine Zeit diesem Werke ein Ende: Origenes mußte nach Kappadocien entweichen, kaum aber war durch die Ermordung des Kaisers 238 wieder Friede geworden, so begab er sich nach Caesarea zurück, um seine Schule wieder zu eröffnen. Doch hinderte ihn dieses nicht, größere Reisen im Dienste der Kirche nach Nikomedien, Athen und Arabien zu unternehmen.

Wir wissen nicht, was ihn in den letzten Jahren seines Lebens bewog nach Tyrus überzusiedeln; dort traf ihn die große Verfolgung, welche unter dem Kaiser Decius ausbrach. „Wider ihn," so erzählt Eusebius, hist. eccl. 6, 39, „rüstete der böse Geist sein ganzes Heer auf ein Mal, richtete auf ihn vorzüglich seinen Angriff und stritt wider ihn mit aller List und Macht. Bande und viele körperliche Qualen hat er um Christi willen ausgestanden. In den innersten Winkel des Kerkers wurde er gestoßen, ein schweres Halseisen ihm angelegt: seine Füße wurden viele Tage lang in dem Folterblock bis zur vierten Oeffnung gezerrt. Mit dem Feuertode wurde er bedroht und vieles Andere hinzugefügt: doch ertrug er Alles standhaft." Auf seinen Tod war es nicht abgesehen, man wollte nur diesen ersten Kirchenlehrer seiner Zeit zur Verleugnung des Glaubens zwingen. Er überlebte diese schwere Verfolgung, unterlag aber im siebzigsten Jahre seines Alters 254 den schweren Martern, welche er so ruhmvoll erduldet hatte.

Wir besitzen von Origenes keinen Abriß der Predigtkunst, über welche er nicht bloß tief nachgedacht, sondern selbst Vorträge gehalten hat: auch keiner seiner Schüler hat uns die Gedanken des Meisters zusammengestellt hinterlassen. Wenn es dem Gregorius Thaumaturgus gefallen hätte, in seinem bekannten Panegyricus auf unseren Kirchenvater die Grundzüge nur ganz kurz hinzuwerfen: wie dankbar würden wir ihm sein! So müssen wir aus den Schriften des Origenes mühsam zusammensuchen, was hierher gehört. In der Auslegung des Römerbriefes, Tom. IX (in der Ausgabe von de la Rue, nach welcher wir citiren, im 4. Bande), hat er seine epochemachenden Grundanschauungen über die Predigt niedergelegt.

Bis auf seine Zeit hatte man die Predigt, die heilige Rede immer nur ganz einseitig betrachtet: der Mensch wurde nur als die Leier, als das Instrument angesehen, worauf der heilige Geist spiele. Er borgte dem Geiste Gottes gleichsam nur seinen Mund: er war nur der Kanal, durch welchen die Rede des Geistes der Gemeinde zufließen sollte. Die Predigt war einzig und allein Gottes Werk, ein von Gott gewirktes Wunder. Origenes erkannte die Irrthümlichkeit dieser Ansicht: aber er verfiel nicht in das andere Extrem, er fand in dieser Anschauungsweise nur eine Einseitigkeit, und bemühte sich, die andere Seite, das Menschliche bei der heiligen Rede, bei der Predigt des Wortes Gottes, in das rechte Licht zu stellen.

Der Mensch kann mit seiner Arbeit allein nie ein Diener an dem Worte werden. „Wenn auch jemand," sagt er in der Besprechung des 12. Kapitels des Römerbriefes (p. 649), „in dem Amte vollkommen wäre, so wird er doch, so ihm die Gabe des Amtes fehlt, für nichts geachtet werden. Und ebenso wird, wenn jemand in der Lehre auch vollkommen ist, so ihm die Gabe der Lehre, welche von Gott ist, fehlt, für nichts geachtet werden. Und so ist bei diesem Allen, welches aufgezählt worden ist, eine gewisse Vollkommenheit unter den Menschenkindern möglich, welche sie durch Arbeit und eigene Bemühungen erlangen, sei es in der Weisheit, sei es in der Lehre, sei es in anderen Diensten: aber wenn zu diesem Allem nicht von Gott die Gnadengabe hinzugefügt worden ist, so wird es nichts werden, weil, wenn ihnen die Gabe des Geistes fehlt, sie auch nicht Glieder an dem Leibe Christi sein können. Aber hier entsteht die Frage, ob nicht eine bestimmte Art von Prophetie in uns und aus uns sein kann, welche nicht Alles von Gott hat, sondern auch etwas Weniges aus menschlichen Anstrengungen gewinnt. Und dieß wird zwar den Uebrigen ganz unmöglich scheinen, aber es wird durch Paulus deutlich bestätigt, da er sagt: strebet aber nach den besten Gaben, am meisten aber, daß ihr weissagen möget (1. Cor. 12, 31 und 14, 1). Wodurch der Apostel zeigt, daß, wie jemand nach dem Amte, nach der Lehre, nach der Ermahnung u. s. w. strebt, und zwar dadurch, daß er Mühe und Fleiß darum anwendet, es so auch mit der Prophetie zu geschehen hat. Daher ist unter Prophetie dieses zu verstehen, — wenn jemand redet zur Erbauung der Menschen, und wenn er zur Ermahnung und zur Tröstung redet, und daher ist es möglich, daß wir uns der Prophetie dieser Art befleißigen, und es steht in unserer Gewalt, daß uns, so wir uns nur um diese bemühen, wenn wir es nach der Weise und dem Maße des Glaubens thun, von jener Prophetie, welche aus Gott ist, hinzugethan werde." Hiermit war ein neues Princip ausgesprochen, und Origenes war Mannes genug, um dieser neugewonnenen Grundanschauung das Heimathsrecht zu verschaffen.

Von heidnischer Rhetorik und Dialektik will er gar nichts wissen: die christliche Rede soll nicht als ein neues Reis diesem uralten, aber damals immer noch üppig treibenden Baume griechischer Wohlredenheit eingepflanzt werden. Die heilige Rede ist ein eigenthümliches, selbstständiges Gewächs, sie hat ihre eigenen Gesetze, ihre

eigenen Mittel, ihr eigenes Ziel. Die profane Beredsamkeit ist der Sauerteig der Pharisäer, welchen die Jünger des Herrn nicht mit sich schleppen sollen: „Der Herr bezeichnet in den Evangelien," lesen wir in der 5. Homilie zu dem Leviticus, § 7, „die Menschenlehre der Pharisäer, welche Ueberlieferungen, Menschensatzungen lehrten, als den Sauerteig, da er zu seinen Jüngern sagt: hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer (Matth. 16, 6). Gleicher Weise ist daher Menschenlehre z. B. die Grammatik oder die Rhetorik oder auch die Dialektik. Aus dieser Disciplin ist nichts zu dem Opfer, das ist zu dem, was über Gott zu denken ist, aufzunehmen; aber eine lichte Rede, der Glanz der Beredsamkeit und die Disputierkunst sind zum Dienste des Wortes Gottes mit Anstand zuzulassen." Es soll also kein fremdes Feuer zu dem Altare des wahrhaftigen Gottes herzugetragen werden: die heidnische Redekunst mit ihrem stolzen Prunke hat in dem Hause Gottes nichts zu suchen. Klar und deutlich, einfach und verständlich ist zu reden im Dienste des Wortes Gottes. Mit dieser letzteren Bestimmung macht Origenes den entschiedensten Ernst. Die Predigt, überhaupt jede Rede in der Gemeinde, hat sich ausschließlich mit der heiligen Schrift zu beschäftigen, Gottes Wort soll getrieben, soll ausgelegt werden und nichts weiter. Der Diener an dem Worte hat sich nicht mit den Lehrsätzen der heidnischen Philosophen herumzustreiten, es ist nicht seine Aufgabe, mit den Gnostikern in den unergründlichen Tiefen der Gottheit herumzuwühlen: der heilige Redner hat in der heiligen Schrift zu forschen, er hat in sie hineinzugraben, um das Wasser des Lebens für sich und seine Gemeinde zu finden. Nicht ernst genug kann Origenes es an das Herz legen, daß der Prediger sich selbst erst zu reinigen hat, damit er das Wasser des Lebens rein aus dem ewigquellenden Brunnen des Heiles schöpfe und den durstenden Seelen rein darreiche. „Lasset uns versuchen," mahnt er in der 12. hom. in Gen. zum Schlusse, „auch das zu thun, was die Weisheit erinnert, indem sie spricht: trink Wasser aus deiner Grube und Flüsse aus deinem Brunnen, habe du aber sie allein (Sprüche 5, 15 und 17). Versuche also auch du, mein Zuhörer, deinen eigenen Brunnen und deinen eigenen Quell zu haben, und fange auch du, wenn du ein Buch der Schrift ergreiffst, aus deinem eigenen Verstande an, etwas Verständiges hervorzubringen, und versuche, nachdem du in der Kirche gelernt hast, auch du zu trinken von dem

Quelle deines Geistes. Es ist in dir die Natur des lebendigen Wassers, es sind nicht-versiegende Wasseradern, und befruchtende Ströme vernünftiger Sinne da, wenn sie nur nicht mit Erde und Geröll angefüllt sind. Aber wohlan grabe die Erde heraus, schaffe den Schmutz rein hinweg, d. i. entferne die Trägheit deines Geistes, und schüttle die Erstarrtheit von deinem Herzen ab! Vernimm, was die heilige Schrift sagt: wenn man das Auge drückt, so gehen Thränen heraus, und wenn man Einem das Herz trifft, so läßt er es sich merken (Sir. 22, 23 f.). Daher reinige auch du deinen Geist, daß du auch ein Mal von deinen Quellen und aus deinen Brunnen das lebendige Wasser schöpfen kannst. Denn wenn du Gottes Wort in dich aufgenommen, wenn du das lebendige Wasser von Christus empfangen und zwar gläubig empfangen hast, wird in dir ein Quell des Wassers entstehen, das hinüberquillt in das ewige Leben in Jesus Christus, unserem Herrn, welchem die Ehre und das Reich ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." In einer Stelle seines Commentars zu dem Römerbriefe (Tom. X, p. 677) spricht er: „Die Leiter der Kirchen müssen beobachten und mit fleißigem Eifer darauf achten, daß sie nicht etwas zu reden scheinen, was Christus durch sie nicht gewirkt hat. Es spricht aber jemand dergleichen, das Christus durch ihn nicht gewirkt hat, dann z. B., wenn er von der Enthaltsamkeit redet und lehrt und selbst nicht enthaltsam ist, oder wenn jemand von der Nüchternheit, oder von der Gerechtigkeit, oder von der Austheilung der Güter, oder von der Verachtung des Besitzes gegenüber dem Reiche Gottes redet und in ihm selbst, der dieß lehrt, nichts davon Christus gewirkt hat." Origenes predigte sich selbst das Gebot Gottes und sorgte so dafür, daß er nicht, Andern predigend, selbst verwerflich wurde. Er sagt in der 12. hom. in Exod., § 4: „Ich strafe mich selbst, ich richte mich selbst, ich klage mich selbst meiner Schulden an; die, welche das hören, mögen zusehen, was sie über sich selbst urtheilen." Die Nachricht (Epiphan. haer. 64, 2), daß er ein Mal, als er reden wollte und sein Auge zufällig auf Psalm 50, 16 fiel, kein Wort vor Thränen habe hervorbringen können, scheint mir nicht ganz unwahrscheinlich zu sein, da er den Text immer zuerst auf sich selbst bezog und in seinen Predigten mehrfach seine Schwächen und Gebrechen bekennt, wie er z. B. in der ersten Homilie in lib. reg., § 1, sagt: „Wollet nicht bei mir das suchen, was ihr bei eurem Bischofe Alexander findet. Ich

gestehe, daß er uns alle übertrifft in der Gnadengabe der Sanftmuth." Von ihm gilt nach Eusebius (h. e. 6, 3): „Wie sein Wort, so war sein Wandel, und wie sein Wandel, so war sein Wort."

Zu dem Brunnen des Wortes Gottes hat der Diener an dem Worte zu gehen, damit er für sich und für seine Gemeinde das Wasser des Lebens habe. „Rebekka," so läßt er sich in der zehnten Homilie zu der Genesis, § 2, aus, „kam mit den Töchtern der Stadt, Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Rebekka kam täglich zu dem Brunnen, täglich schöpfte sie Wasser. Und weil sie täglich zu dem Brunnen zu kommen Zeit fand, deßhalb konnte sie von dem Knechte Abrahams gefunden und dem Isaak zum Weibe genommen werden. Glaubt ihr, daß das Fabeln sind, daß der heilige Geist in der Schrift Geschichtchen erzählt? Hier ist Unterweisung der Seelen und geistlicher Unterricht, welcher dich unterweist und lehrt, täglich zu dem Brunnen der Schrift, zu dem Wasser des heiligen Geistes zu kommen und immer zu schöpfen und das Gefäß voll nach Hause heim zu tragen, wie es auch die heilige Rebekka machte, welche nicht anders mit einem solchen Erzvater, wie Isaak war, der aus der Verheißung geboren ist, hätte verbunden werden können, wenn sie nicht Wasser geschöpft hätte, und zwar so viel geschöpft hätte, daß sie nicht bloß die tränken konnte, welche zu Hause waren, sondern auch den Knecht des Abraham, und nicht bloß den Knecht, sondern solchen Ueberfluß an Wasser hatte sie, daß sie auch die Kameele tränken konnte, bis daß, wie es heißt, sie sich satt getrunken hatten. Das sind Geheimnisse! Christus will dich mit sich verloben, denn zu dir spricht er durch den Propheten: ich werde dich mir verloben in Ewigkeit und werde dich mir verloben mit Glaube und Barmherzigkeit, und du wirst den Herrn erkennen (Hos. 2, 19). Weil also auch Christus dich mit sich verloben will, schickt er zu dir voraus diesen Knecht. Dieser Knecht ist die prophetische Rede (die Predigt); hast du dieselbe nicht vorher in dich aufgenommen, so kannst du Christo nicht vermählt werden. Du sollst aber wissen, daß Niemand ohne Uebung und Erfahrung die prophetische Rede unternimmt, sondern nur der, welcher Wasser aus der Tiefe des Brunnens zu schöpfen weiß, und welcher so viel zu schöpfen weiß, daß es auch für die hinlänglich ist, welche unvernünftig und verkehrt zu sein scheinen, deren Bild die Kameele sind: so daß auch er sagen kann, ich bin

ein Schuldner der Weisen und der Unweisen (Röm. 1, 14). Endlich sprach so in seinem Herzen jener Knecht: von den Jungfrauen, sprach er, welche zu dem Wasser kommen, welche zu mir sprechen wird: trinke du, und deinen Kameelen will ich auch zu trinken geben, die wird die Braut meines Herrn sein. So nun nimmt Rebekka, deren Namen Geduld bedeutet, sobald als sie den Knecht gesehen und das prophetische Wort erkannt hat, den Krug von der Schulter, denn sie legt ab die erhabene Anmaßung der griechischen Wohlredsamkeit und beugt sich zu der eben so niedrigen als auch einfachen prophetischen Rede herab und spricht: trinke du, und deinen Kameelen will ich auch zu trinken geben. § 3. Jene Seele also, welche Alles mit Geduld thut, welche so bereit und von solcher Gelehrsamkeit unterstützt wird, welche aus der Tiefe die Ströme der Wissenschaft zu schöpfen gewohnt ist, diese kann an der Hochzeit Christi Theil nehmen. Wenn du also nicht täglich kommst zu dem Brunnen, wenn du nicht täglich Wasser schöpfst, kannst du nicht nur Andere nicht tränken, sondern du wirst auch selbst Durst nach dem Worte Gottes erleiden."

Die Predigt hat also aus der Schrift zu schöpfen: sie hat das lebendige Wasser des Wortes Gottes rein und lauter dem Christenvolke darzubieten. Dieses Quellwasser der heiligen Schrift ist nicht mit dem Wasser, welches wir aus unseren eigenen löcherichten Brunnen oder aus den Cisternen, die Andere nach ihrer Kunst und Weisheit angelegt haben, erhalten, zu vermischen. Die Schrift legt sich selbst aus: die Beweise für die vorgetragenen Lehren, Mahnungen u. s. w. sind von nirgends anders woher als aus der Schrift selbst zu entnehmen. Sein eminentes Gedächtniß leistete ihm hierbei die besten Dienste: es war ihm eine geringe Mühe, die Hauptstellen, in welchen ein biblischer Ausdruck vorkommt, auf der Stelle aus dem Kopfe anzuführen und so seine Bedeutung zu ermitteln. Jeder soll ihm das nachmachen: denn der Diener am Worte soll nicht menschliche Vermuthungen, nicht annähernde Wahrscheinlichkeiten, sondern eine feste Lehre, die ewige Gotteswahrheit verkünden. „Was sollen wir von dem Erze sagen?" So lesen wir in der 13. Homilie zu dem Exodus, § 2: „Das Erz ist auch erforderlich bei der Herstellung der Stiftshütte. Das Erz scheint für die Tapferkeit genommen und an die Stelle der Tapferkeit und Standhaftigkeit gesetzt werden zu können. Aber damit nicht jemand sage, daß dieses

mehr Rathen als Auslegen sei, wenn das, was gesagt wird, nicht mit der Autorität der Schrift erhärtet wird, so glaube ich, daß das Erz von der Stimme verstanden werden kann." Die Kraft der heiligen Rede kommt durchaus nicht aus der Kunst der Menschen, sondern aus der Gnade Gottes, die auf der schlichten Darstellung des Schriftwortes ruht. In dem 9. Tomus des Commentars zum Römerbriefe (p. 646) heißt es: „Aber es ist darauf zu achten, daß Paulus, wie er auch unter Anderm sagt, nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit (1. Cor. 2, 4), sondern durch die Gnade redet, die ihm gegeben ist. Denn es besteht ein großer Unterschied zwischen der Gnade des Redenden und zwischen der menschlichen Weisheit. Endlich ist es durch die Erfahrung selbst kund geworden, daß, wenn beredte und unterrichtete Männer, welche nicht bloß in der Rede, sondern auch im Verstande viel leisten, Vieles in der Kirche gesprochen und ungeheuren Beifall geerndtet haben, doch keiner der Zuhörer von dem, was gesagt worden ist, einen Stich in das Herz, oder Wachsthum im Glauben, oder Antrieb zur Gottesfurcht aus Erinnerung an das, was gesagt worden ist, empfangen habe, sondern man geht, nachdem man durch die Ohren einen süßen Genuß und eine Ergötzung gehabt hat, aus einander. Oft aber bekehren Männer von geringer Beredsamkeit, welche sich auch nicht auf den Schmuck der Rede legen, mit einfachen und schmucklosen Worten viele Ungläubige zum Glauben, wie sie auch die Hochmüthigen zur Demuth beugen und den Sündern einen Stachel zur Bekehrung in's Gewissen treiben." Die Absicht des geistlichen Redners darf es durchaus nicht sein, die heilige Schrift nach allen Seiten hin auslegen zu wollen: er hat sich zu beschränken und zu bescheiden auf das, was zur Erbauung dient. Es heißt ausdrücklich in der ersten Homilie zu dem Leviticus, § 1: „So kurz als möglich wollen wir Weniges berühren von Vielem, indem wir nicht so sehr auf die Auslegung der einzelnen Worte ausgehen, dieses nämlich mit Muße zu thun, ist die Pflicht des Schriftstellers, als das, was zur Erbauung der Gemeinde gehört, vortragen, so daß wir den Zuhörern mehr Gelegenheit (Anstoß) zur Erkenntniß gewähren, als daß wir uns in eine breite Auseinandersetzung einlassen, wie auch geschrieben steht: gib dem Weisen Gelegenheit, so wird er noch weiser werden" (Sprüche 9, 9).

Erbauung der Gemeinde — das ist von Origenes schroff und sehr entschieden ausgesprochen — das ist der Zweck der Predigt:

er kann diese Wahrheit nicht oft genug aussprechen, nicht scharf genug betonen, denn leider ward in seiner Zeit schon vielfach gepredigt, nicht der Gemeinde wegen, um sie zu erbauen, sondern aus eigenem Interesse, um sich hören und bewundern zu lassen. Die Prophetie des neuen Testamentes, welche ihm das Ideal der Predigt so sehr ist, daß er sie selbst vielfach kurzweg die prophetische Rede, das prophetische Wort nennt, bestimmt er in seinem Commentar zu dem Römerbriefe (Tom. 4, p. 649) also: „Prophetie wird bei Paulus genannt, wenn jemand den Menschen zur Erbauung redet und wenn er redet zur Ermahnung und zum Troste." Die Erbauung wird durch Lehre und durch Ermahnung erzielt: beide Momente müssen stets beisammen sein. Am Ausführlichsten spricht sich unser Kirchenvater hierüber in der 13. Homilie zu dem Exodus, § 4, aus: „Das Feuer," sagt er, „hat eine doppelte Kraft, es erleuchtet und entbrennt. — Jenes Feuer, welches Jesus anzünden wollte, erleuchtet zwar jeden Menschen, der in diese Welt kommt, es hat aber auch etwas von dem, daß es entbrennt, wie jene bekennen: brannte nicht unser Herz in uns, als er uns die Schrift öffnete? (Luc. 24, 32.) Er entzündete also und entbrannte zu gleicher Zeit, da er die Schrift öffnete. — Wie wir jenes zwiefache Feuer darbringen können zur Erbauung seiner Stiftshütte, lasset uns sehen! Wenn du ein Lehrer bist, so erbaust du die Stiftshütte dadurch, daß du die Gemeinde erbaust: es spricht Gott daher auch zu dir, was er zu Jeremia sagt: siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund! (Jerem. 1, 9), das ist, das Feuer. Wenn du daher die Gemeinde Gottes lehrend und erbauend bloß schiltst, beschuldigst, straffst und die Sünde dem Volke vorwirfst, aber nichts zum Troste aus der heiligen Schrift vorträgst, nichts dunkles erhellst, nichts, was zu tieferer Wissenschaft gehört, berührst und nicht etwas zu tieferem heiligem Verständnisse beiträgst, hast du wohl Scharlach dargebracht, aber keinen doppelten. Denn dein Feuer entbrennt lediglich und erleuchtet nicht. Und wieder, wenn du lehrend die Geheimnisse des Gesetzes eröffnest, die Herrlichkeit der verborgenen Dinge besprichst, den Sünder aber nicht zeihst, den Nachlässigen nicht schiltst, die Strenge der Zucht nicht übst, so hast du wohl Scharlach dargebracht, aber keinen doppelten. Denn dein Feuer erleuchtet bloß und entbrennt nicht. Wer also in der rechten Weise darbringt und recht theilt, bringt doppelten Scharlach dar, so daß er dem Lichte des

Wissens das Feuer der Zucht beimischt." Diese beiden, die Erbauung beschaffenden, Mittel sind aber nicht von ganz gleichem Werthe: über dem belehrenden steht das ermahnende, denn nicht der Verstand, der Kopf ist es, der bei dem Menschen den Ausschlag gibt, sondern der Wille, das Herz. Es ist daher der Schriftauslegung nie so viel Raum in der Predigt einzuräumen, als der Schriftanwendung. Nicht die Bereicherung des Wissens, sondern die Erweckung und Tröstung des Herzens ist die Hauptsache. Dieß bekennt Origenes an mehr als einer Stelle seiner Homilien ganz offen. In dem Anfange der siebenten Homilie zu dem Leviticus sagt er: „Mehreres ist in der vorausgegangenen Vorlesung vorgetragen worden, wovon ich aber, durch die Kürze der Zeit beengt, nur Weniges besprechen kann. Denn ich habe jetzt nicht das Amt, die Schrift auszulegen, sondern die Gemeinde zu erbauen, obgleich auch aus dem heraus, was ich früher behandelt habe, ein verständiger Hörer deutliche Pfade zum Verständniß finden könnte. Und daher werde ich aus demjenigen, was soeben verlesen wurde, einiges — da ich nicht alles kann — was die Hörer erbauen dürfte, sammeln, wie Blumen des vollen Ackers, welchen der Herr gesegnet hat." Der geistliche Redner soll die Herzen seiner Hörer und vornehmlich die der Sünder bewegen, will er das erreichen, so muß er beten, „daß er mit solchen Worten spreche, welche, mit Kraft und Schlagfertigkeit und Begeisterung und heiligen Gedanken verkündigt, die Seele des Zuhörers erschüttern und zum Herzeleid und zu Geschrei und zu Thränen bewegen" (Hom. 19 in Jerem.).

Um aber seine Zuhörer zu erbauen, muß der Diener an dem Worte ein Zwiefaches verstehen: er muß erstens das Wort recht theilen und zweitens seine Zuhörer sehr genau kennen. Das Wort soll durch die Predigt gleichsam gebrochen werden: der Buchstabe, die Worte des Textes sind, so zu sagen, die Schale, aus dieser muß der Kern, der Sinn dieses Wortes herausgeschält werden, und zum Andern ist die gewonnene Wahrheit nicht im Großen und Ganzen gleich vorzutragen, sondern damit dieselbe recht einleuchte und alle in ihr enthaltenen Motive zu Herzen genommen werden können, ist sie in ihren einzelnen Elementen, Stück gleichsam für Stück, vorzulegen. „Siehe, wie der Herr," ruft er in der 12. Homilie zur Genesis, § 5, derselbe Gedanke kehrt Hom. in Lev. 4, 10 wieder, „in den Evangelien die wenigen Brode bricht, und wie viele

Tausende sättigt er und wie viele Körbe mit Broden bleiben übrig! So lange die Brode unversehrt sind, wird Niemand gesättigt, Niemand erquickt. Auch die Brode selbst scheinen nicht zu wachsen. Erwäge nun, wie wir die wenigen Brode brechen; aus der heiligen Schrift nehmen wir wenige Reden, und wie viele tausend Menschen werden gesättigt! Aber wenn jene Brode nicht gebrochen werden, wenn sie nicht von den Jüngern in Stücke klein gebrochen werden, d. h. wenn nicht der Buchstabe nach und nach gebrochen wird, so kann seine Bedeutung nicht Allen klar werden. Wenn wir aber angefangen haben zu verhandeln und Alles einzeln zu besprechen, dann mögen die Leute, so viel sie wollen, nehmen. Was sie aber nicht nehmen können, das ist zu sammeln und aufzubewahren, auf daß nichts umkomme." Nach seinen Zuhörern hat sich der geistliche Redner zu bemessen: er hat Sorge zu tragen, daß er ihnen nicht über die Köpfe weg predige, daß er die berechtigten Bedürfnisse der Schwachen und der Starken, der Weisen und der Unweisen befriedige. Nicht oft genug kann er dieß einschärfen. In der 6. Homilie zu Numeri sagt er gleich im Eingange: „Mehreres ist uns zugleich verlesen worden, und über dieses Alles zu reden, gestattet weder die Kürze der Zeit noch die Größe der Geheimnisse. Es wird aber erlaubt sein, aus den ungeheuren Feldern einzelne Blumen zu sammeln, und nicht Alles, was der Acker in Ueberfülle hervorbringt, sondern nur das, was zum Riechen genügt, zu pflücken. Aehnlicher Weise darf ja auch Einer, der zu der Quelle kommt, nicht so viel schöpfen, als die reiche Wasserader hervorsprudelt, sondern nur was den Durst der trockenen Kehle heilsam stillt, damit nicht die Welle, in reicherem Maße, als recht ist, zu sich genommen, dem Trinkenden etwa Verderben bereite." In einer anderen Stelle (Hom. 14 in Gen. § 4) vergleicht er den Prediger mit Isaak, der nach Gen. 26, 30 dem Abimelech ein Mahl bereitete. „Und es machte ihnen Isaak ein Mahl und sie aßen und tranken: so spricht er hier. Es ist gewiß, daß, wer das Wort verwaltet, ein Schuldner ist der Weisen und der Unweisen (Röm. 1, 14). Weil er nun den Weisen ein Mahl bereitet, deßhalb wird gesagt, daß er kein kleines, sondern ein großes Abendmahl bereitete. Und du, wenn du kein Kind mehr bist und die Milch nicht mehr bedarfst, sondern geübte Sinne herzubringst und, nachdem sehr viel Bildung vorausgegangen ist, empfänglicher zum Verständnisse des Wortes Gottes kommst,

auch dir wird ein großes Abendmahl zu Theil. Es wird dir nicht das Gemüse der Schwachen als Speise zubereitet, noch wirst du mit Milch genährt, womit die kleinen Kinder ernährt werden, sondern der Diener am Wort wird dir ein großes Mahl machen. Er wird dir die Weisheit reden, welche unter den Vollkommenen vorgetragen wird, Weisheit Gottes, die in's Geheimniß verborgen ist, wird er dir vortragen, welche keiner der Fürsten dieser Welt erkannt hat." Höchste Vorsicht thut bei dem Vortrage der christlichen Lehre überhaupt und der Geheimnisse unseres Glaubens insbesondere Noth. Er sagt (Hom. in Lev. 12, 7): „In den Evangelien steht geschrieben: der Säemann säet das Wort (Mark. 4, 14). Er will also nicht, daß das Wort Gottes von denen, welche säen, befleckt werde. Wer sind nun die, welche säen? Die das Wort Gottes in der Kirche vortragen. Es mögen daher die Lehrer es hören, daß sie nicht etwa einer befleckten Seele, einer hurerischen Seele, einer ungläubigen Seele das Wort Gottes anvertrauen, daß sie nicht etwa das Heiligthum den Hunden geben und die Perlen vor die Säue werfen (Matth. 7, 6), sondern reine Seelen, Jungfrauen in der Einfalt des Glaubens, welche in Christo ist, mögen sie sich auswählen, ihnen mögen sie die verborgenen Geheimnisse befehlen, ihnen mögen sie das Wort Gottes und die Verborgenheiten des Glaubens kund thun, daß in ihnen Christus durch den Glauben eine Gestalt gewinne." An einer anderen Stelle warnt er, den Schwachen im Glauben die Tiefen des Glaubens zu erschließen: in der 4. Homilie zur Numeri, § 3, lesen wir: „Wenn der ein Priester ist, welchem die heiligen Gefäße, d. i. die Heimlichkeiten der Geheimnisse des Glaubens anvertraut sind, so mag er von jenen (den Priestern der Stiftshütte) lernen und beobachten, wie er diese unter dem Schleier des Gewissens verwahren muß, und nicht leicht an die Oeffentlichkeit heraustragen darf. Oder wenn es die Umstände fordern, daß er sie hervorbringe und den Geringeren, das ist den Unerfahrenen, mittheile, daß er sie nicht unverhüllt hervorbringe, daß er sie nicht offen zeige und vollständig enthüllt; sonst begeht er einen Menschenmord und rottet das Volk aus."

Da nun aber die Erbauung der Zweck der Predigt ist und die Predigt sich an das im Gottesdienste verlesene Wort der Schrift anzuschließen hat, und in dem Gottesdienste nicht von dem Prediger erst auserwählte Abschnitte der Bibel, sondern, wie vor allen Dingen

in den Wochengottesdiensten, ganze Bücher derselben, Kapitel für Kapitel, verlesen wurden, so sah sich Origenes auch als Homilet gedrängt, eine Betrachtung der heiligen Schrift zu gewinnen, welche ihn in Stand setzte, jeden Vers des Wortes Gottes als eine unerschöpfliche Fundgrube zur Erbauung der Gemeinde auszubeuten. Mit dem Buchstaben, mit dem Wortsinne der heiligen Schrift kommt man vielfach in das ärgste Gedränge. Der buchstäbliche Sinn ist an vielen Orten ein purer Unsinn, rein unmöglich, weil es unmöglich sich so verhalten kann, wie berichtet wird. So bemerkt er (Hom. in Gen. 7, 6) zu den Worten, daß der Engel des Herrn der Hagar die Augen geöffnet habe, daß sie den Quell in der Wüste sah: „Wie kann dieß geschichtlich genommen werden? Wo finden wir denn, daß Hagar verschlossene Augen hatte, und daß sie hernach geöffnet wurden? Ist hierin nicht klarer als das Licht ein geistlicher und mystischer Sinn?“ So sagt er zu den Vorschriften wegen des Sündopfers (Lev. 6, 25) in der 5. Hom. in Lev., § 1: „Wenn wir dieß Alles nicht in einem anderen Sinne nehmen, als die Worte lauten, so wird es, wie ich schon oft gesagt habe, wenn es in der Kirche vorgelesen wird, mehr zur Verhinderung und zur Umstürzung des christlichen Glaubens, als zur Ermahnung und Erbauung dienen.“ „Bleiben wir an dem Buchstaben kleben, so lesen wir Hom. in Lev. 7, 5, und fassen wir entweder so, oder wie es den Juden, oder dem gemeinen Haufen dünkte, was im Gesetze geschrieben ist, so erröthe ich zu sagen und zu bekennen, daß Gott solche Gesetze gegeben hat. Denn es scheinen viel geschmackvoller und vernünftiger die Gesetze der Menschen zu sein, wie z. B. die der Römer, oder die der Athener, oder die der Lacedämonier.“ Was soll man mit den ewigen Kriegsgeschichten des Alten Testamentes in dem Gottesdienste anfangen? Er sagt in der 15. Hom. in Jos. 1 rund heraus: „Wenn diese fleischlichen Kriege nicht ein Bild wären von den geistlichen Kriegen, so wäre nie von den Aposteln angeordnet worden, daß die jüdischen Geschichtsbücher von den Jüngern Christi, der den Frieden zu bringen gekommen ist, gelesen würden.“ Zur Ehre Gottes und seines heiligen Wortes sah er sich genöthigt über den Buchstaben der Schrift hinauszugehen. „Ich glaube,“ sagt er Hom. 7 in Num. § 2, „daß auch die Anlaß geben, Mosen zu verkleinern, welche z. B., wenn der Leviticus und Numeri gelesen werden, nicht zeigen, wie dieses, was in einem dunklen Worte geschrieben ist, im Lichte verstanden werden

muß, d. i., welche das, was im Gesetz gelesen wird, nicht geistlich auslegen. Denn die, welche den Gebrauch der Opfer, die Beobachtung der Sabbathe oder dergleichen in der Kirche verlesen hören, nehmen nothwendiger Weise Anstoß und sagen: Was muß das denn in den Kirchen verlesen werden? Wozu nützen uns die jüdischen Vorschriften und die Satzungen des verworfenen Volkes? Das gehet die Juden an, und die Juden mögen zusehen, was sie damit anfangen! Damit nun dergleichen Anstöße den Hörern nicht widerfahren, muß man sich Mühe geben das Gesetz zu verstehen, und nach dem, was das geistliche Gesetz ist, ist Alles zu verstehen und auszulegen, was gelesen wird, damit nicht durch Schuld der Lehrer, ja aus Trägheit und Nachlässigkeit, von dem Unverständigen und Ununterrichteten Moses verkleinert werde. Zu dem Herrn wollen wir uns aber wenden, daß uns das Antlitz Mosis nicht verunstaltet, sondern herrlich und würdig erscheine, so daß wir ihn nicht nur nicht herabsetzen, sondern je nach dem Maße unseres Verständnisses ihm Lob und Ehre zu Theil werden lassen."

Es ist also heilige Pflicht über den Buchstaben hinauszugehen, welchen Origenes übrigens nicht bloß im Alten Testamente findet; er sagt Hom. in Lev. 7, 5: „Es ist auch in den Evangelien Buchstabe, der da tödtet, nicht bloß in dem Alten Testamente wird der tödtende Buchstabe gefunden: es ist auch in dem Neuen Testamente Buchstabe, welcher den tödten kann, der, was gesagt wird, nicht geistlich versteht." In der Philokalia c. 1. p. 51, womit Hom. in Exod. 1, 4 und in Jerem. 39 zu vergleichen ist, lesen wir: „Man muß glauben, daß kein Titel der heiligen Schrift der Weisheit Gottes ermangelt, denn der, welcher zu dem Menschen gesprochen hat: du sollst nicht leer vor dem Herrn erscheinen (Sir. 35, 6), wird um so viel mehr selbst nichts leeres sagen; denn die Propheten nehmen, was sie sagen, aus seiner Fülle. Deßhalb weht Alles von jener Fülle her, und es gibt nichts in den Propheten, in dem Gesetze oder dem Evangelium oder den apostolischen Briefen, was nicht von dieser Fülle herkommt. Es weht von jener Fülle her denen, welche Augen haben, die Offenbarungen der göttlichen Fülle zu sehen, Ohren, sie zu vernehmen, einen Sinn, um den Wohlgeruch, der von daher kommt, einzuziehen. Wenn du aber ein Mal bei dem Lesen der Schrift auf einen Gedanken triffst, der so zu sagen ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses ist, so klage dich selbst an und verzweifle nicht gleich

daran, daß dieser Stein des Anstoßes Gedanken enthalte, so daß eintreffen wird, was geschrieben ist: wer glaubt, wird nicht zu Schanden werden (Jes. 7, 9). Glaube nur erst, und du wirst unter dem, was dir als Anstoß erschien, vielen heiligen Nutzen finden." Die Steine des Anstoßes, die Felsen des Aergernisses kommen uns nur dadurch in den Weg, daß wir die heilige Schrift einseitig und deßhalb falsch betrachten: sie will als ein vielgliedriges, reich gestaltetes, organisches Ganze angesehen werden. Hätte nun Origenes einen Sinn für Geschichte, ein Verständniß für die geschichtliche Offenbarung, für die Heilsökonomie, für die Pädagogie Gottes in Bezug auf die Menschheit gehabt, so hätte er wohl eine andere Lösung gefunden oder wenigstens angebahnt, da ihm aber diese Erkenntniß versagt war, so mußte er sich selbst sein System zurechtlegen. Er geht von dem ganz richtigen Gedanken aus, daß die heilige Schrift für den Menschen da ist, und schließt daraus, daß sie dem Menschen homogen sei, daß sie, dem Menschen gleich, Leib, Seele und Geist habe. Mit der wünschenswerthesten Deutlichkeit spricht er sich hierüber in dem auch griechisch erhaltenen 1. Kapitel der 2. Homilie in den Leviticus, womit Hom. 5, 2 in demselben Buche fast wörtlich übereinstimmt, also aus: „Der Gott, der das Gesetz gegeben hat, hat auch das Evangelium gegeben, der das Sichtbare geschaffen hat, hat auch das Unsichtbare gegeben. So besteht eine Verwandtschaft, so daß Gottes unsichtbares Wesen, d. i. seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken (Röm. 1, 20). Was in dem Gesetze und den Propheten gesehen wird, hat auch Verwandtschaft mit dem, was nicht gesehen, sondern in dem Gesetze und den Propheten gedacht wird. Indem nun auch die Schrift selbst aus einem Leibe besteht, den man sieht, und aus einer Seele, die darin erkannt und erfaßt wird, und aus einem Geiste, welcher nach den Vorbildern und Schatten der himmlischen Dinge ist; so lasset uns unter Anrufung dessen, welcher der Schrift einen Leib und eine Seele und einen Geist gegeben hat, und zwar den Leib für die, die vor uns gewesen sind, die Seele für uns aber und den Geist für die, welche in dem zukünftigen Aeon das ewige Leben ererben und zu den himmlischen Gütern und zu der Wahrheit des Gesetzes gelangen sollen, nicht den Buchstaben, sondern die Seele jetzt erforschen. Wenn wir aber im Stande sind, so lasset uns auch zu dem Geiste aufsteigen nach Art und Weise der Opfer, von denen der Text

sprach.“ Der Leib der heiligen Schrift, das ist der Buchstabe, der wörtliche Ausdruck, der Wortlaut, ist demnach das Erste, was bei der Predigt über dieselbe behandelt werden muß: der Zuhörer muß den Text nach seinem Wortverstande fassen. Es wohnt aber in diesem Schriftleibe auch eine lebendige Seele, die Seele ist das Princip der Bewegung in uns, das Bewegliche; das den Willen, das Leben bei uns Bestimmende ist also weiter aus dem Texte herauszusetzen. Endlich aber ist in dem Schriftleibe auch ein Geist, ein denkender, ein in die Tiefen Gottes und der Dinge eindringender; dieser erkennt in allem Endlichen ein Gleichniß, einen Schatten, einen Typus des Unendlichen: auch dieses Moment ist aus dem Schriftwort zu entwickeln. Ein dreifaches Amt liegt hiernach dem Diener an dem Worte auf: er hat den buchstäblichen Sinn des Wortes, darüber er spricht, klar zu machen, er hat die moralischen Motive, die sittlichen Tendenzen seines Textes zu entfalten, er hat endlich die darin verborgenen göttlichen Geheimnisse zu enthüllen: er ist zu gleicher Zeit Hermeneut, Ergodiokt in dem Werke der Heiligung und Mystagog zu den Tiefen der Gottheit. Origenes kann es nicht gut heißen, wenn der Diener an dem Worte bloß die moralische Auslegung bieten, also bloß Moral predigen wollte: es ist seine Amtspflicht, auch jenen letzteren tiefen Sinn aus seinem Texte mit Hülfe der allegorischen Schriftauslegung, die er noch mit vielen anderen Namen bezeichnet, herauszulocken. Ernstlich mahnt er dazu Hom. in Lev. 5, 8: „Höret dieses, ihr Priester des Herrn allesammt, und merkt euch wohl, was gesagt wird. Das Fleisch, welches von den Opfern den Priestern zufällt, ist das Wort Gottes, welches sie in der Gemeinde lehren. In Bezug auf dasselbe werden sie durch mystische Bilder ermahnt, daß, wenn sie begonnen haben dem Volke einen Vortrag zu halten, sie nichts von gestern vortragen, nichts Altes, was nach dem Buchstaben schmeckt, aussprechen, sondern durch die Gnade Gottes immer Neues vortragen und immer Geistliches finden.“ Diese mystische Auslegung ist aber nicht eingehend und ausführlich zu geben, sondern nur kurz und bündig, nur in Andeutungen und Winken; sie aber ganz zu unterlassen, wäre ein Unrecht an denen, welche im Glauben gefördert sind. „Jenen anderen Theil der Auslegung,“ sagt er, Hom. 27, 13 in Num., „aus diesem zu erschließen und zu erwägen, überlasse ich einem jeden Verständigen. Denn es genügt, den Weisen eine Gelegenheit gegeben zu haben:

da es nicht frommt, daß der Sinn des Zuhörers ganz müßig und unthätig bleibe. Aus einer Vergleichung dessen, was ich gesagt habe, möge jene bedacht, ja auch etwas Deutlicheres und Göttlicheres ersonnen werden: denn Gott gibt den Geist nicht nach dem Maße" (Joh. 3, 34). „Denn," heißt es Hom. 4, 4 in Lev., „wir müssen an das Gebot des Herrn denken, darin er sagt, daß Niemand neuen Wein in alte Schläuche schüttet, sonst zerreißen die Schläuche und der Most wird verschüttet (Matth. 9, 17): wodurch er anzeigt, daß der Seele, welche noch nicht erneuert ist, sondern noch in dem alten Buchstaben verharrt, die Heimlichkeiten der neuen Geheimnisse, welche durch Christus der Welt offenbart sind, nicht anvertraut werden dürfen."

Gehen wir nun, nachdem wir den Versuch gemacht haben, des Origenes Anschauungen von der Verkündigung des Wortes Gottes vor der Gemeinde im Zusammenhange darzustellen, zu der Untersuchung über, was er nun selbst darin geleistet hat, mit einem Worte, von Origenes dem Homiletiker zu Origenes dem Homileten.

Wir besitzen von Origenes eine große Menge geistlicher Reden, aber unter denselben ist keine einzige freie Rede, wie sie in der alten Kirche sehr viel gehalten wurden, welche, ganz von einem bestimmten Schriftworte absehend, sich über irgend einen den Christen interessirenden Gegenstand in der ungebundensten Weise verbreitet. Alle seine Vorträge schließen sich an einen Schrifttext an, wollen ihn auslegen und anwenden, sind Bibelstunden, Homilien. Wir haben von ihm 17 Homilien zur Genesis, 13 zum Exodus, 16 zum Leviticus, 28 zu Numeri, 26 zu Josua, 9 zu den Richtern, 2 zu dem ersten Buche Samuelis, 9 zu Jesaias, 19 zu Jeremias, 14 zu Ezechiel, 9 zu den Psalmen, 2 zum Hohen Liede, 39 zu Lukas: leider hat sich von den wenigsten das griechische Original erhalten, die meisten sind nur in den vielfach verkürzten und geänderten Uebersetzungen des Hieronymus und Rufinus vorhanden. Wie viele andere Homilien verloren gegangen sind, läßt sich nicht sicher ermitteln. Die wenigsten dieser heiligen Reden sind von dem Kirchenvater selbst niedergeschrieben worden, die meisten hielt er nach sehr gründlicher Meditation ganz frei, später trat er vielfach ganz unvorbereitet auf. Die meisten Homilien rühren von Schnellschreibern her, denen Origenes erst, nachdem er 60 Jahre alt geworden war, erlaubte, seine Worte zu Papier zu bringen.

Die äußere Einrichtung dieser Reden gleicht sich wie ein Haar dem andern, so daß man sagen kann, wenn man auf weiter nichts als auf das äußere Kleid der Homilie das Auge wirft, mit einer habe man sie alle insgesammt gelesen. Seine Eingänge sind so einfach, wie nur irgend möglich: er knüpft entweder seinen Vortrag an den zuletzt gehaltenen mit wenigen Worten an, oder er geht von dem Schriftstück aus, welches der Lektor verlesen hat, und gibt an, was von demselben zu behandeln er Willens ist. Ein Thema der Rede wird nirgends aufgestellt, höchstens eine Art von Ueberschrift, wie in der 2. Hom. in Reg., wo er gleich im Anfange erklärt, daß er über die Hexe von Endor sich auslassen wolle. Von einer Disposition ist keine Rede, wenn in dem Texte, welcher der Homilie zu Grunde liegt, selbst keine Einheit ist, so läuft der Vortrag nach allen Seiten hin aus einander, und selbst wenn der Text fest geschlossen ist, hält das den Redner nicht ab, sich in der ungebundensten Weise zu ergehen und die heterogensten Dinge zu besprechen. Der Text weist seiner Rede wohl das Bett, in welches sie sich zu ergießen hat, doch läßt sich der Redestrom die Freiheit nicht nehmen, wo es ihm wohlgefällt, wühlt er ein Mal in die Tiefe, und, wo es ihm gut däucht, breitet er sich lustig aus und wieder, wenn es ihm in den Sinn kommt, überspringt er ganze Verse und Abschnitte. Der Diener am Worte läßt sich offenbar gerne gehen, er läßt sich nicht gern Zwang anthun, er behauptet seine Freiheit. Er geht allerdings stets von dem Texte aus, aber kein Kenner des Textes ist vermögend zu sagen, was er nun sagen wird: er nimmt aus dem Texte heraus, was ihm gerade recht ist, erfaßt einen Gedanken, einen Gegenstand, verfolgt diesen, je nachdem er Lust hat, eine kleine Weile, dann läßt er mit einem Male wieder fallen, was er begonnen und kaum halb ausgeführt hatte, um wieder zu einer beliebigen Stelle seines Textes zurückzukehren, um einen neuen Gedanken daran anzuknüpfen und das alte Spiel auf das Neue sehr bald anzufangen. Es wird nicht leicht, — Tzschirner behauptet sogar, durchaus nicht, was mir zu viel gesagt scheint, denn gar manche Rede, wie z. B. Hom. 13 in Exod., Hom. 12 in Lev., hängt in sich, allerdings immer noch lose genug, zusammen, — ein Gegenstand in irgend einer Rede gründlich, vollständig behandelt, tausend Dinge werden berührt, aber keines von diesen Tausenden wirklich erledigt. Der Schluß der Rede kann kein Kopfbrechen machen: Origenes kann

schließen, wann und wo er will: er krönt dann seinen letzten Gedanken meist mit einer Doxologie auf den Herrn.

Das Griechisch des Origenes wäre unstreitig besser, wenn er seine Homilien ausgearbeitet hätte: da seine Vorträge meist so, wie sie aus seinem Munde hervorkamen, aufgenommen wurden, kann die Sprache nicht gut anders lauten, als wie sie damals in gebildeten Kreisen geredet wurde. Barbarisch, ungelenk, gemein ist sie nirgends, aber sie ist auch nicht schön, nicht formvollendet und anmuthig gerundet. Er ist ein gewandter, fließender, glatter Redner, aber es fehlt seiner Rede recht an Abwechselung, sie leidet offenbar an einer Art von Monotonie. Man kann nicht eigentlich sagen, daß seine Rede nach der Schule schmecke, daß er die Sprache der Gelehrten, den Ton der Wissenschaften in den Gottesdienst hineingebracht habe, obschon er hin und wieder in seinen Vorträgen in wissenschaftliche Untersuchungen, was wir durchaus nicht billigen können, sich eingelassen hat. Ich tadle ihn nicht wegen seiner Apostrophen, die er an die Gnostiker, wie z. B. an Marcion und Valentinus, richtet; das ließ sich nicht gut vermeiden, und es galt, diesen Gnostikern, welche die Gemeinde gefährdeten, auch vor der Gemeinde mit dem Schwerte des Wortes entgegenzutreten: aber daß er in seinen Homilien Erörterungen anstellt, welches die richtige Lesart sei, wie z. B. Hom. in Gen. 17, 6; in Jud. 1, 1; in Cant. 2, in Jes. 2, in Jerem. 8, in Luc. 35 u. s. w., oder welches die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes, wie z. B. Hom. in Gen. 15, 2 das Zeitwort ἀναζωπυρεῖν besprochen wird, geht über das Erlaubte hinaus. Die Homilien sind den Leuten, vor welchen sie gesprochen wurden, verständlich gewesen, das unterliegt keinem Zweifel, ob sie gleich nicht die Sprache des Volkes, sondern die Sprache einer höheren wissenschaftlichen Bildung reden. Ein Volksredner konnte dieser Redner nicht werden, dazu ist seine Sprache nicht anschaulich, nicht bilderreich, nicht volltönend, nicht lebendig, nicht packend, nicht erschütternd genug. Nicht gerade matt und trocken fließt seine Rede dahin, aber sie ist doch im Ganzen zu gemessen und ruhig, zu wenig schwungvoll und erhaben, entzückend und hinreißend. Der Ton bedächtiger Untersuchung, heiligen Ernstes waltet in allen: nur höchst selten erhebt sich die Rede in lebendiger Frische, zu andringenden, herzbewegenden Ermahnungen. Exclamationen, Ausrufungszeichen u. dgl. können diesen Mangel nicht beseitigen. Gelegentlich geräth

Origenes etwas in's Feuer, aber es hält nicht lange an. In der Hom. 8 in Gen. § 5 versteigt er sich ein Mal zu einer Anrede an den Erzvater Abraham, ergreifend ist in Hom. 7 in Luc. sein Wort an die Katechumenen. „Wer hat euch, Katechumenen," heißt es hier zum Schluß, „in die Kirche gesammelt? Welcher Stachel hat euch getrieben, daß ihr eure Häuser verlassen und diese Versammlung aufgesucht habt? Denn wir haben eure Häuser nicht eines nach dem andern besucht, sondern der allmächtige Vater flößt euch diesen Eifer mit unsichtbarer Kraft in die Herzen, welche er würdig findet, daß ihr gleichsam wider Willen und mit Sträuben zu dem Glauben gelangt; da ihr meistentheils im Anfange eurer Bekehrung gleichsam zitternd und zagend den Heilsglauben mit Furcht annehmet. Ich beschwöre euch, o Katechumenen, wollet euch nicht sträuben: keiner von euch scheue sich und zage, sondern folget Jesu nach, der euch vorangeht. Dieser zieht euch zu dem Heile, sammlet euch zu der Kirche, jetzt zwar hienieden, aber wenn ihr würdige Früchte bringt, in die Gemeinde der Erstgebornen, die in dem Himmel angeschrieben sind. Selig ist, wer da glaubt denn das wird vollendet werden, was der Herr gesagt hat." Gregorius Thaumaturgus rühmt allerdings § 78 an der Rede des Origenes, daß dieselbe wie ein scharfer Pfeil das Herz getroffen habe, denn in ihr hätten sich süße Anmuth und Ueberredung und Zwang vereinigt: wir wollen nicht leugnen, daß auf den Lobredner die Rede seines Meisters, der ihn ja bekanntlich in Cäsarea zum Dienste der Kirche gewann, diesen Eindruck gemacht hat; allein die Seelen der wenigsten Menschen sind so zartbesaitet wie Gregorius' Seele war, daß eine so milde, sanfte, ruhige Rede solche große Dinge thun kann. Ganz richtig bemerkt Erasmus, welcher sonst mehrfach die Beredsamkeit dieses großen Alexandriners überschätzt hat, daß er kaum irgendwo sich erhebt, sondern ganz in das Lehren versunken ist und nie die Affekte in Bewegung setzt, es sei denn daß der Gegenstand selbst sie errege, was die Art der attischen Redner sei. Hieronymus hebt schon die Simplicität dieser Homilien in seiner Vorrede zu den von ihm übersetzten zum Ezechiel als das charakteristische Merkmal hervor, welcher sich der Redner, mit Verachtung alles Schmucks der rhetorischen Kunst, befleißige; wir wollen die Dinge, nicht die Worte loben. fügt er beistimmend hinzu. Das ist richtiger, als wenn Eustathius von einer maßlosen Geschwätzigkeit und Tautologie redet:

mit der ersten Beschwerde thut er dem Origenes ein schweres Unrecht. Es gibt sehr kurze Homilien, wie z. B. die zu dem Lukas, welche, wenn der Uebersetzer nicht ganz außerordentlich zusammengezogen hat, kaum eine Viertelstunde in Anspruch genommen haben; am längsten sind die beiden über das Hohe Lied ausgefallen, allein über eine Stunde haben auch diese nicht gedauert: Origenes hielt eine Stunde, wie aus der zweiten Homilie gleich im Anfange zu 1. Samuelis und aus der dreizehnten Homilie § 3 in Exodum hervorgeht, für das rechte Maß eines Gottesdienstes. Eigentliche Tautologien, d. h. Wiederholungen desselben Gedankens in einer und derselben Predigt, sind mir nirgends begegnet, hingegen habe ich gefunden, daß in verschiedenen Homilien dieselben Ideen und Allegorien wiederkehren, häufig mit denselben Ausdrücken: so haben Hom. 7 in Lev. und Hom. 6 in Num. denselben Eingang, so stimmt Hom. 2 in Lev. 1, und Hom. 5, 2 vollständig überein, so kehrt die Allegorie von Hom. in Gen. 12, 5 und Hom. in Lev. 4, 10 wieder. Allein darauf hin kann man die Klage wegen Tautologien lange noch nicht erheben, welcher Prediger wird nicht in ähnlicher Weise sein eigener Plagiator? Nur das wird aus jener Beschwerde des Eustathius als wahrer Rest übrig bleiben, daß die Gedankenbewegung hin und wieder nicht rasch und kräftig genug ist, daß Weitschweifigkeiten nicht immer vermieden werden.

Daß das Herz des Redners mitbetheiligt ist und seine Rede durchaus nicht das einseitige Werk seines Verstandes ist, merkt man einer jeden Homilie an. Es ist dem Origenes eine Herzenssache, zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde zu reden. Im Gebet hat er sich zu seiner Predigt vorbereitet und gesammelt; er wußte ja, daß das Gebet allein der Schlüssel sei, der uns das Verständniß des Wortes Gottes eröffnet. „Es sei dir aber nicht genug, anzuklopfen und zu suchen," schreibt er an den Gregorius Thaumaturgus, § 3, „am nothwendigsten ist auch das Gebet um Einsicht in die göttlichen Dinge. Dazu uns antreibend, sprach der Heiland nicht allein (Matth. 7, 7): klopfet an, so wird euch aufgethan, suchet, so werdet ihr finden: sondern auch: bittet, so wird euch gegeben!" Und dieses Gebet that um so mehr Noth, als der Redner so vielfach gar nicht wußte, worüber er in dem nächsten Augenblicke reden sollte. Die Texte, welche durch den Lektor verlesen wurden, waren nämlich meistens so groß, daß sie in einer Rede gar

nicht behandelt werden konnten: so liegen z. B. den Hom. 6, 7, 8 in Lev. wenigstens zwei oder drei Kapitel zu Grunde, der Hom. 15 in Jerem. gar in dem Buche des Propheten 15, 10 bis 17, 5. Es konnte der gesammte Schriftabschnitt nicht besprochen werden, der Redner gruppirte denselben und fragte wohl, welcher Theil des Textes zur Sprache gebracht werden sollte. Vielfach überließ man ihm selbst die Wahl des Gegenstandes, so z. B. Jerem. Hom. 15, Lev. 7, 1. Num. 6, 1; aber er empfing auch oft von dem gegenwärtigen Bischof die nöthige Weisung, so unter Andern Hom. 13, 1 in Jerem.: „Es wird uns von den Bischöfen befohlen, die Rede des Fürsten von Tyrus zu besprechen, daß wir sagen, weßhalb er zu loben und zu tadeln ist, und zugleich sollen wir etwas über Pharao, den König von Aegypten, reden." Auch Hom. 2 in Reg., welche gleich so anhebt: „Das was vorgelesen wurde, ist eine Mehrzahl von Geschichten. Es wurde gelesen die Geschichte von Nabal, dann die Geschichte von Davids Versteck in der Wüste Siph, die dritte Geschichte war, daß David zu dem Könige Achis nach Gath floh, zuletzt dann die bekannte Geschichte von der Hexe zu Endor. Es sind vier Abschnitte, und jeder von ihnen hat nicht wenig Schwierigkeiten, welche auch Einer, der solche erörtern kann, nicht in einer Stunde der Zusammenkunft erörtern kann, sondern nur in mehreren. Der Bischof bestimme, welche von diesen vier Geschichten ich besprechen soll. Er sagt, die von der Hexe soll erörtert werden." Endlich traten auch in dem entscheidenden Augenblicke ganz bestimmte Wünsche aus der versammelten Gemeinde an den Redner heran, denen er sich nicht entziehen konnte. So heißt es z. B. Hom. 15, 1 in Num.: „Obgleich die Ordnung der Lektionen, welche verlesen wurden, mehr fordert davon zu reden, was der Lektor vorgetragen hat, so habe ich doch geglaubt, weil einige Brüder verlangen, daß mehr jenes, was von der Weissagung des Bileam geschrieben ist, durchgesprochen werde, daß es billig sei, nicht sowohl der Ordnung der Lektionen gerecht zu werden, als den Wünschen der Zuhörer." Betend ging er in das Haus Gottes, mit stillem Gebete begann er vor der Gemeinde zu reden. Wir sehen in Hom. 13 in Exod. ihm in sein Herz: „Aber da ihr sehr erwartet, daß etwas von dem, was verlesen worden ist, besprochen werde, und mir mein Herr es gebietet, indem er spricht: du solltest mein Geld zu den Wechslern gethan haben und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das Meine zu mir

genommen mit Wucher (Matth. 25, 27): will ich ihn bitten, daß er mein Wort würdige zu seinem Gelde zu machen, daß ich nicht mein Geld, nicht mein Gold euch, sondern seines leihe, zu euch mit seinem Worte und in seinem Sinne rede und dieß auf den Tisch eures Gehörs auftrage." Origenes war sich seiner schweren Verantwortung bewußt, er fühlte sehr tief, daß es ein kühnes Wagniß sei, vor dem Angesichte Gottes zu dem Volke Gottes zu reden. In der 11. Hom. in Num. § 5 sagt er: „Wenn ich es verdiente, heute irgend einen großen und dem höchsten Priester würdigen Sinne vorzutragen, so daß unter alle dem, was wir sprechen und lehren, etwas Treffliches wäre, welches dem obersten Priester gefallen dürfte, könnte es vielleicht geschehen, daß der Engel welcher der Gemeinde vorsteht, aus alle dem, was wir sagen, etwas auswählte und als Erstlinge von der Heerde meines Herzens Gott überbrächte. Aber ich weiß, daß ich das nicht verdiene und ich bin mir nicht bewußt, daß irgend solch ein Sinn bei mir gefunden werde, welchen der Engel, welcher uns ausbildet, für würdig erachten könnte, daß er als ein Erstling oder eine Erstgeburt Gott dargebracht werde. Ach daß doch das, was wir reden und lehren der Art wäre, daß wir nicht verdienten wegen unsrer Worte verdammt zu werden; diese Gnade genügte uns schon." Oefter bittet er seine Zuhörer mitten in seinem Vortrage, wenn er z. B. zu der allegorischen Auslegung fortschreiten will, wie Hom. in Gen. 3, 1 und 5, Lev. 12, 4, um ihre brüderliche Fürbitte, daß Gott, welcher allein die Decke vor dem Angesichte wegnehmen kann, ihm einen hellen Blick in das Geheimniß seines Wortes schenke; vielfach fängt er allein in seiner Rede zu beten an, so z. B. Hom. in Gen. 2, 3. Lev. 5, 5. Betend trug er seine Homilien vor, und er wußte sich getragen von den Gebeten Vieler seiner Zuhörer. Von allen, darf ich nicht sagen, denn Origenes schon klagt an mehr als einer Stelle nicht bloß über den schlechten Besuch seiner Predigten und überhaupt des Gottesdienstes, sondern auch über den Leichtsinn, über das Geschwätz während desselben. Es heißt Hom. 10 in Gen. § 1: „O daß doch auch ihr Isaake würdet und die Freude eurer Mutter, der Kirche, wäret! Aber ich fürchte, daß die Kirche noch mit Traurigkeit und Seufzen ihre Kinder gebiert. Oder muß sie nicht trauern und seufzen, da ihr nicht zusammenkommt, um Gottes Wort zu hören, und kaum an festlichen Tagen zur Kirche geht, und dieß nicht so-

wohl aus Verlangen nach dem Worte, als vielmehr aus Lust an der Festlichkeit. — Was soll ich über die Abwesenden klagen? Auch ihr, die ihr gegenwärtig seid und in der Kirche euch befindet, seid nicht andächtig, sondern ihr schwatzt und klatscht mit einander und wendet dem Worte Gottes und den göttlichen Lektionen den Rücken." Aehnlich lautet es Hom. 12, 2 in Exod.: „Wie Einige von euch hören, daß der Schriftabschnitt verlesen wird, gehen sie fort — Andere warten nicht ein Mal ab, daß die Lektionen verlesen werden in der Kirche. Andere aber wissen nicht ein Mal, ob sie verlesen werden, sie beschäftigen sich in den entlegeneren Theilen des Hauses Gottes mit weltlichen Erzählungen." Auch Hom. in Exod. 13, 1 und 3 kehrt dieselbe Klage wieder, vorzüglich arg trieben es die Frauen, „welche so laut schwatzen, welche so viele Geschichten zu erzählen haben, daß sie keine Stille zu Stande kommen lassen."

Nach dem, was Origenes über die Auslegung der heiligen Schrift gedacht hat, sollte man erwarten, daß jedes Wort, jeder Text der heiligen Schrift, womit er sich in seinen Homilien beschäftigt, erst nach seinem Wortlaute, sodann nach seinem moralischen Werthe und endlich nach seinem mystischen Sinne behandelt würde, und zwar daß er, da die Predigt vor allen Dingen die Aufgabe hat, Seelen zu erwecken, die Gemeinde zu erbauen, auf den moralischen Theil das Hauptgewicht gelegt hätte. Hier ist sich aber Origenes nicht ganz treu geblieben, in vielen Homilien wird der Text nach diesen drei Beziehungen betrachtet, aber in ebenso vielen wird derselbe nur nach seinem Wortverstande und nach seinem mystischen Inhalte erörtert, sehr selten ist der Fall, daß er sich, wie z. B. Hom. 14, 15, 17 in Jerem. mit der Erläuterung des Wortsinnes zufrieden gibt. Mit ganz entschiedener Vorliebe und mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft sucht er den verborgenen, geistlichen, mystischen und sonst noch mit vielen anderen Worten bezeichneten Sinn zu erheben. Vergebens sehen wir uns in den Homilien und den übrigen Schriften unseres Kirchenvaters nach einer Stelle um, welche uns seine hermeneutischen Grundsätze in Bezug auf die Gewinnung dieses tieferen Sinnes der heiligen Schrift mittheilte und begründete. Er hielt das nicht für nöthig, und wollen wir die Wahrheit gestehen, er hätte dieß auch schlechterdings nicht leisten können, denn zu und in seinen allegorischen Auslegungen ist kein zwingender Grund, keine innere Nothwendigkeit, sie sind die Kinder

augenblicklichen Einfalls, geistreicher Combination, witzigen Scharfsinnes, seltsamer Ideenassociationen. Origenes hat sie selbst schwerlich anders angesehen, er spricht deßhalb, wenn er zu ihnen übergeht, nie mit apodiktischer Bestimmtheit: so ist es, und anders kann es nicht gefaßt werden: er stellt seine Auslegung zur Wahl hin in der allerbescheidensten Weise. Er bedient sich meist der Wendungen: „siehe zu, ob nicht; verstehe, ob nicht; vielleicht; ob nicht; oder, wenn ich es wagen darf" u. s. w. Wir können nicht behaupten, daß seine Auslegungen allgemeinen Beifall fanden: wir erfahren dieses von ihm selbst. „Jeder von uns," sagt er Hom. 13, 3 in Gen., „welcher am Worte Gottes dient, gräbt einen Brunnen und sucht lebendiges Wasser, womit er die Zuhörer erquicke. Wenn ich also auch anfangen werde, die Aussprüche der Alten zu untersuchen und in ihnen einen geistlichen Sinn aufzuspüren, wenn ich werde gewagt haben, die Decke von dem Gesetze zu entfernen und zu zeigen, daß, was geschrieben ist, allegorisch gemeint ist, so grabe ich zwar Brunnen, aber sogleich werden mir die Freunde des Buchstabens Chikanen erregen und mir nachstellen und fortwährend Feindschaften und Verfolgungen bereiten, indem sie behaupten, daß die Wahrheit nur auf der Erde stehen könne. Lasset uns aber, wenn wir Knaben des Isaak sind, die Brunnen und Quellen des lebendigen Wassers lieben; lasset uns von den Streitlustigen und Ränkevollen zurücktreten und sie auf der Erde zurücklassen, welche sie lieben! Lasset uns aber niemals aufhören, Brunnen lebendigen Wassers zu graben, und lasset uns, indem wir bald Altes und bald auch wieder Neues untersuchen, jenem Schriftgelehrten im Evangelium ähnlich werden, von dem der Herr spricht, daß er aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt (Matth. 13, 52). Aber wenn mich jetzt einer von denen sprechen hört, welcher die weltlichen Wissenschaften kennt, so sagt er vielleicht, das ist unser Eigenthum, was du da redest, und ist die Wissenschaft unserer Kunst: das selbst, was du besprichst und lehrst, ist unsere Beredsamkeit. Und er erregt mir einen Streit wie ein Philister, indem er sagt, du hast auf meinem Grund und Boden einen Brunnen gegraben, und er scheint mit Recht für sich in Anspruch zu nehmen, was seines eigenen Landes ist. Darauf aber werde ich antworten, daß die ganze Erde Wasser hat, daß aber, wer ein Philister und irdisch gesinnt ist, nicht versteht in jedem Lande Wasser zu finden, nicht weiß, daß in jeder Seele ein

vernünftiger Sinn, das Ebenbild Gottes ist, nicht weiß, daß Glaube, Frömmigkeit und Gottesfurcht in Allen gefunden werden kann." In der Hom. 7, 4 in Lev. heißt es: „Aber um dieß aufzufinden, bedürfen wir der Zeugnisse der göttlichen Schrift, daß nicht einer glaube (denn es lieben die Menschen ihre Zunge scharf zu machen, wie ein Schwert), daß nicht, sage ich, einer glaube, daß ich Gewalt der heiligen Schrift anthue und das, was von den Thieren, den Vierfüßlern, oder auch von den Vögeln, oder den Fischen, den reinen und unreinen, im Gesetze gesagt wird, auf die Menschen beziehe und weiß mache, dieß sei von (in Beziehung auf) Menschen gesagt. Denn vielleicht dürfte einer der Zuhörer sagen, warum thust du der Schrift Gewalt an? Von Thieren wird gesprochen, also ist es von Thieren zu verstehen." Diesen Einwendungen gegenüber begnügt sich Origenes einfach auf den Vorgang des Apostels Paulus zu verweisen, der ja auch (1. Cor. 10, 1 ff.) die alttestamentliche Geschichte als einen Typus auffasse, und auf weiteres läßt er sich nicht ein. Dieser Nachweis genügte ihm, denn es ist ja seine Eigenart, daß er, wo es gilt den Beweis der Wahrheit für einen Satz anzutreten, entweder ein bestimmtes Schriftwort anruft oder eine biblische Analogie angibt.

Was die Gegner des Origenes sagten, hat zum größten Theile seine Richtigkeit. Die Allegorie, wie er sie liebt, ist nicht auf dem Grunde der heiligen Schrift erwachsen: die gelehrten Alexandriner haben so schon lange vor unserem Vater verfahren, Philo mit den Geschichtserzählungen des Alten Testamentes und heidnische Gelehrten mit ihren heiligen Mythen. Wer wollte heut zu Tage noch leugnen, daß der fromme Origenes der heiligen Schrift mit seinen allegorischen Erklärungen wirklich Gewalt angethan habe? Er war ein Kind seiner Zeit, und bei dem größten Manne können diese Spuren seiner Zeit nie ganz verwischt werden. Wenn ich nicht sehr irre, so haben die Allegorieen unseres Predigers vor den Allegorieen seiner Zeitgenossen immer noch einen großen Vorzug: sie sind nämlich nicht abgeschmackt, nicht so ganz an den Haaren herbeigezogen, nicht ohne einen christlichen Gedanken und erbaulichen Sinn. Er huldigt dem Genius seiner Zeit, aber er sucht denselben doch auch zu gleicher Zeit auf bessere, heilsamere Bahnen zu lenken. Dieß ersehen wir aus seinen gelegentlichen Auseinandersetzungen mit anderen allegorischen Ausdeutungen. So sagt er, Hom. 5, 5 in Lev.: „Ich weiß

wohl, was die Allegorie anlangt, daß Einige den Loth auf die Person des Herrn gezogen haben und seine Töchter auf die beiden Testamente. Aber wer da weiß, was die Schrift über die Ammoniter und Moabiter sagt, die aus dem Geschlechte des Loth abstammen, wird dieß wohl nicht gern annehmen. Wie könnte er denn mit Christus reimen, daß die, welche seinem Samen entsproßt sind, bis in das dritte und vierte Glied nicht in die Kirche des Herrn eintreten werden. Wir aber fassen den Loth als Bild der Kirche, so weit wir es verstehen. Und das scheint nicht unangemessen, weil das Wort „Gesetz" im Griechischen männlichen Geschlechtes ist." Aehnlich Hom. 8, 4 in Jud., wo es heißt: „Nun aber, da wir sehen, daß bei dem ersten Zeichen, da Thau auf das Fell mit Wolle fiel, das ganze Feld aber trocken blieb und das andere Mal der Thau auf das ganze Land fiel, aber das Fell trocken blieb, woraus Gideon die Zuversicht gewann, daß der Herr durch seine Hand Israel erlösen wolle, müssen wir nach dem Sinne dieses Geheimnisses forschen, worüber, wie ich mich erinnere, einer von unseren Vorgängern in seinen Büchern gesagt hat, das Fell mit Wolle sei Israel, und das andere Land stehe an der Stelle von den übrigen Völkern, und der Thau, welcher auf das Fell fiel, sei das Wort Gottes, was jenem Volke allein von dem Himmel geschenkt worden sei. Allein über Israel ist der Thau des göttlichen Gesetzes herabgekommen. Der Sinn des zweiten Zeichens ist entgegengesetzt. — Dieß wird uns durch die Arbeit unserer Vorgänger, wie sich zu bekennen schickt, dargeboten, aber damit auch wir, nachdem wir das Wort der Weisen gehört haben, wie geschrieben ist, auch mitreden und etwas dazu fügen müssen, wollen wir zusehen, was wir darauf bauen können. Da ich den 71. (jetzt 72.) Psalm bei mir oft bewegte, kam ich darauf, weil er, da er die Ankunft Christi in ihm beschreibt, behauptet, daß in ihm in Erfüllung gehen werde: er wird herabfahren, sagt er, wie der Regen auf das Fell, wie die Tropfen, die das Land feuchten (V. 6). Hier wird das Fell erwähnt, das Fell wird auch in den Psalmen beschrieben. Denn er fährt herab wie der Regen, spricht er, auf das Fell. Er fährt also herab auf jenes Fell des Volkes der Beschneidung, und wie Tropfen, die das Land feuchten: d. h. auf die übrige Erde fährt unser Herr Jesus Christus herab, träufelnd auch auf uns, und die Tropfen des himmlischen Thaues auch uns darbringend, damit

auch wir trinken, die wir waren auf der ganzen Erde Felder, von der Dürre ausgetrocknet."

Origenes fühlte sich mächtig, ja selbst übermächtig zu der allegorischen Auslegung hingezogen, es war ihm ein Bedürfniß und zugleich seine höchste Lust, dem tieferen Sinne in der Schrift nachzuforschen. Er kennt seine Neigung selbst recht gut: Hom. 13, 3 in Num. sagt er: „Welche Schwierigkeit wird uns die Darlegung des geistlichen Sinnes machen, wenn der erste Anblick des Buchstabens selbst uns schon in so große Schwierigkeiten verwickelt. Aber obgleich uns das Verlangen hinreißt, dasjenige, was mehr verborgen ist, zu besprechen, so ist doch auch dieses nicht ganz zu unterlassen, was in der Mitte liegt." Zügeln konnte er aber seine Begierde meist nicht, er läßt ihr unwillkürlich die Zügel schießen und kann kaum ein Ende finden in seiner Jagd auf Allegorien. Wenn diese allegorischen Auffassungen noch auf das Ethische gingen, ließen wir sie uns gerne gefallen, allein sie gehen ganz überwiegend auf das intellektuelle Gebiet; nicht das christliche Leben soll durch sie erweckt und genährt, sondern die christliche Erkenntniß vertieft und ausgebreitet werden.

Tiefe Blicke hat Origenes in das sittliche Leben hinein gethan und Gregorius Thaumaturgus kann nicht genug loben, wie tiefgründend und tiefbewegend seine Vorlesungen über die Ethik gewesen sind. Aber daß in den Homilien die ethische Seite zu kurz wegkommt, kann keinem Zweifel unterliegen, was um so auffallender ist, als Origenes immer und immer wieder betont, daß nur der reine und heilige Mensch die Wahrheit in reinem, vollem Lichte schauen kann. Reinheit des Herzens und des Lebens ist die unerläßliche Vorbedingung zu dem tieferen Verständnisse: jeder Punkt der Schrift, welcher uns dunkel bleibt, weist auf einen dunkeln Punkt in unserem Herzen, welcher das Licht des Wortes Gottes uns verdüstert. In der Hom. 12, 1 in Exod. lesen wir: „Wenn aber jemand einen Wandel und ein Leben führen kann, vortrefflicher als das übrige Volk, der kann hineinschauen in die Klarheit seines Angesichtes. Aber bis auf den heutigen Tag, sagt der Apostel, wenn Moses gelesen wird, hängt die Decke über ihrem Herzen (2. Cor. 3, 15), und nun redet Moses mit verklärtem Gesichte, aber die Klarheit, die in seinem Angesichte ist, vermögen wir nicht anzusehen. Daher vermögen wir es nicht, weil wir noch ein Volk

sind, welches keinen größeren Eifer, keine größere Würdigkeit hat, wie der übrige Haufe. Aber weil der heilige Apostel sagt: es bleibet dieselbige Decke unaufgedeckt über dem Alten Testamente, wenn sie es lesen (ibid. V. 14), würde uns die ausgesprochene Sentenz dieses so großen und hohen Apostels alle Hoffnung auf Verständniß abschneiden, wenn er nicht hinzugefügt hätte: wenn es sich aber bekehrete zu dem Herrn, so würde die Decke abgethan (V. 18). Er sagt also, daß der Grund, weßhalb die Decke abgethan wird, unsere Bekehrung zu dem Herrn sei. Hieraus gewinnen wir die Aussage, daß, so lange als uns, wenn wir die heilige Schrift lesen, der Sinn verborgen bleibt, wir noch nicht zu dem Herrn bekehrt sind. Denn wenn wir zu dem Herrn bekehret wären, würde ohne Zweifel die Decke weggenommen werden."

Moralische Ausdeutungen des Schriftwortes, wie Anwendungen desselben auf unser sittliches Leben, finden sich allerdings auch in den Homilien, und dieselben beweisen uns, daß der Kirchenvater auf diesem Gebiete nicht bloß gründliche Studien und tiefe Erfahrungen gemacht hatte, sondern es mit sich selbst sehr genau und scharf nahm. Er findet in dem Menschen eine Duplicität, zwei Momente sind in ihm verbunden, aber dieselben sind einander nicht gleich, das eine hat zu gebieten, das andere aber zu gehorchen. In der 1. Hom. in Gen. § 2 allegorisirt er so: „Und Gott sprach: es werde eine Veste zwischen den Wassern, und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Und da machte Gott die Veste (1. Mos. 1, 6 ff.). Da Gott schon den Himmel gemacht hatte, macht er jetzt das Firmament. Denn er machte den Himmel früher, von welchem er sagt: der Himmel ist mein Stuhl (Jes. 66, 1). Nach ihm aber macht er das Firmament, d. i. den körperlichen Himmel. Denn jeder Körper ist fest ohne Zweifel und dicht, und dieß ist es, was zwischen dem Wasser scheidet, welches über dem Himmel ist, und welches unter dem Himmel ist. Denn da die Dinge, welche Gott machen wollte, aus Geist und Leib bestehen, wird aus diesem Grunde gesagt, daß im Anfange und vor Allem der Himmel gemacht worden sei, d. i. die ganze geistige Substanz, über welcher, wie auf einem Throne und Stuhle, Gott ruht. Jener Himmel aber, d. i. das Firmament, ist körperlich. Und daher zwar ist jener erste Himmel, welchen wir den geistigen genannt haben, unser Verstand, welcher auch selbst Geist ist, d. i. unser innerer geistlicher Mensch, welcher

Gott sieht und erkennt. Jener körperliche Himmel aber, der das Firmament heißt, ist unser äußerlicher Mensch, welcher körperlich geschauet wird. Wie nun das Firmament der Himmel genannt wird, um deßwillen, daß es scheiden soll zwischen den Wassern, welche über ihm, und denen, welche unter ihm sind, so wird auch der Mensch, welcher im Leibe sich befindet, wenn er scheiden und unterscheiden gelernt hat, was Wasser ist, das über dem Firmamente und das unter dem Firmamente ist, selbst auch der Himmel, der himmlische Mensch genannt werden, nach dem Urtheile des Apostels Paulus, der da spricht: unser Wandel aber ist in dem Himmel (Phil. 3, 20). — Es beeifere sich ein jeder von uns daher, ein Scheider jenes Wassers zu werden, welches oben und welches unten ist, damit er nämlich, indem er ein Verständniß und Antheil gewinnt an dem geistlichen Wasser, an jenem, welches über dem Firmamente ist, Ströme lebendigen Wassers, das hinüberspringt in das ewige Leben, aus seinem Leibe hervorgehen lasse, geschieden und getrennt von jenem Wasser, welches darunter ist, d. i. von dem Wasser des Abgrundes, in welchem, wie die Schrift sagt, die Finsterniß ist, in welchem der Fürst dieser Welt, der feindliche Drache, mit seinen Engeln wohnt, wie vorher angegeben wurde. Durch Antheil nun an jenem Wasser, von dem es heißt, daß es über dem Himmel sei, wird jeder Gläubige himmlisch, d. i. wenn er sein Sinnen auf das Hohe und Erhabene gerichtet hält und nicht an die Erde, sondern ganz allein an das Himmlische denkt, was droben ist, sucht, wo Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes" (Col. 3, 1). Origenes kennt sehr gut den Kampf der beiden Geister in dem Herzen des Menschen, er findet das Gelüsten des Fleisches wider den Geist abgebildet in dem Gebote des Pharao, daß alle neugebornen Knaben der Israeliten getödtet werden sollten. Es heißt Hom. 2, § 1 in Exod.: „Wir wollen daher untersuchen, warum der König von Aegypten, welcher der Fürst dieser Welt ist, die Knaben nicht am Leben lassen will, wohl aber die Mädchen. Wenn ihr euch erinnert, so haben wir oft disputirend erwiesen, daß durch die Weiber das Fleisch und die Lüste des Fleisches dargestellt werden, der Mann aber ist der vernünftige Sinn, der erkennende Geist. Den vernünftigen Sinn aber, der das Himmlische schmecken kann, welcher Gott erkennen und suchen kann nach dem, das droben ist, diesen haßt Pharao, der König und Fürst Aegyptens, diesen wünscht er

zu tödten und zu verderben. Er wünscht aber, daß Alles, was des Fleisches ist, lebe, und er wünscht, daß das, was zu der körperlichen Materie gehört, nicht bloß lebe, sondern auch sowohl vermehrt, als auch ausgebildet werde. Denn er will, daß Alle fleischlich gesinnt sind, das Vergängliche begehren, das, was auf Erden ist, suchen; keiner soll gen Himmel seine Augen erheben, keiner soll forschen, woher er in diese Welt kam, keiner an seine Heimath, das Paradies, gedenken." Hat Gott uns aus der Welt herausgeführt, so gilt es, daß wir nicht lüstern, sehnsüchtig zurückschauen; in Hom. 5, 2 in Gen. heißt es: „Weil das Gesetz zeitlich ist und was den Alten widerfahren ist, vorbildlich ihnen widerfuhr, so lasset uns sehen, ob nicht etwa Loth, der nicht hinter sich blickte, der vernünftige Sinn und der männliche Geist sei, und ob sein Weib nicht hier ein Bild des Fleisches sei. Denn das Fleisch ist es, das immer nach den Lastern zurückschaut, das, wenn der Geist nach dem Heile strebt, rückwärts blickt und seine Lüste sucht." „Die Tugend wird," nach Hom. 2, 2 in Exod., „allein ausgebildet und allein genährt in der christlichen Kirche," und zwar ist es mit der Ergreifung einer Tugend nicht gethan, die Tugenden lassen sich nicht vereinzeln und theilen, sie bilden gleichsam einen Leib, alle muß man also zugleich pflegen. „So sollst du an allen Tagen," heißt es Hom. 1, 3 in Jud., „dem Herrn Jesus dienen, d. i. in allen diesen Tugenden. Denn die Unterweisung der Schrift will nicht, daß du etliche von diesen Tugenden in dir habest und andere vernachlässigst, sondern daß du, geschmückt mit allen diesen Tugenden und in ihrer Ausführung begriffen, dem Herrn dienest." Zu einzelnen Tugenden wird kurz und kräftig gemahnt, so Hom. 5, 1 in Gen. zur Gastfreundschaft, mit diesen Worten: „Die Engel, zur Zerstörung Sodoms geschickt, sorgen erst, obgleich sie das ihnen befohlene Geschäft schleunig auszurichten wünschen, für ihren Wirth, den Loth, daß sie ihn aus dem bevorstehenden Verderben durch das Feuer in Anbetracht seiner Gastfreundschaft erretten. Höret dieses, die ihr den Fremdlingen eure Häuser verschließt; höret dieses, die ihr einen Gast wie einen Feind fliehet! Loth wohnte in Sodom. Kein anderes, gutes Werk wird von ihm berichtet; die Gastfreundschaft, so wird erwähnt, kam ihm ganz allein zu statten: er entrann dem Feuer, er entrann der Feuersbrunst allein um deßwillen, daß er den Gästen sein Haus öffnete. Das gastliche Haus betraten die Engel: die den Gästen verschlossenen Häuser betrat das Feuer."

zur Keuschheit in der Ehe fordert Origenes um so dringender auf, als ihm der Ehestand nicht gerade ein heiliger Stand war; denn Hom. 6, 4 in Num. lesen wir: „Die rechtmäßigen Ehen sind zwar ohne Sünde, aber in jener Zeit, da die eheliche Pflicht vollzogen wird, wird die Gegenwart des heiligen Geistes nicht geschenkt, wenn auch ein Prophet zu sein scheint, welcher die Pflicht der Kindererzeugung erfüllt," vgl. Hom. 23, 3 in Num. Er nimmt es sehr scharf, Hom. 5, 4 in Gen. sagt er unter Anderm: „Ich scheue mich, was ich denke, offen zu sagen, ich fürchte, sage ich, daß dieser (der beiden Töchter des Loth) Unzucht keuscher war, als die Keuschheit Vieler. Es mögen sich fragen und prüfen die in Ehen lebenden Frauen, ob sie allein um deßwillen zu den Männern gehen, daß sie Kinder empfangen" u. s. w. Mehrfach fordert er zu solch einer Prüfung und Erforschung des eigenen Herzens auf, so z. B. Hom. 2, 3 in Jud.: „Jeder möge sich nun selbst prüfen und stille in seinem Herzen forschen, welche Flamme der Liebe am meisten und über alles Andere darin lodert, welche Neignug er feuriger vor der andern hegt. Ihr selbst sollt darüber das Gericht abhalten und auf der Wagschale eurer Prüfung dieß abwägen, und wenn etwas ist, was in eurer Liebeswage das Uebergewicht hat, das ist dein Gott. Aber ich fürchte, daß bei den Allermeisten die Liebe zum Golde überwiegt und daß das Gewicht der Habsucht, indem die Schale tief genug herabgedrückt wird, sich herabneigt." In der Erörterung von schwierigen sittlichen Fragen zeigt Origenes ein sehr großes Geschick und umsichtiges Urtheil. Interessant ist in dieser Beziehung die Hom. 5 in Gen., welche von Loth und seinen Töchtern handelt. Hier heißt es § 3: „Hierauf wird nun jene allbekannte Geschichte berichtet, in welcher geschrieben steht, daß seine Töchter listig den Beischlaf des Vaters erschlichen haben. Ich weiß nicht, ob in diesem Punkte jemand den Loth so entschuldigen kann, daß er ihn von aller Sünde frei macht. Und anderer Seits glaube ich auch nicht, daß er so anzuklagen ist, daß er einer so schweren Unzucht schuldig werden müßte. Denn ich finde nicht, daß er der Keuschheit seiner Töchter nachgestellt oder ihnen ihre Unschuld mit Gewalt geraubt habe, sondern daß er mehr Nachstellungen erfahren hat und listig umgarnt worden ist. Aber hinwieder wäre er von seinen Töchtern nicht gefangen worden, wenn er nicht hätte trunken gemacht werden können. Daher scheint er mir einer Seits beschuldigt und anderer

Seits entschuldigt werden zu können. Denn er kann entschuldigt werden, weil er von dem Vorwurfe der Begierde und der Lust frei ist und weil er nicht beschuldigt wird, es selbst gewollt, oder den Wollenden beigestimmt zu haben. Er unterliegt aber der Schuld, weil er betrogen werden konnte, weil er dem Weine sich zu sehr hingab und dieses nicht ein Mal, sondern zwei Mal that. Denn die Schrift scheint mir gewisser Maßen für ihn einzutreten, da sie spricht: und er ward's nicht gewahr, da sie sich legte und da sie aufstand (1. Mos. 19, 33). Von den Töchtern wird dieß nicht gesagt, welche den Vater mit Kunst und Absicht betrügen. Jener aber ist von dem Weine so sehr eingeschläfert worden, daß er nicht wußte, daß er bei der älteren und bei der jüngeren Tochter gelegen hatte. Höret, was die Trunkenheit anrichtet, höret, welche Schandthat der Rausch herbeiführt! Die Trunkenheit betrügt, den Sodom nicht betrügen konnte. Jener wird ergriffen von den Flammen der Weiber, den die Schwefelflamme nicht ergriff. Es wurde also Loth mit List, nicht mit seinem Willen betrogen. Daher steht er mitten inne zwischen den Sündern und den Gerechten." Auch über das Unterfangen der Töchter fällt er ein sehr maßvolles Urtheil. „Es scheint," sagt er § 4, „daß die Töchter des Loth etwas erfahren haben von dem Untergange der Welt, der durch das Feuer drohe, aber wie Mädchen hatten sie es nicht vollständig und vollkommen erfahren, sie wußten nicht, daß, nachdem die Gegenden von Sodom durch das Feuer verwüstet waren, noch ein langer Zeitraum der Welt unversehrt bleibe. Sie hörten, daß an dem Ende der Welt die Erde und alle Elemente durch die Hitze des Feuers zerschmolzen werden sollten, und sahen das Feuer, sahen die Schwefelflammen, sahen Alles wüste werden. Sie sahen auch, daß ihre Mutter nicht am Leben erhalten sei, und vermutheten, daß dergleichen etwas, wie sie von Noa's Zeiten gehört hatten, geschehen sei und daß sie, um das Geschlecht der Sterblichen wieder herzustellen, allein mit dem Vater gerettet wären. Verlangen ergreift sie, das Menschengeschlecht wieder darzustellen, und sie glauben, daß von ihnen der Anfang zur Wiederherstellung der Welt geschehen müsse. Und obgleich es ihnen ein großes Verbrechen zu sein schien, den Beischlaf des Vaters zu stehlen, so schien ihnen die Gottlosigkeit doch größer zu sein, wenn sie, wie sie glaubten, die Hoffnung auf menschliche Nachkommenschaft durch Bewahrung ihrer Keuschheit vernichteten."

Allein alle diese moralischen Ausdeutungen sind eigentlich Neben-

sachen, und so oft der Prediger auch versichert, daß er nur so im Vorübergehen ganz kurz den geistlichen Sinn andeuten wolle, so hält er doch nie Wort: er verweilt am längsten und am liebsten bei dieser mystischen Auslegung, welche überall tiefe Beziehungen, deutliche Fingerweise, helle Typen des Herrn Jesu und seines Reiches im Himmel und auf Erden mit seinen Gütern findet. So fand er denn auch in dieser Geschichte von Loth und seinen beiden Töchtern den Geheimsinn § 5: „Loth stieg auf einen Berg hinauf und wohnte dort in einer Höhle, wie geschrieben steht, er und seine beiden Töchter. Auch das Gesetz ist — wir müssen das glauben — hinaufgestiegen, als ihm durch den von Salomo erbauten Tempel ein Schmuck zuwuchs, als es zwar ein Haus Gottes, ein Bethaus wurde, aber die bösen Bewohner es zu einer Räuberhöhle machten. Es wohnten also Loth und seine beiden Töchter in einer Höhle. Diese beiden Töchter beschreibt der Prophet deutlich, indem er sagt, daß Ahala und Ahaliba (Ezech. 23, 4) zwei Schwestern seien, und zwar Ahala Jerusalem und Ahaliba Samarien sei. — Jene wollten das fleischliche Geschlecht fortpflanzen und die Macht des Erdreiches durch eine zahlreiche Nachkommenschaft verstärken, indem sie den Vater einschläferten und ihm einen Schlaftrunk beibrachten, d. i. indem sie seinen geistlichen Sinn zwingen und verdecken, und ziehen daraus allein einen fleischlichen Sinn. Daher empfangen, daher gebären sie solche Söhne, welche der Vater weder kennt, noch anerkennt. Denn es war nicht dieß der Sinn oder dieß die Absicht des Gesetzes, daß es fleischlich zeuge, sondern das Gesetz wird betäubt, daß eine solche Nachkommenschaft geboren werde, welche nicht in die Kirche des Herrn kommen kann."

Nach dem Urtheile der Menschen fragte Origenes nicht: er sagt Hom. 25 in Luc.: „Die Meisten, da sie uns mehr lieben, als wir verdienen, rühmen und reden, indem sie unsere Vorträge und Lehre loben, solches, was ich mit gutem Gewissen nicht annehmen kann. Andere aber verläumden unsere Abhandlungen und beschuldigen uns, daß wir das denken, was wir, wie wir wissen, niemals gedacht haben. Aber weder diese, welche mehr lieben, noch jene, welche hassen, beobachten die Regel der Wahrheit, und die Einen lügen aus Liebe, die Andern aus Haß." Er wollte nur ein gutes Gewissen vor seinem Gotte haben und meinte ihm und seinem Volke mit seiner allegorischen Predigt des Evangeliums einen Dienst zu thun.

Gregorius von Nazianz.

An dem Himmel der Kirche leuchten in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts drei Sterne erster Größe: alle drei aus einem und demselben Lande hervorgegangen; einander sehr nahe stehend, von ihren Zeitgenossen auf das Höchste bewundert. Wer kennt nicht die drei großen Kappadocier, die siegreichen Verfechter der orthodoxen Lehre von Gott dem Sohne gegen die Arianer: Basilius den Großen, Gregorius von Nyssa, seinen Bruder, und unsern Gregorius von Nazianz? Wir besitzen von ihnen allen noch Schriften, unter diesen befinden sich auch heilige Reden: diese sind ausgezeichnet und rechtfertigen vollständig die hohe Meinung des Alterthums von ihren Verdiensten. Die Palme muß ich aber doch dem Nazianzener als Redner zuerkennen. Basilius ist mehr ein mit großer Menschenkenntniß, in heiligem Ernst und gemessener Würde seine vortrefflichen Anweisungen ertheilender Kirchenfürst: Gregorius von Nyssa, sein hochbegabter Bruder, ist mehr ein glänzender Redekünstler, als ein wirklicher Redner, was eben unser Gregorius ist.

Wohl um das Jahr 330 wurde Gregorius*) in Nazianz, einem Städtchen in dem südwestlichen Kappadocien, oder auf dem Landgute Arianzus, dicht bei Nazianz, welches seinem wohlhabenden Vater Gregorius, dem Bischofe der Nazianzer Gemeinde, gehörte, geboren. Nonna, seine fromme Mutter, hatte ihn schon vor seiner Geburt dem Herrn gelobt: vielversprechend wuchs er unter der treuen Pflege seiner Eltern heran. Sie gaben ihm frühe die heilige Schrift

---

*) Vgl. Ullmann's gelungene Monographie über ihn, sowie Paniel und Tzschirner.

in die Hand, er schöpfte aus ihr einen reichen Segen, darum kann er später nicht müde werden zu mahnen:

> Stets mit Zunge und Geist in den heiligen Schriften verweile,
> Denn es verleihet dir Gott zum Lohne der Arbeit, entweder
> Daß du etwas erschaust vom heimlichen Licht und erschüttert
> Werde von Gottes Gebot dein Herz auf's Heilsamste, oder
> Daß du der irdischen Welt durch solcherlei Sorgen entrinnest.*)

Der Knabe hatte einen großen Wissensdurst und eine ganz besondere Lust zur Beredsamkeit: er bekennt, daß er die Vertheidigung der wahren Lehre durch alle Mittel der Rede sich schon in seiner Jugend als Lebensaufgabe vorgesteckt habe.

> . . . . Dem wahren Wort
> Wollt ich aufhelfen mit der falschen Redekunst,
> Damit sich nicht erhöben, die nichts mehr gelernt,
> Als die Geschwätzigkeit, die eitel ist und leer.**)

Zu seiner weiteren Ausbildung ging er erst nach Caesarea, der Hauptstadt von Kappadocien, wo er wahrscheinlich mit Basilius schon bekannt wurde, dann nach Caesarea in Palästina, wo der berühmte Rhetor Thespesius ihn in die Schule nahm, später nach Alexandria, wo er aber den Athanasius weder sah noch hörte, und endlich nach Athen, der damals immer noch blühenden Hochschule der alten Kunst und Wissenschaft. Hier traf er wieder den Basilius, der von Caesarea nach Constantinopel gegangen war; sie fanden an einander ein herzliches Wohlgefallen, zogen zusammen und studirten auf das Eifrigste Jahre lang gemeinschaftlich. Beide erweckten die größten Erwartungen von sich: als Basilius heimkehrte, bemühten sich die Gelehrten zu Athen, unseren Gregorius zurückzuhalten: er sollte, da seine ganz eminente Begabung sich vielfach schon gezeigt hatte, als Lehrer der Rhetorik eintreten. Allein der dreißigjährige Jüngling ließ sich nicht verlocken durch den Ruhm vor der Welt; er wollte ein Christ werden und dem Herrn Christus dienen: er verließ bald Athen und eilte über Constantinopel, wo er mit seinem jüngeren Bruder Caesarius zusammenstieß, nach Haus. Jetzt em-

*) Carmina. lib. 1. sect. 1, num. 12: de veris scripturae libris. Ich bemerke ein für alle Mal, daß nach der Benediktiner (Mauriner) Ausgabe von Clemencet und Caillau, Paris 1778 und 1840, citirt wird.

**) Carm. 2, 1. 9.

pfing er erst die heilige Taufe: er übernahm die Verwaltung des väterlichen Hauswesens, trat gelegentlich auch als Rechtsbeistand auf, aber er fand darin auch nicht das geringste Genüge. Basilius, sein Herzensfreund, hatte in Pontus in der Einsamkeit ein Kloster gestiftet: er floh zu ihm und fühlte sich nun ganz in seinem Elemente. „Nichts schien mir," sagt er in der zweiten Rede, § 7, „etwas so Herrliches zu sein, als mit verschlossenen Sinnen, dem Leibe und der Welt entrückt und in sich selbst zurückgezogen, nichts Menschliches zu berühren, als nur soweit es die äußerste Nothdurft erfordert; mit sich und mit Gott zu reden, erhaben über das Sichtbare zu leben und die göttlichen Bilder immer rein in sich selber zu tragen, unvermischt mit den irdischen und täuschenden Formen; ein wahrhaft unbefleckter Spiegel Gottes und der göttlichen Dinge zu sein und immer mehr zu werden, durch das Licht zum Lichte zu gelangen, durch das Dunklere zu dem Helleren; schon jetzt die Seligkeit des zukünftigen Lebens zu genießen in Hoffnung und mit den Engeln zu leben, über der Erde schon schwebend und die Erde verlassend und nach Oben vom Geiste versetzt." Aus dieser Einsamkeit, in welcher Gregorius der stillen Contemplation und dem ernstesten theologischen Studium in Gemeinschaft mit Basilius — ein Denkmal dieser gemeinsamen Arbeit ist die Philokalia, eine Zusammenstellung der Hauptlehren des Origenes —, rief ihn die Kindespflicht nach Nazianz zurück: sein greiser Vater bedurfte seines Beistandes. An einem hohen Feste, wahrscheinlich zu Weihnachten 361, trat dieser vor versammelter Gemeinde auf ihn zu, der von Allem nichts ahnte, und salbte ihn zum Presbyter: er kannte das zaghafte, die Stille liebende Herz seines Sohnes und wollte ihn auf diese Weise zwingen, seine großen Gaben dem gemeinen Nutzen zu weihen. Der Ordinirte nahm diesen Zwang nicht zum Besten auf, bis an sein Lebensende klagt er, daß ihm, wenn auch von lieber Hand, doch unerlaubte Gewalt angethan sei; schleunigst entwich er wieder nach Pontus. Allein sein Gewissen schlug ihn, Ostern 362 ist er wieder in Nazianz und begrüßt dort in einer noch erhaltenen Rede zum ersten Male die Gemeinde der Gläubigen. „Der Tag der Auferstehung," so beginnt er (Or. 1, 1), „ist ein glücklicher Anfang. Lasset uns leuchten an diesem Feste und uns unter einander umarmen. Lasset uns „Brüder" nennen auch die, welche uns hassen, wie viel mehr die, welche uns aus Liebe Gewalt angethan oder es gelitten

haben. Lasset uns um der Auferstehung willen Alles verzeihen, sichern wir uns einander Vergebung zu, ich, der ich auf eine rühmliche Weise tyrannisch behandelt wurde, denn dieses sage ich jetzt dazu, und ihr, die ihr mich auf rühmliche Weise tyrannisch behandelt habt, wenn ihr mich wegen meiner Zögerung tadeln wolltet, obgleich sie vor Gott vielleicht besser und ehrenvoller sein möchte, als die Eilfertigkeit Anderer. Es hat sein Gutes, sich vor dem Rufe Gottes ein Wenig zurückzuziehen, wie jener Moses vor Zeiten und später Jeremias, es hat aber auch sein Gutes, bereitwillig vor Gott, der da ruft, hinzutreten, wie Aaron und Jesajas, nur muß beides mit frommem Sinne geschehen, jenes wegen der einwohnenden Schwachheit, dieses wegen der Kraft dessen, der da ruft."

Als ein Diener des Wortes sah sich Gregorius vor allen Dingen als Presbyter an, wie er den Dienst am Worte auch als die Hauptaufgabe des Bischofs erkannte und übte. Das Wort, die Rede war sein Schatz, seine Gabe an die Gemeinde, sein Opfer vor Gott. „Das Andere," sagt er (Or. 4, 100), „habe ich denen gelassen, die es wollten, Reichthum, Adel, Ruhm, Herrschaft, was zu den niederen Genüssen gehört und ein traumartiges Ergötzen gewährt. Ich halte allein an der Rede fest und ich schelte nicht auf die Mühen zu Wasser und zu Land, welche mir diese eingetragen hat. O daß mir und jedem meiner Freunde die Kraft der Rede eigen wäre! Mit ihr beschäftigte ich mich und beschäftige ich mich zuerst nach dem, was das Erste ist, ich meine das Göttliche und die Hoffnung des Unsichtbaren." Sehr schön und ergreifend sagt er (Or. 6, 5): „Dieses (das Wort, die Rede) bringe ich Gott dar, dieses weihe ich ihm, welches allein mir geblieben ist, an dem ich allein reich bin. Denn das Andere habe ich dahinten gelassen in Folge des Gebotes und des Geistes, und die köstliche Perle habe ich für Alles, was ich einst besaß, eingetauscht und bin ein Großhändler geworden, oder besser, ich habe den Wunsch es zu werden, welcher mit geringen und ganz vergänglichen Gütern die großen und unvergänglichen einkauft. Das Wort aber allein halte ich fest als ein Diener des Wortes und dieses Besitzthum würde ich nie freiwillig vernachlässigen: vielmehr ehre und liebe ich es und erfreue mich daran mehr als an allem Anderen, daran sich die Meisten erfreuen. Und ich mache es mir zum Gefährten meines ganzen Lebens und zum guten Rathgeber und Genossen und zum Führer auf dem Wege nach Oben und

zum willigen Mitkämpfer. Und da ich jede irdische Ergötzlichkeit für nichts achte, so hat sich nächst Gott alle meine Liebe darauf beschränkt, oder vielmehr auch auf diesen, da es ja zu Gott durch Einsicht führt, dieweil durch dieses allein Gott wahrhaft erkannt und bewahrt wird und in uns wächst. Ich sprach zur Weisheit: du bist meine Schwester (Sprüche 7, 4), und ich habe sie hochgeschätzt und, so weit ich zu ihr gelangen konnte, sie erfaßt, und ich suche für mein Haupt die Krone der Gnade und Wonne, d. i. die Gaben der Weisheit."

Reines, unverfälschtes Gold aber wollte Gregorius allein seinem Gotte opfern: er strebte nicht nach dem Ruhme eines glänzenden Redners, eines eitlen, kunstfertigen Rhetors. „Die vornehmste Weisheit," bekennt er (Or. 16, 2), „ist es, die Weisheit zu verachten, welche im Wortmachen und in Redewendungen und in falschen und überflüssigen Antithesen besteht. — Nicht wer in Worten weise ist, ist mir ein Weiser, auch nicht wer eine gewandte Zunge hat, aber eine unbeständige und unerzogene Seele, wie die Gräber, welche von Außen schön und lieblich aussehen, aber inwendig voll Modergeruch und Todtengebein sind und den bösen Geruch verbergen; sondern wer Weniges über die Tugend spricht, Vieles aber in seinen Thaten zeigt und die Glaubwürdigkeit seiner Rede mit dem Leben beweist." Die Rede ist in dem Gottesdienste durchaus nothwendig, aber nur die schlichte, allgemein verständliche Rede hat in ihm das Heimathsrecht. Eingehend legt Gregorius hierüber in dem Gedichte (2, 1, 12, 273 ff.) „Ueber sich selbst und die Bischöfe" seine Ansichten dar. Hier heißt es:

„Wir mühn uns um der Rede Aeußeres nicht viel,
Denn in dem Sinne liegt für uns allein das Heil,
Doch nur wenn er wird ausgedrückt und kundgethan.
Was schafft der Quell für Nutzen, der da zugestopft?
Was nutzt der Strahl der Sonne, den Gewölk verdeckt?
Es gleicht der weise Sinn, der nicht das Schweigen bricht,
Der Rosenknospe, welche Blätter, mißgestalt,
Einhüllen, doch die köstliche erscheint, sobald
Der warme Frühlingshauch erschließet ihren Schoß.
Wenn das, was schön ist, bliebe fort und fort verhüllt,
Wo bliebe dann des lieben Frühlings Lieblichkeit?
Nichts weiter suchen wir, denn reden der Gestalt,
Daß wir als schlichte Leut' erscheinen mit dem Wort."

Weiter unten (295 ff.):

„Die Rede geh' zu Fuß, sprich, wie der Landmann spricht,
Ich will nicht streiten, auch herabzulassen weiß
Ich mich, geringer Tisch ist mir weit lieber oft,
Als ein von Köche Hand kunstvoll bereiteter.
So liegt's auch mit dem Kleid; anmuth'ge Schönheit ist,
Nicht was die Hände malen, sondern gibt Natur.
Nach Oben streb' der Sinn und dieß ist uns genug!
Nichts ist der Schmuck der Rede, wer ihn will, hab' ihn!
Flicht nur nicht Reden nach Sextus und Pyrrons Art,
Chrysippus fahr dahin, fern sei der Stagirit,
In Platons Wohlberedsamkeit verlieb dich nicht!
Verwirf die Schönheit solcher, deren Lehren du
Entsagt: dein Sinn sei in der Niedrigkeit des Worts,
Und du gefällst uns schon, wenn du auch kunstlos sprichst."

Gregorius wußte recht gut, daß er mit diesen Ansichten nicht allgemeinen, sondern nur sehr geringen Beifall finden werde; aber das konnte ihn nicht bewegen, auch nur im Geringsten von seinen klar erkannten Grundsätzen abzugehen. Sehr entschieden spricht er sich in einer späteren Rede (Or. 36, 2) so aus: „Ich bin keiner von den Wohlrednern und Süßrednern, und bin nicht im Stande durch Schmeicheleien mir das Wohlwollen zu stehlen: wie ich heutiges Tages Viele finde, welche das Priesterthum übernommen, aber unsere einfache und kunstlose Frömmigkeit kunstvoll gemacht und eine neue Art weltlicher Beredsamkeit von dem Markte in das Heiligthum, von dem Theater in diese heiligen Handlungen übertragen haben, welche den Augen der Menge entrückt sein sollen. So gibt es jetzt, wenn ich mich ein Mal kühn ausdrücken darf, zwei Bühnen, welche sich nur insofern von einander unterscheiden, daß die eine Allen offen steht, die andere aber nur Wenigen, daß die eine belacht, die andere aber geehrt wird, daß die eine theatralisch, die andere aber geistlich heißt."

Der Diener an dem Worte hat nicht den Schwächen der Menge nachzugeben, er ist der Arzt, der ihre Schäden heilen und ihre Seelen erretten soll zu dem ewigen Leben. Der Arzt aber muß selbst gesund sein, wenn er gesund machen will: darum hat der Geistliche vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß er in seinem Wandel unsträflich und vorbildlich sei. Diese Grundforderung kann Gregorius nicht oft genug an das Herz legen: er kommt immer und

immer wieder darauf zurück. An seinem Vater Gregorius, an seinem Freunde Basilius hebt er in den Gedächtnißreden vor allen Stücken dieß hervor, daß sie ihren Gemeinden in allen Tugenden ein leuchtendes Beispiel gegeben hätten. „Du willst ein Mal ein Theologe werden," sagt er (Or. 20, 12), „und der Gottheit würdig: so halte die Gebote und wandle in den Gesetzen Gottes, denn das Thun ist die Vorstufe des Erkennens." Er fand sich genöthigt, sich hierüber schon im Anfange seiner Wirksamkeit als Prediger auszusprechen: man hatte ihm seine Flucht nach der Priesterweihe vielfach böswillig ausgelegt, er sah sich deßhalb genöthigt, seine Motive in einer Rede, welche er hernach erweiterte, offen darzulegen. Ich theile aus dieser klassischen Rede, welche die älteste Pastoralinstruktion*) enthält, die wir kennen, gern eine Anzahl hierher gehöriger Stellen mit. „Ich schämte mich," heißt es hier (Or. 2, 8), „Anderer, die, obgleich nicht besser als die Menge — o müßte ich nicht sagen, viel schlimmer — mit ungewaschenen Händen, wie man zu sagen pflegt, und mit ungeweihter Seele sich in das Allerheiligste einschleichen, und ehe sie würdig geworden sind, des heiligen Dienstes zu warten, den Bischofsstuhl sich anmaßen und um den heiligen Tisch sich drücken und stoßen, als hielten sie dieses Amt nicht für ein Vorbild der Tugend, sondern für ein Mittel, den Lebensunterhalt zu erwerben, nicht für einen Dienst, von welchem sie Rechenschaft schuldig sind, sondern für eine Herrschaft, die keiner Verantwortung unterworfen sei." „Der letzte und wichtigste Grund," lesen wir dann § 9 weiter, „aber ist der, denn ich gehe jetzt zu dem Hauptpunkte meiner Rede über, und ich lüge nicht, was denen, die von so wichtigen Dingen reden, nicht ansteht; ich glaubte nicht und glaube auch jetzt noch nicht, daß es gleich viel sei, eine Herde Schafe und Stiere zu führen und Menschenseelen zu leiten. Dort ist es genug, daß man die Rinder- und Schafherde so fett und feist als möglich mache: in dieser Absicht sucht der Rinder- und Schafhirte wasserreiche und gute Weide darbietende Plätze auf; er treibt auf die Weide und von der Weide, läßt ausruhen, führt weg und lockt zurück, zuweilen mit dem Stecken, meist aber mit der Hirtenflöte. Kein anderes Geschäft hat der Schaf- oder Rinderhirte, außer zu-

*) Gregorius bedient sich in dieser Rede, § 34, selbst des Ausdrucks λόγος ποιμαντικῆς, ars, disciplina pastoralis.

weilen einen kurzen Krieg mit den Wölfen zu führen und der Kranken zu pflegen. Meistentheils kümmert ihn nichts, als die Eiche, der Schatten, die Rohrpfeife, sich im schönen Grase und an kühlen Wasserquellen zu lagern, sich da, wo sanfte Lüfte wehen, ein Rasenbett zu machen, manchmal wohl auch ein Liebeslied bei dem Becher zu singen, mit seinen Ochsen und Schafen zu plaudern und die feistesten von ihnen zu schmausen oder zu verkaufen. Um die Tugend der Schafe oder Rinder hat sich noch keiner bekümmert: denn welche Tugend sollte bei diesen stattfinden? Ja welcher Hirte hat auch nur mehr auf das, was jenen zuträglich ist, als auf sein eigenes Vergnügen Bedacht genommen? — (§ 10.) Für den Menschen aber, dem es schon so schwer fällt, sich regieren zu lassen, scheint es noch weit schwerer zu sein, daß er Menschen zu regieren verstehe; besonders bei einer Regierung, wie die unsrige ist, die nach dem göttlichen Gesetze und zu Gott leitet, und bei der, je größer die Höhe und Würde ist, auch für den, welcher Verstand besitzt, die Gefahr desto größer ist. Bei einem solchen darf zuvörderst, wie bei dem Golde und Silber, auch wenn er von allen Seiten her in allerlei Zeiten und Angelegenheiten erprobt wird, durchaus nichts Unächtes und kein Zusatz von Kupfer erklingen; nichts darf er in sich bergen von schlechterer Materie, die ein heißeres Feuer erfordert; sonst würde das Uebel desto größer sein, je Mehrere er zu regieren hätte. Denn weit schlimmer als das Böse, das nur bei Einem stehen bleibt, ist das, welches auf Viele übergeht. — (§ 11.) Denn nicht so leicht nimmt ein Gewebe die Farbe an, in die es der Färber taucht, oder theilt sich ein übler oder guter Geruch den in der Nähe befindlichen Gegenständen mit, oder es verbreitet sich nicht so leicht ein der Gesundheit schädlicher, pestartiger Dunst in der Luft und geht durch diese zu den lebenden Wesen über, als schnell die Untergebenen mit den Untugenden ihres Vorstehers angesteckt zu werden pflegen; leichter als bei dem Gegentheile, der Tugend. Eben das hat ja das Laster vor der Tugend voraus, und eben das empört mich, wenn ich es erwäge, am Meisten, daß das Laster etwas leicht nachzuahmendes und bald anzunehmendes ist, und daß nichts so leicht ist, als böse zu werden, wenn man auch keinen Anführer hat: etwas seltenes und schwieriges aber ist die Erlangung der Tugend, wenn man auch durch vieles dazu hingezogen und eingeladen wird. — (§ 13.) Zuerst also müssen wir uns hüten, daß wir nicht schlechte

Maler der bewundernswerthen Tugend, oder vielmehr, wenn auch vielleicht keine schlechten Maler, doch schlechte Vorbilder der Menge werden, oder, um bei dem Sprüchworte zu bleiben, daß wir nicht Andere zu heilen versuchen, während wir selbst von Geschwüren strotzen. — (§ 14.) Zweitens aber: wenn sich auch jemand noch so rein bewahrte von aller Sünde, so weiß ich doch nicht, ob das schon genug ist für den, der Andere zur Tugend erziehen will. Denn nicht blos nicht böse zu sein, ist Pflicht für den, dem dieses Geschäft anvertraut ist, sondern er muß sie auch an Tugend übertreffen, gemäß jener Vorschrift (Ps. 37, 27), die uns gebietet, uns vom Bösen zu wenden und Gutes zu thun. Er muß nicht nur jede Spur des Bösen aus der Seele vertilgen, sondern ihr auch die Züge des Besseren einprägen und um so mehr in der Tugend zunehmen, je höher seine Würde ist; er muß weder ein Maß der Tugend und des Fortschrittes kennen, noch das, was er schon hat, mehr für Gewinn, als das, was ihm noch abgeht, für Schaden halten. Von dem schon Vorhandenen muß er immer fortschreiten zu dem Weiteren, für nichts großes dürfen wir es halten, wenn wir die Menge übertreffen, sondern für Schaden, wenn wir hinter unserer Würde zurückbleiben. Nach dem Gesetze müssen wir unser Wohlverhalten abmessen, nicht nach Anderen, mögen diese nun böse sein oder sich bis auf einen gewissen Grad der Tugend genähert haben; nicht auf einer kleinen Wage dürfen wir die Tugend wägen, die wir dem Höchsten schuldig sind, von welchem Alles und zu welchem Alles ist (Röm. 11, 35) (§ 15); nicht glauben, daß Allen Alles gleich angemessen sei, wie denn auch nicht Alle eine gleiche Leibesgröße oder gleiche Gesichtszüge haben, wie die Natur der Thiere, die Beschaffenheit der Erde, die Schönheit und Größe der Gestirne sich nicht gleich ist, sondern dafür halten, für den Laien zwar sei es Sünde, das Böse zu thun und Alles, was strafwürdig ist und worüber das Gesetz ein strenger Herr ist; für den Kirchenleiter und Gemeindevorsteher aber, wenn er nicht der Beste ist und nicht immer im Guten fortschreitet, wofern er anders durch seine vorzügliche Tugend Andere zu einer mittelmäßigen hinlenken und sie nicht mit Gewalt zurückhalten, sondern durch Güte heranziehen will. Denn was erzwungen wird, ist darum, weil es etwas tyrannisches ist und nichts lobenswerthes, auch nicht dauerhaft. Das Erzwungene fällt wie ein Gewächs, dem man gewaltsam mit den

Händen eine andere Richtung gibt, wenn man es wieder gehen läßt, wieder in sich selbst zurück: was aber aus freier Wahl geschieht, das ist sowohl das Rechtmäßigste, als auch das Beharrlichste, weil es durch das Band des Wohlgefallens gehalten wird. Darum schärft auch unser Gesetz und unser Gesetzgeber auf das nachdrücklichste ein, die Herde zu weiden williglich und nicht gezwungen." (1. Petr. 5, 2.)

Stellt der Dienst an dem Worte an denjenigen, welcher sich ihm unterziehen will, schon so hohe sittliche Anforderungen, so ist es nicht zu verwundern, wenn dieser Dienst an und für sich schon der schwierigste ist. Eingehend entwickelt dieses Gregorius nun weiter in der angezogenen Rede. „Aber sei auch einer," fährt er (§ 16) fort, „nicht lasterhaft, ja bis zum höchsten Gipfel der Tugend vorgedrungen, dennoch sehe ich nicht ein, mit welcher Wissenschaft ausgerüstet und auf welche Kraft vertrauend, er den Muth haben sollte, diese Vorsteherschaft zu übernehmen. Denn in der That scheint mir das die Kunst aller Künste und die Wissenschaft aller Wissenschaften zu sein, den Menschen zu leiten, das vielgestaltetste und verschiedenartigste unter allen Geschöpfen. Das kann man einsehen, wenn man die Heilung der Seele mit der Heilung des Körpers vergleicht und erwägt, wie schwer schon jene; dann aber bedenkt, wie viel schwieriger noch die unsrige ist, aber auch wie viel edler, sowohl in Hinsicht auf die Natur des Gegenstandes, als auf die Höhe der Wissenschaft und auf den Zweck der Thätigkeit. Jene beschäftigt sich mit den Körpern, mit der hinfälligen und vergänglichen Materie, die ganz aufgelöst werden und das ihrer Natur nach unvermeidliche Schicksal erfahren muß, wenn sie gleich jetzt noch durch Hülfe der Kunst bei dem in ihr sich äußernden Widerstreite siegt; denn eine Krankheit oder die Zeit löst sie auf, welche der Natur weicht und die ihr gesetzten Grenzen nicht überschreitet. — (§ 17.) Diese hingegen hat es mit der Seele zu thun, welche von Gott und göttlich und eines höheren Adels theilhaftig ist und zu ihm aufstrebt, ob sie gleich mit dem Schlechteren verbunden ist, vielleicht auch aus anderen Ursachen, welche nur Gott, der beide verbunden hat, kennt und wem die Kenntniß dieser Geheimnisse von Gott mitgetheilt ist. — (§ 18.) Ort und Zeit und Lebensalter und Jahreszeiten zieht der Arzt in Erwägung; er gibt Arzneien und schreibt eine bestimmte Diät vor; er hat Acht auf das, was schädlich

werden könnte, damit die Gelüste des Kranken der Kunst nicht entgegenwirken, zuweilen wird er sich bei Manchen des Brennens und Schneidens und gewaltsamerer Heilmittel bedienen. Aber von dem Allen ist nichts, wie mühsam und schwer es auch scheine, so schwer wie unser Geschäft: die Sitten und Neigungen, die Lebensweisen, die Willensrichtungen und dergleichen zu beobachten und zu heilen und, alles Wilde und Thierische von unsren Nebenmenschen wegbannend, das Edle und Gottgefällige einzuführen und zu befestigen, und der Seele wie dem Körper ihr Recht zu thun, indem wir nicht zugeben, daß von dem Schlechteren das Bessere beherrscht werde; indem wir vielmehr dem Herrschenden und Gebietenden das, was seiner Natur nach geringer ist, unterwerfen, wie es das göttliche Gesetz mit sich bringt, das über Gottes ganzer Schöpfung, über der sichtbaren wie über der unsichtbaren, herrlich waltet. — (§ 19.) Auch das erwäge ich, daß Alles, was ich so eben als etwas von dem Arzte zu Beobachtendes aufgezählt habe, so bleibt, wie es von Natur ist, und nicht von seiner Seite den von der Kunst angewandten Mitteln tückisch und hinterlistig entgegenwirkt; vielmehr bezwingt die Heilkunst selbst die Materie, es sei denn, daß zuweilen eine kleine Unordnung auf Seiten des Kranken selber dazwischen trete, die aber auch sich leicht bemerken und heben läßt. Für uns hingegen ist die Klügelei und Eigenliebe und daß man weder weiß, noch sich gefallen läßt, sich leicht überwunden zu geben, das größte Hinderniß bei der Tugend, und eine Art von Schlachtreihe wird gegen die, welche uns helfen wollen, gebildet, und so viel Mühe wir uns geben sollten, unsere Krankheit den Aerzten zu entdecken, so viele geben wir uns, um der Heilung zu entfliehen, wir sind tapfer wider uns selbst und klug wider unsere eigene Gesundheit. — (§ 20.) Denn bald verheimlichen wir wie Sclaven die Sünde und verstecken sie, wie eine geheime und bösartige Krankheit, in den Tiefen der Seele, gleichsam als könnten wir uns vor dem großen Auge Gottes und seiner Gerechtigkeit verbergen, indem wir uns vor Menschen verbergen; bald entschuldigen wir die Verirrungen durch allerlei Vorwände und ersinnen Vertheidigungsgründe für die Leidenschaften: bald endlich, was bei Keckeren und Kühneren unter uns der Fall ist, zeigen wir geradezu eine ganz offene Unverschämtheit in Ansehung der Sünde gegen die, die uns davon heilen wollen; mit entblößtem Haupte, wie man zu sagen pflegt, stürzen wir uns

in jedes Laster — o des Wahnsinnes, oder gibt es für solches Benehmen einen noch treffenderen Ausdruck! — und die wir als Wohlthäter lieben sollten, gegen diese wehren wir uns, wie gegen Feinde und sind denen gram, die uns im Thore strafen und haben ein Gräul an der heilsamen Lehre (Am. 5, 10) und meinen die, welche uns wohlwollen, um so empfindlicher zu beleidigen, je mehr wir uns selbst zu Leide thun, wie die, so gegen ihr eigenes Fleisch wüthen, das eines Anderen aufzureiben meinen. — (§ 21.) Dieß sind die Gründe, warum ich unsere Heilkunst für weit schwerer, aber darum auch für weit edler halte, als die, welche sich mit dem Körper abgibt. Ferner auch darum, weil jene selten das Tiefversteckte erforschen muß, sondern es meistens nur mit dem Sichtbaren zu thun hat. Wir aber müssen unsere Heilkunst und unsere Bemühungen auf den verborgenen Menschen des Herzens richten und gegen einen Feind kämpfen, der von Innen wider uns Krieg führt und ankämpft, ja, was das Schlimmste ist, der uns selbst zu Waffen gegen uns selbst gebraucht und uns dem Tode der Sünde Preis gibt. Wider dieß Alles bedarf es vieles und eines vollendeten Glaubens, eines größeren göttlichen Beistandes und auch, wie ich überzeugt bin, keines geringeren Gegenwirkens von unserer Seite, welches in Wort und That sichtbar hervortritt und damit gegen den Feind losgeht, sofern das Kostbarste, das wir haben, die Seelen, recht von uns geheilt und gereinigt werden und ihre volle Würde erhalten sollen. — (§ 22.) Was endlich den Zweck beider Heilswissenschaften betrifft, — denn dieß ist uns noch zu untersuchen übrig — so soll durch die eine die Gesundheit und das Wohlbefinden des Leibes, wo es vorhanden ist, erhalten und, wo es verloren ist, wieder hergestellt werden, wobei es aber ungewiß ist, ob dieß für die Besitzer von Nutzen sein wird. Denn das Gegentheil bringt oft dem Besitzer mehr Vortheil, wie Armuth und Reichthum, Ehre und Schmach, Niedrigkeit und Hoheit; und was seiner Natur nach ein Mittelding ist, was weder mehr auf diese noch auf jene Seite sich hinneigt, das wird nützlicher und schädlicher durch den Gebrauch und durch die Gesinnung dessen, dem es zu Theil wird. Die Andere aber hat den Zweck, die Seele zu beflügeln und der Welt zu entreißen und sie Gott zu weihen und das, was nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, entweder, wenn es noch besteht, zu erhalten, oder, wenn es in Gefahr ist, ihm die Hand zu reichen,

oder, wenn es in Verfall gerathen ist, es wieder herzustellen und Christum in den Herzen wohnen zu machen durch den Geist. — (§ 26.) Dieser Heilung Gehülfen und Mitarbeiter sind wir, die wir Andern vorstehen. Für solche ist es schon etwas Großes, ihre eigenen Gebrechen zu erkennen und zu heilen — oder vielmehr, noch nichts Großes, aber die Schlechtigkeit Vieler, die diesem Stande angehören, macht, daß ich dieses sage, — etwas noch viel Größeres aber ist es, die Gebrechen Anderer heilen und auf eine geschickte Art und so abthun zu können, wie es für beide nützlich ist, für die, welche sich der Hülfe des Arztes bedienen, und für die, welchen das Heilen anvertraut ist. — (§ 27.) Leibesärzte haben ferner, wie wir wissen, viele Mühen, Nachtwachen und Sorgen und gewinnen oft nur eigenes Ungemach durch die Leiden Anderer, wie Einer der geschicktesten unter ihnen gesagt hat: sie wenden bei den Hilfsbedürftigen bald das durch eigene Anstrengung mühsam Erfundene, bald das von Andern Entlehnte und Zusammengetragene an, und nichts, was sie ausfindig machen, oder was ihrer Beachtung entgeht, auch nicht das Geringste, ist so unbedeutend, daß es nicht für die Gesundheit oder aber für die Gefahr von großem Gewinn zu sein erachtet würde. Und warum dieses Alles? Damit ein Mensch einige Tage länger auf Erden lebe; ein Mensch, der vielleicht nicht ein Mal ein guter ist, sondern von den schlimmsten ist; dem es vielleicht, weil er böse ist, besser wäre, er wäre längst gestorben, damit er von der schlimmsten Krankheit, dem Laster, möchte befreit worden sein, oder der, gesetzt auch, er wäre ein guter Mensch, doch nur, wie lange wohl noch leben wird, etwa immer? Oder der, was wohl gewinnen wird durch das Leben hienieden, von welchem erlöst zu werden, jeder wahrhaft gesunde und vernünftige Mensch als die größte und wahrste Wohlthat sich wünscht? — (§ 28.) Aber wir, bei denen das Heil der seligen und unsterblichen Seele auf dem Spiele steht, welche der Tugend oder des Lasters halber entweder belohnt oder bestraft werden wird: was glaubt ihr wohl, wie sehr müssen wir uns anstrengen, und welcher Geschicklichkeit bedürfen wir, um recht zu heilen und geheilt zu werden, um eine gänzliche Lebensänderung zu bewirken, um den Staub dem Geiste zu unterwerfen? Denn nicht die gleichen Verhältnisse, nicht die gleichen Richtungen des Gemüthes und Strebens finden statt bei dem männlichen Geschlechte und bei dem weiblichen, bei dem Alter und bei der Jugend, bei

Reichen und Armen, Fröhlichen und Traurigen, Gesunden und Kranken, Herrschenden und Beherrschten, Gelehrten und Ungelehrten, Furchtsamen und Kühnen, Zornwüthigen und Sanftmüthigen, bei denen, die aufrecht stehen, und die da fallen. — (§ 29.) Und betrachtest du die Sache noch genauer, welche Unterschiede sind zwischen Verehelichten und Ledigen, und unter diesen wieder zwischen denen, die einsam, und denen, die in Gemeinschaft und in gemischter Gesellschaft leben; zwischen denen, die in tiefere Forschung eingedrungen und in derselben weiter fortgeschritten sind, und denen, die in Einfalt den geraden Weg wandeln; zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Truglosen und Ränkevollen, zwischen Vielbeschäftigten und in Ruhe Lebenden, zwischen denen, die ein erschütternder Wechsel des Schicksals betroffen hat, und denen, die glücklich ihren Lauf fortsetzen und von Leiden nichts wissen? Alle und jede von diesen, die weit mehr von einander unterschieden sind rücksichtlich ihrer Meinungen und Bestrebungen, als in Hinsicht auf körperliche Gestalt oder, wenn man lieber will, auf die Mischung und Zusammensetzung der Elemente, aus welchen wir bestehen, lassen sich nicht leicht behandeln und lenken. — (§ 30.) Sondern vielmehr, wie man den Körpern nicht dieselbe Arznei oder Nahrung beibringen darf, sondern eine andere den Gesunden, eine andere den Kranken, so müssen auch die Seelen auf verschiedene Weise und vermittelst einer verschiedenen Behandlung geheilt werden. Wie sie geheilt werden, das können die bezeugen, die selbst krank gewesen sind. Die Einen lenkt das Wort, die Andern werden durch das Beispiel gebildet; die Einen bedürfen des Sporns, die Andern des Zügels; denn die Einen sind träge und schwer zum Guten zu bewegen, und diese muß man durch ein spornendes Wort antreiben, Andere sind von allzu feurigem Geiste und schwer zu bezähmenden Leidenschaften, wie edle Füllen, die weit über das Ziel hinauslaufen, und diese müssen durch zügelnde und zurückhaltende Worte gebessert werden. — (§ 31.) Den Einen nutzt Lob, den Andern Tadel, beides zu seiner Zeit, zur Unzeit aber und nicht mit der gehörigen Umsicht angewandt, schadet es. Einige bessert Ermahnung, Andere ein Verweis, und dieser wieder die Einen, wenn sie öffentlich zurechtgewiesen, die Andern, wenn sie in der Stille erinnert werden. Manche nämlich pflegen Zurechtweisungen unter vier Augen nicht zu achten, werden aber durch eine öffentliche Rüge gebessert; Andere werden

durch eine öffentliche Beschämung nur schamlos, lassen sich aber weisen, wenn man ihnen im Geheimen einen Vorhalt macht und belohnen die Nachsicht mit Nachfolge (so möchte ich das Wortspiel *ἐπιδίδοντες τῆς συμπαθείας τὴν εὐπείθειαν* wiedergeben). — (§ 32.) Einige muß man in allen Stücken selbst bis auf Kleinigkeiten auf das Sorgfältigste beobachten, solche nämlich, die sich in der Meinung, man merke ihre Vergehungen nicht, welche sie durch allerlei Künste zu verheimlichen suchen, mit ihrer Schlauheit aufblähen; bei Andern ist's besser, manches zu übersehen, so daß man nach dem Sprüchworte mit sehenden Augen nichts sieht, und mit offenen Ohren nichts hört, damit man sie nicht zur Verzweiflung bringe, durch allzu häufigen Tadel noch tiefer hinabstoße und am Ende zu Allem dreist mache, indem man ihnen die Scham, durch welche sie noch könnten gelenkt werden, benimmt. Ja Manchen, deren Gemüthsart das erfordert, muß man zürnen, obgleich man nicht zürnt; sie vernachlässigen, obgleich man sie nicht vernachlässigt; an ihnen verzweifeln, obgleich man an ihnen nicht verzweifelt. Andere muß man heilen durch Sanftmuth und Milde, und dadurch, daß man sich geneigt zeigt, das Beste von ihnen zu hoffen; bei den Einen ist es besser, wenn man sie überwindet, bei Andern, wenn man sich überwinden läßt; den Einen muß man Reichthum und Herrschaft, Andern aber Armuth und Mißgeschick bald loben, bald verwünschen. — (§ 33.) Denn nicht so, wie es sich verhält mit Tugend und Laster, von welchen jene alle Zeit und für Alle heilsam und nützlich, und dieses immer und Allen nachtheilig und verderblich ist: nicht so ist auch von unseren Heilmitteln eines und dasselbe alle Zeit und für Alle das gesündeste oder das schädlichste, sondern dem Einen ist dieses gut und heilsam, dem Andern das Entgegengesetzte, je nach dem — so dünkt mich — Zeit und Umstände es mit sich bringen, oder der Charakter derer, die geheilt werden sollen, es zuläßt. Dieß Alles Punkt für Punkt aus einander zu setzen und eine so genaue Uebersicht davon zu geben, die das Wesentliche der ganzen Heilkunst umfaßte, ist nicht möglich, wenn jemand auch noch so viel Fleiß und Kenntniß besäße, durch Versuche aber und bei der Uebung des Geschäftes selbst kommt die Heilkunde und der Heilkünstler darüber in's Klare. — (§ 35.) Selbst die rechte Vertheilung des Wortes — um von dem, was unser Erstes ist, zuletzt zu sprechen — ich meine, des göttlichen und erhabenen, und das,

worüber jetzt Alle philosophiren wollen — wenn ein Anderer sich kühn hieran wagt und meint, es sei eine Sache für jeden Kopf: über dessen Einsicht — daß ich nicht sage, Einfalt — erstaune ich. Mir wenigstens scheint es keine von den unbedeutendsten Sachen und eines kleinen Geistes zu sein, jedem zu seiner Zeit das Maß des Wortes zuzutheilen und verständig mit der Wahrheit unserer Glaubenslehren Haus zu halten: was man nämlich Alles gedacht hat über viele Welten oder über eine Welt, über die Materie, die Seele, den Verstand und die vernünftigen Wesen, die guten sowohl als die bösen, über die Alles verknüpfende und regierende Vorsehung und das, was im Laufe der Dinge der Vernunft zu entsprechen, oder was darin der irdischen und menschlichen Vernunft widersprechend scheint; (§ 36) was anlangt unsere erste Erschaffung und endliche Wiederherstellung, die Vorbilder und die Erfüllung, die Testamente, die erste und letzte Erscheinung Christi, seine Menschwerdung, Passion, Wiederkunft; ferner was die Auferstehung betrifft und das Ende, das Gericht und die Vergeltung, die streng bestrafende sowohl, als die herrlich belohnende, und was die Hauptsache ist, was man von der allherrschenden und königlichen und seligen Dreieinigkeit zu glauben hat. Hier gerathen die, welche den Beruf haben zu erleuchten, in die größte Gefahr, daß sie, entweder, die ganze Lehre auf eine Person beschränkend aus Furcht vor der Vielgötterei, nur die Namen uns lassen, indem sie Vater, Sohn und Geist für ein und dasselbe halten, oder daß sie, in drei entweder nicht zusammengehörige und einander fremde, oder der Ordnung nach nicht von einander verschiedene und prinziplose, daß ich so sage, Gegengötter zertheilend, auf der entgegengesetzten Seite in einen ebenso schlimmen Irrthum verfallen, gleich einer Pflanze, die bei dem Umbiegen zu sehr auf die eine oder auf die andere Seite herübergebogen wird. — (§ 37.) Denn da es jetzt in der Lehre von der göttlichen Dreiheit drei Krankheiten gibt: die Gotteslengnung, den Judassinn und die Vielgötterei, bei deren ersterer Sabellius, der Lybier, der Hauptanführer ist, bei der zweiten Arius, der Alexandriner, und bei der dritten einige übertriebene Orthodoxe unter uns: welches ist mein Grundsatz? Daß wir Alles, was jene drei Verderbliches haben, vermeidend, uns in den Schranken der Gotteswissenschaft halten. — (§ 39.) Doch eines längeren Vortrags, als die gegenwärtige Zeit, ja das ganze Leben gestattet, glaube ich,

bedarf es, dieß würdig und gebührend zu denken und darzustellen, oder vielmehr jetzt und immerdar des Geistes, durch welchen allein Gott gedacht, erklärt und vernommen werden kann, denn Reines allein kann das Reine und das, was sich gleich bleibt, fassen. Daher haben wir solches jetzt nur in der Kürze durchgegangen, um klar zu machen, daß es für den, der von dergleichen reden will, zumal vor der Menge, die aus Menschen von den verschiedensten Altern und Fähigkeiten besteht, gleich einem vielsaitigen Instrumente, das auch auf mannigfaltige Weise angeschlagen werden muß, schwer ist, einen Lehrvortrag ausfindig zu machen, der Alle bessern und mit dem Licht der Erkenntniß erleuchten kann. Hier muß er nicht nur — da ihm von drei Seiten Gefahr droht, von Seiten des Verstandes, der Rede und des Gehörs — nothwendig wenigstens in Ansehung des einen, wo nicht aller dieser Dinge anstoßen; denn entweder ist der Verstand nicht erleuchtet, oder die Rede ist matt, oder das Ohr öffnet sich ihr nicht, weil es nicht gereinigt ist. Und ebensowohl wo einer dieser Umstände obwaltet, als wo sie alle statt haben, muß nothwendig die Wahrheit gelähmt werden. Ja sogar aus dem, was denen, die in andern Gegenständen unterrichten wollen, ihren Vortrag erleichtert und demselben besseren Eingang verschafft, aus der Gewissenhaftigkeit der Zuhörer, erwächst hier Nachtheil und Gefahr. — (§ 40.) Denn da hier von Gott und von dem Höchsten der Wesen und von dem Heile selbst und von der höchsten Hoffnung Aller die Rede ist, so widerstreben sie dem Vortrage um so mehr, je eifriger sie für den Glauben sind, und meinen, ihm Beifall zu geben, sei nicht Gottesfurcht, sondern Verrath der Wahrheit; eher würden sie Alles fahren lassen, als ihre Vorurtheile, die sie von Haus aus mitbringen, und die gewohnten Meinungen, in denen sie auferzogen sind. — (§ 41.) Aber was soll man von denen sagen, die aus Ehrgeiz und Herrschsucht Lästerung wider den Himmel selbst reden (Ps. 73, 8), von den Großsprechereien eines Jannes oder Jambres, die nicht gegen Moses, sondern gegen die Wahrheit selbst sich rüsten und wider die gesunde Lehre sich auflehnen? Oder von einer dritten Klasse, von denen, die aus Rohheit und Keckheit, der Gefährtin derselben, auf jeden Vortrag nach Art der Schweine losgehen und die köstlichen Perlen der Wahrheit zertreten? — (§ 42.) Oder die, da sie weder selbst von Haus aus eine Meinung, noch auch schlechtere oder bessere

Grundsätze hinsichtlich der göttlichen Wahrheiten mitbringen, jedem Lehrvortrage und jedem Lehrer sich hingeben, gleich als wollten sie aus Allem das Beste und Gewissefte auswählen, die sich also sich selbst als schlechten Beurtheilern der Wahrheit anvertrauen — endlich, wenn Ohr und Geist ermüdet sind — o der Unvernunft! — von jedem Vortrage gleichen Ekel empfinden und sich selber den bösen Grundsatz einprägen, unsern Glauben selbst zu verlachen und zu verachten, als wäre er schwankend und enthielte er nichts gesundes. — (§ 43.) So viele Mühe und Arbeit hat der, dem die Seelenführung und die Aufsicht über die Seelen anvertraut ist! Und Vieles habe ich noch übergangen, damit meine Rede nicht zu weitläufig werde. — (§ 44.) Denn gleich wie der, welcher es unternähme, ein vielartiges und vielgestaltiges und aus vielen anderen, aus größeren und kleineren, aus zahmen und wilden Thieren zusammengesetztes Thier zu leiten und zu zähmen, eine ungeheure Arbeit und nicht geringe Mühe hätte, wenn er ein so ungleichförmiges und monströses Wesen regieren wollte, indem nicht jedes der Thiere sich dieselbe Stimme, dieselbe Nahrung, dieselben Berührungen mit der Hand, dasselbe Pfeifen und andere Arten, es zu lenken, gefallen lassen, sondern das eine dieses, das andere jenes gerne haben oder nicht leiden würde, je nach seiner besondern Natur und Gewohnheit: und was müßte der Führer eines solchen Thieres wohl thun? Was anders als die verschiedenartigsten und mannigfaltigsten Geschicklichkeiten besitzen und bei jedem die passendste Behandlungsart anwenden, damit er das Thier wohl leiten und es in gutem Zustand erhalten möge. Ebenso muß auch der Vorsteher der Gemeinde, da der ganze Leib gleich einem aus ungleichen Bestandtheilen zusammengesetzten Thiere so viele und höchst verschiedene Sinnesweisen und Lehrarten in sich vereinigt, nothwendig zugleich einfach sein in Rücksicht auf das richtige Verhalten, das er im Allgemeinen zu beobachten hat, und doch auch mannigfaltig und vielseitig in dem Bestreben, jeden einzelnen für sich zu gewinnen, und in einer solchen Einrichtung seiner Vorträge, die für jeden insbesondere ersprießlich und passend ist. — (§ 45.) Denn mit Milch, mit einfacheren und elementarischeren Lehren müssen die Einen genährt werden, die nämlich in Ansehung ihres geistigen Zustandes, so zu sagen, noch Kinder und Neugeborene sind, und die für Männer gehörige Speise des Wortes nicht vertragen können: wollte man ihnen diese, die doch ihren

Kräften nicht angemessen wäre, darbieten, so würden sie dadurch, weil ihr Gemüth nicht im Stande wäre, das in dasselbe Hineingebrachte, wie dort die Speise, in sich aufzunehmen und sich anzueignen, — bald niedergedrückt und beschwert und selbst ihre noch vorhandenen Kräfte würden geschwächt werden. Andere aber, welche der Weisheit der Vollkommenen und höherer Nahrung und stärkerer Speise bedürfen, weil ihre Sinne in der Unterscheidung des Wahren und Falschen geübt genug sind: wollte man sie mit Milch tränken oder mit Gemüse, der Speise der Schwachen, nähren, sie würden verdrießlich werden, und das mit Recht, weil sie nicht gestärkt würden in Christo und jenes rühmliche Wachsthum bei ihnen nicht stattfinden könnte, welches ein Vortrag bewirkt, der den Wohlgenährten zum Manne vollendet und ihn zum Maße des vollkommenen Alters führt. (§ 46.) Wer aber ist hierzu tüchtig?"

Diese Auseinandersetzungen lassen uns tiefe Blicke in das Herz des Gregorius thun und erklären uns Manches, was uns sonst bei diesem großen Manne ganz unerklärlich bliebe. Der Beruf des Lehrers der Gemeinde steht in voller Klarheit vor seiner Seele. Es ist der edelste, der höchste, welchen es nur geben kann; aber es ist zugleich auch der schwierigste, der verantwortungsvollste. Welche bedeutenden rednerischen Gaben Gregorius auch besaß, welchen innern gewaltigen Drang er auch verspüren mußte, als Redner vor der Gemeinde aufzutreten und mit seinem anvertrauten Pfunde zu wuchern, so zog es ihn anderer Seits in die Stille der Einsamkeit, um dort an der Läuterung seines eignen Herzens und Lebens zu arbeiten und sich vor der Gefahr, die Seelen seiner Brüder, nicht in der rechten, heilsamen Weise zu pflegen, zu sichern. Sein ganzes Leben lang schwankt er zwischen diesen beiden Polen: er wird aus dem öffentlichen Leben, aus der Arbeit in der Gemeinde in die Ruhe und Meditation hineingetrieben und dann, wenn er hier sich in seinem Gotte gesammelt und gestärkt hat, treibt es ihn wieder unwiderstehlich hinaus unter seine Brüder, um ihnen in dem Herrn zum Heile der Seelen zu dienen. „Kommt mir zu Hülfe," redet er ein Mal (Or. 12, 4) seine Zuhörer an, „da ich von meiner inneren Sehnsucht und vom Geiste schier zerrissen werde: jene nämlich drängt mich zur Flucht, zur Einsamkeit, zu den Bergen, zur Ruhe der Seele und des Leibes, zur Abziehung des Geistes von allem Sinnlichen und zur Einkehr in mich selbst, um ganz ungetrübt mit Gott

umzugehen und von den Strahlen des Geistes rein durchleuchtet zu werden, — dieser aber will mich mitten in das Leben führen, um dem Gemeinwohl zu dienen und, Andre fördernd, mich selbst zu fördern, Licht zu verbreiten und Gott zuzuführen ein Volk zum Eigenthume, ein heiliges Volk, ein königliches Priesterthum, und sein in Vielen wieder gereinigtes Ebenbild. Denn wie ein ganzer Garten besser und mehr ist als eine Pflanze, und der ganze Himmel mit all seinen Schönheiten herrlicher als ein Stern, und der ganze Körper vorzüglicher als ein Glied, so ist auch vor Gott die ganze wohleingerichtete Kirche besser als ein Wohlgeordneter, und man muß überhaupt nicht bloß auf das Seinige sehen, sondern auch auf das, was der Anderen ist. So hat auch Christus gethan, der sich, ob er wohl in seiner ihm eigenen Würde und Göttlichkeit bleiben konnte, nicht bloß selbst erniedrigte bis zur Knechtsgestalt, sondern auch, alle Schmach verachtend, den Kreuzestod erduldete, um durch seine Leiden die Sünde zu tilgen und durch seinen Tod den Tod zu tödten."

Die Wirksamkeit des Gregorius war Anfangs nicht von dem Erfolge begleitet, welchen man ihm meinte versprechen zu können. Gelang es ihm auch, durch eine treffliche Rede (Or. 6), in welcher Ernst und Liebe, kindliche Ehrfurcht und Eifer für die reine Lehre sich in schönster Weise das Gleichgewicht halten, seinen Vater, welcher ein semiarianisches Glaubensbekenntniß in Unverstand unterzeichnet hatte, mit den rechtgläubigen Mönchen wieder auszusöhnen, so mußte er doch bald die betrübende Erfahrung machen, daß er nicht mit solcher Begierde gehört wurde, als man ihn aus dem Pontus herbeigerufen hatte. Mit großer Weisheit und Mäßigung brachte er in einer Rede (Or. 3) diesen Umstand zur Sprache: es gelang ihm aber bald festen Fuß in der Gemeinde zu fassen und sich allgemeines Zutrauen und ungetheilte Bewunderung zu erwerben. Als er später (372) ganz wider seinen Willen von seinem Jugendfreunde Basilius, der hauptsächlich unsrem Gregorius seine Erhebung auf den Bischofsstuhl von Caesarea zu verdanken hatte, zum Bischofe des obscuren Ortes Sasima geweiht wurde, so änderte dieses durchaus nicht seine Stellung zu der Gemeinde zu Nazianz. Gregorius scheint nie nach Sasima als Bischof gegangen zu sein, wenigstens erklärt er selbst (Carm. II, 1, 11, 529 ff.) ausdrücklich, daß er dort nie ein bischöfliches Geschäft vollzogen habe: sein Vater, der in dem höchsten

Greisenalter stand, nahm ihn zu seinem Gehülfen an und legte die schwere Last seines Amtes auf diese jüngeren Schultern. Wie er seine Rede bei der Bischofsweihe (Or. 9) mit den bezeichnenden Worten beginnt: „Wiederum ist eine Weihe und der Geist über mich gekommen und wieder gehe ich traurig und niedergeschlagen einher;" so lautet der Eingang seiner Amtsantrittsrede (Or. 12) sehr charakteristisch: „Ich thue meinen Mund auf und ziehe den Geist an mich (Ps. 119, 131), und ich gebe Alles, was mein ist, und mich selbst dem Geiste, mein Thun und mein Reden, mein Lassen und mein Schweigen, er allein soll mich haben, er soll mich leiten, er soll mir Hand, Sinn und Zunge bewegen zu dem, was sich gebührt und was er will, und er soll mich hinwiederum ablenken von dem, wovon man sich besser enthalten muß. Ich bin ein Werkzeug Gottes, ein Werkzeug des Logos, ein Werkzeug des Geistes, des heiligen Künstlers, das von ihm gestimmt und bewegt wird." Einem Bischofe, dem Eulalius, welchen er zu seinem hohen Amte weihte, legt er in der Ordinationsrede (Or. 13) an das Herz: „Wenn du durch Prüfungen und Hindernisse auf den bischöflichen Stuhl steigst, so wundere dich darüber nicht. Nichts Großes wird uns ohne Prüfung und ohne Leiden zu Theil: denn nach der Natur der Dinge ist das Niedrige leicht, das Hohe schwer zu erwerben, du weißt auch, daß gesagt ist, daß wir durch viele Trübsale zu dem Himmelreiche eingehen müssen (Apostelg. 14, 22). Und so sprich du auch: wir sind in Feuer und Wasser gekommen, aber du hast uns ausgeführt und erquickt (Ps. 66, 12)! O des Wunders! Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude (Ps. 30, 6)! Laß die Streitsüchtigen Eitles dichten und ihr Maul aufthun, die ohne Ursach uns anbellen; wir wollen nicht streiten. Lehre du verehren Gott den Vater, Gott den Sohn, Gott den heiligen Geist in drei Personen in gleicher Ehre und Herrlichkeit. Das Verlorene suche, das Schwache stärke, das Starke bewahre (Ezech. 34, 4). Die vollkommene Waffenrüstung empfange von größeren Heerführern, womit du auslöschen kannst alle feurigen Pfeile des Bösewichts" (Eph. 6, 16). Gregorius redet hier aus eigenster Erfahrung, aus eignem Werke heraus. Schwere Prüfungen hatte er zu erdulden: Prüfungen, welche die ganze Gemeinde, und Prüfungen, welche ihn in Sonderheit betrafen. Eine große Dürre, welche eine Viehseuche im Gefolge hatte, und ein Hagelschlag, welcher die letzten Hoffnungen der

Nazianzener zertrümmerte, lag schwer auf der Gemeinde: Gregorius richtete sie in einer ausgezeichneten Rede (Or. 16), in welcher er untersucht, warum Gott solche Plagen sende, und was wir thun können, um aus ihnen einen Segen zu schöpfen, kräftig auf. Ein kaiserlicher Statthalter hatte, wir erfahren nicht, weßhalb? einen großen Zorn auf die Stadt geworfen, und drohte mit dem Schlimmsten; Gregorius stellte sich entschieden in die Mitte, mit der einen Hand stärkte er die zu Tode erschrockenen Gemüther, mit der andern Hand aber beschwichtigte er den Zorn des hohen Beamten (Or. 17). Der Tod hatte schon vor seiner Bischofsweihe den Gregorius seiner beiden Geschwister, des Caesarius und der Gorgonia, denen er Gedächtnißreden (Or. 7 und 8) voll treuer, brüderlicher Liebe hielt, in ihren besten Tagen beraubt: der alte Gregorius beschloß jetzt, fast hundert Jahre alt, wohl 374 sein Leben, auch ihm weihte er voll kindlicher Dankbarkeit in Gegenwart seines Freundes Basilius einen herrlichen Nachruf (Or. 18). Durch seines Vaters Abscheiden hielt er sein Verhältniß zu der Gemeinde zu Nazianz für vollständig gelöst. Das Versprechen des Steuererhebers Julianus, die armen Gemeindeglieder bei der Steuer milde zu behandeln, veranlaßte, ja zwang ihn — wie er sich selbst ausdrückt — noch ein Mal öffentlich aufzutreten. Nachdem er sein Haus bestellt und für seine hochbejahrte Mutter Alles angeordnet hatte, eilte er wieder in die geliebte Stille und lebte hier in Seleucia in größter Zurückgezogenheit frommen Uebungen und heiligen Studien. Nicht einmal der Tod seiner Mutter Nonna, welche, an dem Altare der Kirche zu Nazianz betend, todt zusammenstürzte, konnte ihn von dort losreißen: seine Stunde schlug erst dann, als das kleine Häuflein rechtgläubiger Christen zu Constantinopel ihn dorthin zu Hülfe rief, um für die heilige Dreieinigkeit, welcher er sein Nachdenken und sein Leben geweiht hatte, als eifriger Sachwalter einzutreten. Er konnte diesem Rufe nicht widerstehen, unter den ungünstigsten Verhältnissen trat er in dem neuen Rom auf. Die Arianer hatten sich, von den Kaisern begünstigt, sämmtlicher Kirchen dort bemächtigt: die Rechtgläubigen mußten sich in einem Privatlokale versammeln. Der Sinn der Constantinopolitaner stand außerdem nach solchen Predigern, welche glänzende Reden hielten und die Kirche in ein Theater verwandelten: Gregorius verdammte diese Sucht von ganzem Herzen und gewann mit seiner geistlichen Rede immer mehr Boden.

Wie sehr sich die Gegner auch dagegenlegten, seine Gemeinde wuchs von Tag zu Tag: man schleuderte mit Steinen nach ihm und bedrohte sein Leben, allein er kannte keine Furcht. Als der Kaiser Theodosius siegreich aus seinem Kampfe gegen die Gothen heimkehrte, wurden die Kirchen dem orthodoxen Glauben übergeben: das Volk forderte den Mann, welcher in vorderster Linie gekämpft hatte, stürmisch zum Bischofe. Der Kaiser war damit ganz zufrieden, aber nur nach längerem Sträuben ward Gregorius bestimmt, die Wahl anzunehmen. Die hohe Ehrenstelle befriedigte aber sein Herz wenig: die Einsamkeit hatte es ihm angethan. Er hatte sich schon ein Mal in der Mitte des Jahres 380 müde und tief verletzt durch den Philosophen Maximus, der sich ihm erst als einen guten Freund und Märtyrer der reinen Lehre gegeben und sich dann als einen schamlosen Menschen und Nebenbuhler — ließ er sich doch in nächtlicher Weile selbst zum Bischof von Constantinopel weihen — entpuppt hatte, auf das Land zurückgezogen; als nun aber auf dem allgemeinen Kirchenconcile zu Constantinopel 381 seine vernünftigen Vorschläge kein Gehör fanden und sich unter den versammelten Bischöfen eine Partei gegen ihn bildete, so ließ er sich nicht mehr halten. Freiwillig legte er sein Amt mit einer Rede (Or. 42) vor der Gemeinde, welche, wie Baronius schön und richtig sagt, Niemand ohne Thränen lesen kann, sofort nieder und zog nach Nazianz, um dort in stillem Frieden zu leben. Ergreifend ist das Lebewohl, welches er im Schluß jener Abdankungsrede an die Kirche, die Zuhörer, die ganze Stadt richtet. „So lebe nun wohl," heißt es hier, § 26, „die du einen so frommen Namen trägst; du hast unsren Glauben, der damals noch verachtet war, wieder erhoben, du Feld unsres gemeinsamen Sieges, du neues Silo, wo wir zuerst wieder die Bundeslade aufstellten, nachdem sie vierzig Jahre lang in der Wüste auf Irrwegen umhergetragen worden war: und du, großer und gepriesener Tempel, unser neues Besitzthum, da du jetzt erst deine wahre Größe vom ewigen Gottesworte empfangen hast, den wir, da du früher ein Jebus warst, zu einem Jerusalem gemacht haben, und ihr, Gotteshäuser alle, die ihr diesem an Schönheit nahe kommt, und, in verschiedene Gegenden der Stadt vertheilt, wie eine heilige Kette das Benachbarte verbindet, welche nicht wir mit unsrer Schwachheit, sondern die Gnade Gottes, die mit uns war, erfüllt hat mit Verlorenen! Lebet wohl, ihr Apostel, die ihr diesen

Tempel zu bewohnen würdiget, ihr Vorbilder meines Kampfes, wenn ich auch nicht so häufig eure Feste gefeiert habe, da ich eurem Paulus gleich den Satan in meinem Leibe zu meinem Besten trug, um deßwillen ich nun von euch scheide! Lebe wohl, mein Bischofstuhl, du beneideter und gefahrvoller Sitz, und du, Versammlung der höheren Priester, ehrwürdig durch Demuth und Alter, und wer sonst noch an dem heiligen Tische Gott dient und sich dem Gott naht, der sich uns naht! (Jac. 4, 8.) Lebet wohl, ihr Chöre der Nazaräer, ihr Harmonien der Psalmgesänge, ihr nächtlichen Gebete, ihr keuschen Jungfrauen, ihr bescheidenen Frauen und Wittwen, ihr Haufen von Waisen, ihr Augen der Armen, die ihr zu Gott und zu mir aufblicktet! Lebet wohl, ihr gastfreundlichen und Christusliebenden Häuser, die ihr euch meiner Schwachheit angenommen; lebet wohl, ihr Freunde meiner Vorträge, die ihr euch hier zusammendrängtet und die ihr öffentlich und heimlich nachgeschrieben habt, und auch du, meine Kanzel, die oft enge von Hörbegierigen eingeschlossen war! Lebet wohl, ihr Fürsten und ihr Paläste, und was die Dienerschaft und das Hausgesinde des Kaisers bildet: ob es dem Kaiser auch treu ist, weiß ich nicht, Gott aber ist es größtentheils untreu! Klatschet in die Hände, rufet lauten Beifall, erhebt zum Himmel euren Prunkredner! Die euch so lästige Zunge und Sprache ist nun verstummt, aber sie ist nicht gänzlich verstummt; sie wird noch durch die Hand mit Tinte streiten, nur für die Gegenwart ist sie verstummt. (§ 27.) Lebe wohl, du große, Christusliebende Stadt, denn ich will die Wahrheit bezeugen, wenn auch der Eifer nicht immer mit Erkenntniß verbunden ist. Die Trennung macht mich milder. Nahet euch zur Wahrheit, kehret endlich zum Besseren um! Ehret Gott mehr, als ihr bisher gewohnt waret! Eine solche Umwandlung bringt keine Schande, aber das Verharren im Bösen den Untergang. Lebe wohl, Morgenland und Abendland, für welche und von welchen ich bekämpft werde; der ist mein Zeuge, der Friede unter euch stiften wird, wenn nur einige Wenige meine Abdankung nachahmen. Denn wahrlich, die werden Gott nicht verlieren, die von ihren Bischofsstühlen herabsteigen, sondern sie werden einen himmlischen Sitz einnehmen, der weit höher und sicherer ist als jene. Vor Allem aber rufe ich: lebet wohl, ihr Engel, ihr Beschützer dieser Kirche, ihr Beschützer meiner Gegenwart und meines Abschiedes, wenn anders in Gottes Hand unsre Schicksale liegen!

Lebe wohl, heilige Dreiheit, du mein einziger Gedanke und meine Zier, mögest du diesen erhalten werden und sie erhalten, mein Volk, denn mein ist es, wenn es auch von Andern versorgt wird: o möchte ich doch vernehmen, daß du stets erhöhet und verherrlicht wirst durch Lehre und Leben! Meine Kinder, bewahret, was ich euch anvertraut habe, seid eingedenk meiner Verfolgungen! Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen."

Gregorius' Seele hing fest an Constantinopel: die Anastasienkirche, jener zu einer herrlichen Kirche ausgebaute Betsaal, in welchem er sein so erfolgreiches Werk dort begonnen hatte, kam ihm nie aus dem Sinne. Seine Träume versetzten ihn vielfach in dieses Heiligthum: in einem Gedichte (Carm. 2, 1, 16) beschreibt er uns solch ein Gesicht in der Nacht. Es heißt in diesem somnium de Anastasia:

„Sitzend erblickte ich mich auf hohem Throne demüthig.
Denn im Traume sogar bleibet der Hochmuth mir fern.
Um mich saßen herum auf niedern Stühlen die Alten,
Hirten der Herde des Herrn, eine erlesene Schaar.
Aber im weißen Gewand da standen die unteren Diener,
Leuchtend in Himmelsglanz, wie er die Engel verklärt.
Theils umschwärmte das Volk ringsum gleich Bienen die Kanzel,
Denn ein Kampf war entbrannt, näher zu kommen zu ihr.
Theils umwogte die Fluth die geweiheten Pforten des Hauses,
Sich mit dem Ohr und dem Fuß drängend gewaltig heran.
Andere schickte der Markt und die staubigen Straßen hinwieder,
Vieldurchschnitten zugleich, um mich zu hören herbei.
Heilige Jungfrau'n auch von den hohen Emporen und Frauen,
Edelvermählet, zu mir neigten das züchtige Ohr.
Spiel war dieses der Nacht: aus sehr verschiedenen Gründen
Wollte mich hören das Volk, welches verlangend da stand.
Dieser begehrte von mir nur simple, verständige Rede,
Denn zu dem Himmel hinauf konnte und wollt' er nicht schau'n.
Eine erhabne jedoch und kunstvolle die, so ergründen
Wollten die Tiefen sowohl fremder als eigener Kunst.
Da erhob sich Geschrei von zweierlei Seiten, die Rede
Wurde von Kampfesbegier hierhin und dorthin gezerrt.
Aber mir floß von dem Mund die allein hochheilige Trias,
Welche in dreifachem Glanz herrlich und offen erstrahlt,
Mit vollkräftiger Stimm' und im Drange des feurigen Geistes
Und ankämpfend mit Macht gegen die irrige Lehr'.
Diese nun wurden bewegt, lobpreisten; es staunten verstummend
Andre, es murreten laut Diese und Andere leis.

Lautlos erstarb ihr Schmerz: doch Andere kämpften dagegen,
Wie, wenn vom Sturme gepeitscht, hoch sich erhebet die Fluth.
Alle versöhnte das Wort, das beredte, sowohl die Beredten,
Als auch die da verstehn fromme und heilige Lehr'.
Ketzer und Leute von uns, auch die ganz fern von der Herde
Götzen anbeten im Bild elend und ohne Gewinn.

In Nazianz verlebte Gregorius nun den Rest seines Lebens in der größten Zurückgezogenheit; als der Kaiser ihn 382 zu einer großen bischöflichen Versammlung nach Constantinopel einladete, lehnte er ab. Nur noch höchst selten trat er als Redner vor der Gemeinde auf: dem vor seinem Umzuge nach der Hauptstadt 379 schon gestorbenen Freunde Basilius hielt er nur noch in Caesarea eine sehr beredte Gedächtnißrede (Or. 43), in der Kirche des Märtyrers Mamas in seiner Vaterstadt ließ er sich wohl im Sommer 383 an dem Sonntage nach Ostern (Or. 44) und wohl 385 zum letzten Male zu Ostern (Or. 45) hören. Man würde aber hieraus einen falschen Schluß ziehen, wenn man behaupten wollte, er sei für die Außenwelt je länger je mehr ganz abgestorben, und habe nur noch seinen Meditationen und Spekulationen gelebt: die Briefe und vornehmlich die Gedichte liefern den schlagenden Beweis, daß er bis an sein Ende, welches 389 oder 390 erfolgte, für das Wohl der Gesammtkirche, seiner alten Gemeinde zu Nazianz und einzelner Personen auf das treueste besorgt war.

Das christliche Abendland und Morgenland war in dem Preise des Gregorius ganz einstimmig: er galt als das Muster der Rechtgläubigkeit ganz allgemein. Basilius nennt ihn schon „ein auserwähltes Gefäß, einen tiefen Brunnen, den Mund Christi". Hieronymus, welcher selbst schon einen großen Namen sich erworben hatte, kam seinetwegen auf längere Zeit nach Constantinopel; er rühmt sich, daß er ihn zum Lehrer gehabt in der Schriftauslegung und nennt ihn den beredtesten Mann. Diese hohe Meinung wird durch den litterarischen Nachlaß dieses Kirchenvaters nicht gemindert.

Wir besitzen von Gregorius im Ganzen 45 Reden, doch werden wir die zwei Invectivae auf den Kaiser Julianus (Or. 4 und 5) gleich abziehen müssen, denn diese Reden sind nie vor der Gemeinde vorgetragen worden, es sind Streitschriften in der Form von Reden. Gregorius legte seinen Reden selbst einen hohen Werth bei: er kannte den vollen Werth des Opfers, welches er seinem Gott mit

seinem Worte darbrachte. Er war überzeugt, daß seine Reden ihn und seine Zeit überleben würden: so sagt er in der Gedächtnißrede auf seinen Bruder (Or. 7, 16): „Mein Geschenk, die Rede, welche die kommende Zeit wohl auch aufbewahren wird, immer bewegt und nicht zugebend, daß der, welcher von hier geschieden ist, gänzlich fortgegangen sei, sondern den, welchen es ehrt, sowohl den Ohren als auch den Herzen fort und fort bewahrend und das Bild des Vermissten besser als ein Gemälde darstellend." Schon in Nazianz wurden seine Predigten von Schnellschreibern nachgeschrieben (Or. 19, 3); mehr noch in Constantinopel. Lauter Beifall unterbrach oft seinen Vortrag, wie wir aus der Abschiedsrede ersehen: er selbst forderte ihn, einem bösen Zuge seiner Zeit nachgebend, mehrfach mit gebieterischen Worten heraus. Die 43 im Gemeindegottesdienst gehaltenen Reden sind sehr verschiedener Art, da sind extemporirte, durch den zwingenden Augenblick veranlasste Reden, da sind aber auch lange meditirte und gewiß vorher concipirte Vorträge, es befinden sich aber unter ihnen auch solche, welche, nachdem sie gehalten worden waren, bedeutend überarbeitet und erweitert wurden. Zu der ersten Gattung gehört die erste, die neunte Rede unter andern; zu der zweiten offenbar die dritte, die sechste, die siebente, achte, u. A. m.; zu der dritten aber die zweite, die vierzehnte, seine fünf theologischen (Or. 27—31). Hieraus erklärt sich die ganz auffallende Verschiedenheit in der Länge der Reden: einige sind ganz kurze Ansprachen, wie die extemporirten: andre aber ziehen sich unendlich dahin, daß keine Gemeinde bis zu Ende ausgehalten hätte. Die Anlage sämmtlicher Predigten ist gleich. Ein Eingang, auf welchen Gregorius ersichtlich großen Fleiß verwandt hat, leitet ein. Häufig führt derselbe mitten in die Sache hinein: ich erinnere an den Anfang seiner Reden bei der Priester- und Bischofsweihe. Die Rede auf die Makkabäer — entschieden eine der allerbesten — (Or. 15) beginnt: „Was sollen die Makkabäer? Denn ihnen gilt die gegenwärtige Festversammlung. Von Vielen werden sie nicht geehrt, weil ihr Leidenskampf nicht nach Christus stattfand: sie verdienen es aber, von Allen geehrt zu werden, weil sie in dem Glauben der Väter standhaft waren." Herzbewegend ist der Eingang der 26. Rede: „Ich sehnte mich nach euch, meine Kinder, und wurde von euch in gleichem Maße ersehnt, denn das bin ich von euch überzeugt; und wenn ich meine Worte noch glaubwürdiger machen soll, so schwöre

ich bei unsrem Ruhme, meine Brüder, den ich habe in Christo Jesu, unserem Herrn. Denn diesen Eidschwur hat mir der heilige Geist, der mich zu euch getrieben hat, damit ich dem Herrn ein heiliges Volk des Eigenthums herstelle, in's Herz gelegt. So bin denn ich von eurer Liebe zu mir und ihr von meiner Liebe zu euch überzeugt." Pompös und etwas zu kunstvoll ist die Eröffnung der 38. Rede: „Christus wird geboren: verherrlicht ihn! Christus kommt von dem Himmel: geht ihm entgegen! Christus ist auf der Erde: erhebt euch in die Höhe! Singet dem Herrn alle Welt! Und, um gleich Beides zusammenzufassen: es müssen sich die Himmel freuen und die Erde jauchzen wegen des Himmlischen und hernachmals Irdischen! Christus ist im Fleische: jauchzt in Zittern und Freude — in Zittern wegen der Sünde, in Freude wegen der Hoffnung! Christus kommt aus einer Jungfrau: ihr Weiber, bewahret die Jungfrauschaft, damit ihr Christi Mütter werdet! Wer betet den nicht an, der von Anfang an ist? Wer verherrlicht nicht den, der ohne Ende ist? (§ 2.) Wiederum zertheilen sich die Finsternisse, wiederum wird Licht: wiederum wird Aegypten durch Finsterniß geängstet, wiederum wird Israel durch jene Säule geleitet." Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß der Redner öfters zu lange in diesem Vorhofe verweilt: so ist der Eingang z. B. zu der 16. Rede zu sehr ausgesponnen. Einen Text haben sämmtliche Reden bis auf die Or. 37, welche Matth. 19, 1—11 in etwas hin und her springender Weise behandelt, durchaus nicht: sie sind also bis auf diese einzige Ausnahme λόγοι, sermones, Reden, freie, heilige Reden, durch keinen Text gebunden, sondern nur im Allgemeinen an die Lehre der Schrift sich bindend und gern ein Schriftwort in sich hineinflechtend und an biblische Sprüche und Analogien erinnernd. Diese Eigenthümlichkeit dieser Vorträge verleiht ihnen eine innere Einheit: ein Gedanke wird in jeder Rede ausgeführt, ein ganz bestimmter Zweck in das Auge gefaßt und mit allen Mitteln der Kunst erstrebt. Das Thema der Rede wird gelegentlich, wie gleich in der zweiten Rede, bestimmt angekündigt, und wohlgeordnet fließt der ganze Vortrag dahin. Eine Disposition liegt zu Grunde: dieselbe wird sogar wiederholt angegeben, wie wieder in der zweiten und siebenten Rede und öfters: der Redner bindet sich aber nicht immer sclavisch an dieselbe, er nimmt sich hin und wieder zu nicht eben absolut verwerflichen Digressionen die Freiheit. Den Schluß bildet

fast durchgängig eine Doxologie der heiligen Dreieinigkeit oder des Herrn Christus.

Die Sprache des Gregorius ist rein und edel; sein Griechisch gibt dem besten Griechisch seiner Zeitgenossen nichts nach; nie sinkt er zu einem gemeinen Ausdrucke oder Bilde herab, er hält sich immer in wohlanständiger Höhe. Kunst und Natur reichen sich bei ihm die Hand. Man liebte in jenen Zeiten vor Allem die Gegensätze, die kunstvollen Antithesen. Gregorius hält nicht viel von ihnen, wie wir gehört haben, allein er verschmäht sie auch nicht und gefällt sich augenfällig in ihnen. In der Rede 29, 20 heißt es: „Er wurde zwar getauft, aber er nahm die Sünden hinweg wie ein Gott; er bedurfte nicht der Reinigungen, aber er heiligte das Wasser; er wurde versucht wie ein Mensch, aber er überwand wie ein Gott, ja er gebietet uns, getrost zu sein, da er die Welt überwunden hat; er hungerte, aber er speiste viele tausend Menschen und ist selber das lebendige und himmlische Brod; er durstete, aber er hat gesprochen: wer da dürstet, der komme zu mir und trinke, und versprach zu einer Quelle zu machen, die zu ihm kommen; er wurde müde, aber er ist die Ruhe aller derer, die mühselig und beladen sind; er wurde vom Schlafe beschwert, aber er schritt leicht auf dem Meere einher und bedrohte den Sturm und errettete den Petrus, als er versinken wollte; er entrichtet Zoll, aber mit einem Fische und ist der König der Steuererheber; er wird ein Samariter und Besessener genannt, aber er rettet den, der von Jerusalem nach Jericho hinabging und unter die Mörder fiel; er wird von Dämonen anerkannt, aber er vertreibt die Dämonen, er stürzt eine ganze Schaar unreiner Geister in das Meer, er sieht den Fürsten der Dämonen gleich einem Blitze vom Himmel fallen; er betet, aber er erhört auch die Betenden; er weinte, aber er stillt auch die Thränen; er fragt, wohin sie den Lazarus gelegt haben, denn er war ein Mensch, aber er erweckt ihn, denn er war ein Gott; er wird verkauft und zwar sehr wohlfeil, für dreißig Silberlinge, aber er erkauft sich die Welt, und zwar um einen hohen Preis, mit seinem eigenen Blut; er wird gleich einem Lamm zur Schlachtbank geführt, aber er weidet Israel und jetzt die ganze Welt u. s. w.“ In ähnlichen Antithesen stellt er das Erlösungswerk in der zweiten Rede dar, § 24 und 25.

Wortspiele sind gar nicht selten: so heißt es Or. 29, 2: „Von

den Kindern der Hellenen wurde in kindischem Spiele aufgestellt" (παισὶν Ἑλλήνων ἐπαίχθησαν); so Or. 2, 31: „Belohnen die Nachsicht mit Nachfolge"; so spielt er witzig in der schönen Rede über die Liebe zu den Armen (Or. 14), in der Einleitung mit den Worten und Begriffen arm und reich.

Empfindlich, reizbar war Gregorius in hohem Grade und dabei witzig, geistreich und gewandt: wir wundern uns deßhalb nicht, wenn wir ihn mehrfach zu der spitzen Waffe der Ironie und Satyre greifen sehen. Sehr schön tritt er in seiner Abschiedsrede seinen Widersachern entgegen, meisterlich versteht er es, aus den Dornen, welche sie ihm in den Weg geworfen haben, sich eine Ehrenkrone um sein ehrwürdiges Haupt zu flechten. Hier sagt er § 24: „Man hat mir meinen reichbesetzten Tisch, meine prachtvolle Kleidung, meine öffentlichen Aufzüge, mein stolzes Betragen gegen die Begegnenden zum Vorwurfe gemacht. Freilich wußte ich nicht, daß ich mit den Konsuln und Präfekten und den berühmtesten Feldherrn, die nicht wissen, wie sie ihr Geld wegwerfen sollen, wetteifern und daß ich meinen Leib abquälen muß, um die Güter, die den Armen gehören, zu verschwelgen, so daß das Nothdürftige zum Ueberflüssigen angewandt und der Altar selbst durch unser Magenaufstoßen entweiht würde. Ich wußte nicht, daß ich eigentlich von glänzenden Pferden gezogen, in prächtigen Wagen einherfahren, mich geleiten und umschmeicheln lassen mußte, daß Alle auf die Seite treten oder zurückweichen mußten, wie vor einem wilden Thiere, und daß unsere Herbeikunft schon von Weitem bemerkt werden mußte. Vergebet mir dieses Unrecht!"

Die Sprache und Darstellung Gregors ist klar, er besitzt die seltene Kunst über die höchsten Mysterien des Glaubens, sich immer noch so auszudrücken, daß auch ein nicht theologisch gebildeter Hörer ihn verstehen und mit Lust und Segen hören konnte. Die Zeiten waren damals so angethan, daß er nicht häufig und eingehend genug über die heilige Dreieinigkeit reden konnte. Er hat es mit dem größten Erfolge gethan und die dankbare Kirche hat ihren beredten Vorkämpfer mit dem Beinamen des Theologen wegen dieser seiner theologischen Vorträge beehrt. Wir würden ganz unverständig handeln und unverständlich predigen, wenn wir in dieses Dogma so tief uns jetzt einlassen wollten, wie Gregorius: er wurde sehr gut verstanden, wenn er unter Anderm in einer jener theologischen Reden

(Or. 29, 2) sprach: „Drei Meinungen von Gott gibt es von alten Zeiten her: die Anarchie, die Polyarchie und die Monarchie. Die zwei ersten sind von den Kindern der Hellenen kindischer Weise aufgestellt worden und mögen in kindischem Spiele aufgestellt werden. Die Anarchie ist ungeordnet, die Polyarchie bringt Unordnung, diese aber führt zur Auflösung. Die Monarchie ist uns das Vorzügliche, — die Monarchie, sage ich, aber nicht die, welche von einem Prosopon umschrieben wird, denn auch das Eins könnte sich wider sich selbst erheben, um in eine Vielheit umzuschlagen, sondern eine Monarchie, welche die gleiche Würde der Natur, die Uebereinstimmung des Sinnes und die Dieselbigkeit der Bewegung und der Zug zu dem Einen von ihnen bildet. Dieß ist bei gewordener Natur nicht möglich, daß sie der Zahl nach sich unterscheide, aber im Wesen nicht geschieden ist. Daher bewegte sich von Anfang an die Monas zur Dyas, bis sie in der Trias zur Ruhe kam, und das ist uns der Vater und der Sohn und der heilige Geist. Der Eine der Erzeuger und Hervorbringer, ich bemerke aber, leidenslos, zeitlos und leiblos: von den Andern der Eine der Erzeugte und der Andere der Hervorgebrachte, oder wie jemand, ich weiß nicht, wie? dieses bezeichnen will, indem er gänzlich von dem Sichtbaren absieht. Denn wir werden doch nicht wagen von Ueberfließen der Güte zu reden, was Einige der griechischen Philosophen zu thun sich unterstanden haben, als wenn ein Mischkrug überfließt, damit wir nicht eine unfreiwillige Erzeugung einführen, wie ein physisches, nicht zurückzuhaltendes Ueberfließen, was sich nicht im Mindesten mit den Vorstellungen von der Gottheit verträgt. Darum in unsren Schranken stehen bleibend bedienen wir uns der Worte: „„unerzeugt, erzeugt, aus dem Vater hervorgegangen““, wie Gott selbst und der Logos irgendwo spricht.“

Mit dieser Klarheit ist eine große Anschaulichkeit verbunden: Gregorius ist ein scharfer Denker, aber er trägt seine Gedanken nicht in abgeblaßten Abstraktionen vor, es stehen ihm Bilder und Gleichnisse jeden Augenblick zur Verfügung. Es kommen viele Bilder in seinen Reden vor, die Benediktiner stellen allein aus den Reden eine stattliche Reihe, sie nimmt vier Foliospalten in Beschlag, zusammen und es sind ihnen noch Vergleichungen entschlüpft. Dieser Bilderschmuck ist nicht von der Heerstraße aufgelesen, er ist vielfach ganz original. Gregorius ist eine sinnige Natur, und was man

von einem Manne, welcher wie er die Einsamkeit so lieb hatte, auf den ersten Blick nicht erwarten sollte, ein aufgeweckter Beobachter, ein gemüthlicher Betrachter der Natur. Er steht mit offnen Sinnen da in der großen Gottesschöpfung und hat ein helles Auge und einen beredten Mund für ihre Schönheiten. Wie schön beschreibt er in Or. 34 die in den Hafen von Constantinopel einlaufende Flotte, welche aus Aegypten die langersehnte Zufuhr herbeibringt! Wie köstlich malt er nicht in der 44. Rede die Herrlichkeit des Frühlings! Hier heißt es § 10: „Die Königin der Jahreszeiten hält dem König der Tage (dem Ostertage) einen festlichen Aufzug und bringt von dem Ihrigen das Köstlichste und Schönste als Gabe dar. Jetzt ist der Himmel leuchtender: die Sonne schon höher und goldener. Jetzt ist des Mondes Kreis freundlicher und reiner der Chor der Sterne. Jetzt stehen die Wogen in liebendem Bunde mit dem Gestade, die Wolken mit der Sonne, die Winde mit der Luft, die Erde mit den Pflanzen, die Pflanzen mit dem Auge. Durchsichtiger rieseln nun die Quellen, reichlicher strömen die Flüsse, gelöst von den Banden des Winters. Es duftet die Wiese, es schwellen die Pflanzen, das Gras wird geschnitten, die Lämmer hüpfen auf den frischgrünenden Gefilden. Nun wird das Schiff aus dem Hafen geführt unter lauten Gesängen und oft unter frommen: es ist mit Segeln beflügelt und springend umschwimmt es der Delphin, der vergnüglich das Wasser einschlürft und wieder ausbläst und fröhlich die Schiffer begleitet. Nun fügt der Landmann seinen Pflug zusammen und blickt betend hinauf zu dem Geber der Früchte: er führt den Ackerstier unter das Joch und durchschneidet das Feld mit süßen Furchen, voll freudiger Hoffnung. Nun vereinen der Hirte der Schafe und der Hirte der Stiere ihre Schalmeien, sie stimmen den Hirtengesang an und verleben den Frühling unter Bäumen und Felsen. Der Gärtner besorgt die Pflanzen; der Vogelsteller bereitet sich Ruthen aus Rohr und blickt hinauf nach den Aesten, um ihre gefiederten Bewohner auszuspähen. Der Fischer durchforscht die Tiefen und reinigt sein Netz und setzt sich auf den Felsen. (§ 11.) Nun schwingt die ämsige Biene ihre Flügel, den Korb verlassend, zeigt sie ihre Weisheit, durchfliegt die Wiesen und plündert die Blumen. Ein Theil von ihnen arbeitet die Wachskuchen aus, legt sechseckige Zellen und wohlgeordnete und zusammengefügte Reihen derselben an — ein Werk sowohl der

Schönheit als der Sicherheit. Ein andrer Theil aber legt Honig in den Vorrathskammern nieder und trägt für den Wirth eine süße, ohne den Pflug gewonnene Frucht ein. O daß auch wir, die wir der Bienenstock Christi sind, uns daran ein Beispiel des Fleißes und der Weisheit nähmen! Nun baut der Vogel sein Nest; dieser setzt sich darauf, jener aber schlüpft hinein, jener fliegt herum und durchtönt den Hain und umfliegt mit geschwätziger Zunge den Menschen. Alles lobt Gott und preist ihn mit unaussprechlichen Stimmen. Für Alles wird Gott auch durch mich gedankt und so wird der Lobgesang jener auch der unsrige, insofern ich von ihnen Anlaß nehme zu loben." Trefflich versteht er es, an solche Naturbetrachtungen und Schilderungen Schilderungen von Gemüthszuständen und geistliche Betrachtungen anzufügen. Ausgezeichnet ist die Passage in der Or. 26, § 8: „Ich wandelte so für mich allein," erzählt er, „da schon der Tag sich neigte, am Meeresstrand. Denn ich bin es nun einmal gewohnt, meine Sorgen durch Erholungen dieser Art immer zu zerstreuen: denn auch die Sehne erträgt nicht die fortwährende Spannung, sondern bedarf bisweilen des Nachlassens an den Enden des Bogens, wenn sie wieder gespannt und dem Schützen nicht unbrauchbar werden soll, grade wenn er sie braucht; ich wandelte also und meine Füße bewegten sich von selbst, mein Auge aber ruhte auf dem Meere. Aber nicht lieblich war dieser sonst so erfreuliche Anblick, wenn nämlich die dunklen Purpurwogen sich daher wälzen und lieblich und sanft mit dem Ufer spielen. Wie war es doch damals? Ich spreche gern mit den Worten der Schrift: Das Meer erhob sich von einem großen Winde und brauste (Joh. 6, 18): die Wogen, wie das so zu geschehen pflegt, wuchsen von ferne heran, erhoben sich dann einen Augenblick zur höchsten Höhe, nahmen wieder ab und zerrannen am Strande; oder sie stürzten auf die benachbarten Felsen und brausten zurück, in einen schaumigen und leichten Duft zerstäubend. Da wurden denn kleine Steinchen und Meertang und Muscheln und ganz kleine Austern hervorgespült und gleichsam ausgespieen, manche auch wieder verschlungen von der zurückweichenden Welle. Sie selbst aber die Felsen standen unbewegt und unerschüttert, gleich als ob sie nicht das Mindeste beunruhigte, außer daß sich die Wellen an ihnen brachen. (§ 9.) Aus diesem Schauspiele glaubte ich neue nützliche Erkenntniß schöpfen zu können, und wie ich denn Alles auf mein Inneres beziehe, besonders wenn es mir von irgend

einem Begegniß schwindelig werden will, was auch jetzt geschah. So nahm ich auch dieses Schauspiel nicht so obenhin, sondern das Schauspiel ward mir zur Lehre. Oder ist nicht, sprach ich zu mir selbst, das Meer wie unser Leben und wie die menschlichen Dinge überhaupt? Denn es ist ja auch darin so viel Bitteres und Wogendes; und die Stürme, sind sie nicht die Versuchungen, die über uns daherkommen, und alles das Unerwartete, das uns widerfährt. — Von denen, welche versucht werden, schienen mir etliche wie ganz leichte und vernunftlose Dinge fortgerissen zu werden und auch nicht ein Wenig Unglücksfälle zu ertragen, denn sie haben in sich keine Festigkeit noch die Schwere vernünftigen Nachdenkens, welche den Zufällen entgegenkämpft: etliche schienen aber Felsen zu sein, würdig jenes Felsens, auf welchem wir stehen und dem wir dienen, die da, der philosophischen Vernunft sich bedienend, den niedern Standpunkt der Menge überschritten haben, Alles unerschüttert und unbewegt ertragen und welche die, so dadurch erschüttert werden, verspotten oder bemitleiden." Wenn es der Raum gestattete, so würde ich noch gerne aus der Rede über die Liebe zu den Armen das Gemälde mittheilen, in welchem uns Gregorius einen Aussätzigen vor die Augen malt und in's Gewissen rückt.

So anschaulich die Rede ist, so bewegt, so lebendig ist sie. Sie geht rasch vorwärts, ein Gedanke reiht sich an den andern Gedanken, es ist Kraft und Mark vorhanden, es fehlt nirgends an Schwung und Feuer. Das Herz des Redners schlägt in vollen Pulsen dem Erlöser, der heiligen Dreieinigkeit entgegen: es wendet sich aber auch seinem Nächsten in lauterster, tiefster Liebe zu. Die zu andern Zwecken allerdings ausgehobenen Bruchstücke aus diesen Reden können jeden überzeugen, daß Gregorius es ganz ausgezeichnet versteht, bewegt und bewegend — man denke nur an den Schluß seiner Abschiedsrede —, lebhaft und spannend zu reden; wem zu dieser letzteren Behauptung es noch an Material fehlt, den möchte ich unter Andern auf die 15. Rede zu Ehren der Makkabäer verweisen. Hier wird der Redner ordentlich dramatisch: die Mütter und die Söhne feuern sich vor den Ohren der Hörer in schwungvollen Ermahnungen zum Martyrium an. Hie und da scheint uns etwas zu lange bei einem Gedanken verweilt worden zu sein, manche Bilder und Schilderungen wünschten wir etwas gedrängter, aber lästig ist diese Fülle der Darstellung nirgends, denn Wiederholungen werden aller Orten ver-

mieden, es wird nur weiter das Einzelne ausgemalt. Da sich sonst Gedanken auf Gedanken drängen, vielfach in der beschwerlichen und den Sinn störenden Weise, daß die Periode zu weit ausgedehnt und zu viele Parenthesen eingeschoben werden, und die Rede in gewaltigem Flusse dahinströmt, bilden jene Breiten erwünschte Punkte zur Ruhe und Erholung. Ein Dichter ist unser Redner, doch steht seine dichterische Begabung offenbar weit hinter seiner rednerischen zurück, seine Poesien leiden an Rhetorik, aber seine Reden nicht an poetischem Ueberschwange. Bei Ephräm dem Syrer findet das umgekehrte Verhältniß statt, bei demselben überwiegt die dichterische Naturanlage, seine Reden sind begeisterte Hymnen und reißen die Seele dahin. Unser Gregorius bleibt auf der Erde, sein Wort ist nicht sowohl beschwingt, seine Rede nicht sowohl erhaben, er ist ein kräftiger, eindringlicher, nicht auf das Gefühl losstürmender, sondern auf die Erkenntniß und vor allen Dingen auf den Willen abzielender Redner.

Wir haben aus seinem eigenen Munde gehört, daß er sich für berufen erachtete, die rechte Lehre von der heiligen Dreieinigkeit hauptsächlich zu treiben: er hat es mit Eifer, Geschick und Erfolg gethan und sich den Beinamen des Theologen wohl verdient. Ganz vornehmlich sind seine Reden Glaubensreden, das rechtgläubige Dogma darstellend, vertheidigend und beweisend, letzteres freilich nicht sowohl aus der heiligen Schrift und der christlichen Erfahrung, als aus Analogien, von der Natur her entlehnt, und aus Vernunftgründen: Niemand aber glaube, daß er einen Glauben ohne Leben, eine todte Glaubensformel ohne das königliche Gebot der Liebe, ohne die Lebensregel des Christen gepredigt hätte. Das Thun galt ihm, wie wir gesehen haben, als die Vorstufe des Erkennens: er war auf das Tiefste davon überzeugt, daß das Christenthum praktischer Natur ist, ein neues Lebenselement, eine von dem lebendigen Gotte ausgehende Lebenskraft und Lebensmacht. Er sagt seinen Constantinopolitanern (Or. 19, 4): „Männlich und stark will ich sprechen, damit ihr, so Gott will, besser werdet, damit ihr von dem Fleischlichen zu dem Geistlichen bekehrt, damit ihr auf die rechte Weise in eurem Sinne erhoben werdet.“ Als er nach längerem Aufenthalte auf dem Lande wieder nach der Stadt heimkehrte und die Gläubigen begrüßte, so sagt er ihnen (Or. 26, 6): „Ich suche die Frucht, welche eurer Rechnung zu gute kommt. Denn der Ge-

winn gehört euch und nicht mir, allerdings auch gewisser Maßen mir, weil sie euch gehört, indem der Gewinn von euch auf mich sich zurückwendet, wie sich der Sonnenstrahl reflektirt. Habt ihr die Armen ernährt? Habt ihr die Fremden geherbergt? Habt ihr die Füße der Heiligen gewaschen?" Wie wir ausgezeichnete dogmatische Reden von Gregorius besitzen, so auch ganz vortreffliche Moralpredigten. Ich erinnere an seine herrliche, nur zu breite Rede über die Liebe zu den Armen (Or. 14), an die drei Reden (Or. 6, 22 und 23) über den Frieden und an die Rede nach dem Hagelschlag (Or. 16). Wie tief schlägt er da nicht in sich, damit die Gemeinde von dem Punkte anfange, von welchem die Besserung ausgehen muß! Wie weiß er zu Herzen zu reden und aus Aller Herzen hier dem Herrn die Sünde und Missethat zu bekennen! Das ergreifende Bußgebet (Or. 16, 12) leitet er mit wenigen Worten also ein: „Das besorge ich von wegen der Plage (daß dieselbe nämlich keine Frucht der Gerechtigkeit schaffe) und dieses Gebet bete ich, welches ich nach dem Gesagten hinzufügen will. Wir haben gesündigt, wir haben wider das Gesetz uns vergangen, wir sind gottlos gewesen (Bar. 2, 12), denn wir haben deine Gebote vergessen und sind unsren verkehrten Gedanken nachgewandelt (Jesaj. 65, 2), denn wir haben nicht unserm Berufe und dem Evangelium Christi würdig gelebt und seinen heiligen Leiden und seiner Erniedrigung unsertwegen, denn wir sind eine Schmach geworden deinem Geliebten. Priester und Volk, wir sind auf dieselbe Weise abgefallen. Wir alle sind abgewichen und sind allesammt untüchtig, und es ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer (Ps. 14, 2). Wir haben uns dein Mitleid verschlossen, deine Leutseligkeit, dein herzliches Erbarmen durch unsre Schlechtigkeit und die Verkehrtheit unsrer Rathschläge, darinnen wir rückwärts gegangen sind. Du bist gnädig, aber wir haben wider das Gesetz gehandelt, du bist langmüthig, aber wir verdienen Strafen; wir erkennen deine Güte, obschon wir thöricht sind. Geringes haben wir dafür, daß wir gesündigt haben, erduldet; du bist schrecklich und wer kann dir widerstehen? (Ps. 76, 8.) Schrecken erfaßt vor dir die Berge und der Kraft deines Armes, wer kann da widerstreiten? Wenn du den Himmel verschließest, wer kann ihn öffnen? Und wenn du die Schleusen öffnest, wer kann sie schließen? Leicht ist es vor deinen Augen, arm und reich zu machen, Leben zu geben und das Leben

zu nehmen, zu schlagen und zu heilen und, was du willst, geschieht. Du bist erzürnt und wir haben gesündigt (Jes. 64, 5), so spricht Einer der Alten und bekennt seine Sünde. Aber für mich ist jetzt an der Zeit zu sprechen: wir haben gesündigt und du bist erzürnt. Daher sind wir unsren Nachbarn eine Schmach geworden (Ps. 79, 4). Du hast dein Angesicht abgewandt und wir sind voll Unehre geworden. Aber lass' ab, o Herr, höre auf, o Herr, sei gnädig, o Herr! Verwirf uns nicht auf immer wegen unserer Ungerechtigkeit und züchtige nicht durch unsre Plagen Andere, da es möglich ist, daß wir durch Anderer Schaden klug werden. Welcher denn? Der Heiden, welche dich nicht kennen, und der Königreiche, die deiner Kraft nicht unterworfen sind. Wir aber sind dein Volk, o Herr, und der Stab deines Erbes (Ps. 79, 6 und 13). Darum züchtige uns, aber mit Güte und nicht in deinem Zorn, daß du uns nicht zu Nichte machst und für Nichts bei Allen, die auf Erden wohnen." (Jerem. 10, 24.)

Gregorius war gern bereit, das Gute bei dem Nächsten anzuerkennen: er freut sich, wenn er loben kann, ja er freut sich so sehr, daß er nicht selten in seinem Lobe ganz überschwänglich wird. Seine Gedächtnißreden ahmen in diesem Punkte den Lobreden der Heiden mehr, als es erlaubt ist, nach. Den Kaiser Valens erhebt er auf Unkosten des Julianus wider die Wahrheit in Or. 4: daß er in dem Preise seines Bruders Caesarius (Or. 7), seiner Schwester Gorgonia (Or. 8), seines Vaters (Or. 18), in welchen drei Reden er auch das Lob seiner trefflichen Mutter in vollen Tönen singt, seines Freundes Basilius (Or. 43) des Guten zu viel thut, will ich ihm verzeihen, weil ihn hier sein Herz leicht das rechte Maß überschreiten ließ: aber in dem Herausstreichen der Vortrefflichkeiten der Aegypter (Or. 34), in der Devotion gegen Cyprianus und Athanasius geht er viel zu weit. In der Gedächtnißrede auf Cyprianus, in welcher er den bekannten Karthager mit einem Antiochener gleiches Namens, von dem man so viel wie nichts weiß, merkwürdig zusammenwirft, heißt es (Or. 24, 5): „Durch deine Tugend werde ich ganz überwältigt und durch dein Andenken wird mein Herz erhoben und ich werde fast wahnsinnig vor Freude." Die Lobrede auf Athanasius beginnt gleich mit den Worten (Or. 21): „Indem ich den Athanasius lobe, werde ich die Tugend loben: denn es ist dasselbe, ihn nennen und die Tugend preisen, denn alle

Tugenden beschloß und besaß er in sich:“ und schließt — die Rede auf Cyprianus stimmt damit fast wörtlich überein — mit dem Gebet: „Du wollest uns von Oben her gnädig ansehen, und dieses Volk regieren, den vollkommenen Anbeter der vollkommenen Dreiheit, welche in dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist geschaut und angebetet wird, und mich wollest du, wenn es Friede bleibt, erhalten und mir im Weiden beistehen, wenn aber Kampf entbrennt, zurückführen oder hinwegnehmen und stellen mit dir und deines Gleichen, wenn es auch viel ist, was ich fordere, in Christus, unsrem Herrn, dem alle Herrlichkeit, Ehre und Kraft ist in Ewigkeit. Amen!“ Das Maßloseste enthält seine Rede (Or. 45) auf den Philosophen Maximus, jenen Lügner und Betrüger, welcher ihm seine Lobeserhebungen vor versammelter Gemeinde mit dem schnödesten Undanke, ja mit offener Empörung heimzahlte. Gregorius schämte sich vor Gott und der Kirche nicht diesen Schurken mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien zu beehren: er strich später, bitter enttäuscht, den Namen des Maximus auf dem Titel und setzte dafür, um in etwas seine Ehre zu retten, den Namen Heron hin. Besser hätte er unstreitig gethan, die ganze Rede den Flammen zu weihen; aber dazu konnte er sich nicht entschließen, da sie nach seinem Urtheile zu viele Schönheiten besaß. Uns ist freilich nicht Alles, was ihm schön däuchte, jetzt noch schön: Maximus war ein cynischer Philosoph: emphatisch — wir können uns kaum des Lächelns über diese Geschmacksverfehlung enthalten — redet er den Cyniker an (§ 2): „Hund, nicht an Unverschämtheit, sondern an Freimüthigkeit; nicht wegen Schwelgerei, sondern weil du nur für einen Tag sorgst; nicht weil du bellst, sondern weil du das Schöne bewahrst, für das Heil der Seelen wachst, weil du die, welche der Tugend Hausgenossen sind, umwedelst, aber jeden Fremden anbellst.“ Bald darauf heißt es nun gar: „Tritt heran, nähere dich zu diesem heiligen Orte, zu diesem mystischen Tische, zu mir, der ich dadurch deine Vergöttung auf geheimnißvolle Weise vollbringe, zu welcher Rede und Leben und die Reinigung durch Trübsale dich führen. Nähere dich, damit ich dich mit unsren Kronen schmücke und dich mit lauter Stimme nicht etwa zu Olympia, oder auf einem kleinen griechischen Theater —, sondern vor Gott und den Engeln und vor der ganzen Versammlung der Kirche als Sieger verkünde.“

Gregorius war kein Freund vom Donnern und Poltern, vom Verketzern und Verdammen, was Viele seiner Zeitgenossen thaten: er sagt sehr wahr (Carm. II, 1, 11, 1201 ff.):

„Vielmehr sanftmüthig und erbaulich trat ich ein
Mit Worten, als des sanften, mitleidsvollen Worts
Vertheidiger, das Keinen niederschlägt: weßhalb
Sowohl besiegt zu werden ganz vernünftig ist,
Als auch zu siegen weit mehr Ehre bringt.
Dieß stand auf meinen Tafeln eingeprägt.“

Hin und wieder wird er allerdings diesem richtigen Grundsatze untreu, so sagt er z. B. in der Rede über die Märtyrer gegen die Arianer (Or. 35, 2): „Vergangen, zu Grunde gerichtet ist der Betrug der Ketzerei, gleich einem Nebel, durch den heiligen Geist zerstreut. Rein strahlt nun wieder der Himmel des Friedens, und es strahlen an ihm hindurch die Sterne der Stadt, erglänzend im hellen Lichte der Wahrheit. Sie gehören nicht der Nacht und der Finsterniß an, sondern sie alle leuchten am hellen Tage und strahlen wieder vom Lichte der Gerechtigkeit. Gleichwie, wenn nach des Apostels Wort die Nacht vorgerückt (Röm. 13, 2), ja vielmehr ganz verschwunden ist, sich Alles wieder freut an dem Lichte des Tages, die wilden Thiere, die bei der Nacht ihrer Nahrung nachgehen, fliehen und sich in Schluchten und Höhlen zurückziehen, also fliehen auch jene Ketzer, die gleich Nachtraben krächzen, unfähig das Licht zu ertragen, stürzen sie sich kopfüber in Felsenspalten. Vor dem Lichte dieses Tages stäuben die Genossenschaften der Fresser und Säufer aus einander, Diebe, welche durch Mauern brechen, Räuber und Alle, die solche nächtliche Gewerbe treiben, sehnen sich nach der Finsterniß, wenn das Licht des Tages angebrochen ist. Wie lange dauerte jene Nacht, welche mit der Finsterniß des Betrugs Alles verfinsterte! Was wurde vollbracht! Der Vergessenheit und dem tiefen Schweigen ist es zu übergeben, damit die Erinnerung an dieses so Widerwärtige nicht die gegenwärtige Freude trübe. Wie könnte Einer das Schändliche, was da geschehen ist, nennen? Und wie könnte er es verschweigen? Wer ist durch ein Trauerspiel in solche Gemüthsbewegung versetzt worden? Welche Dichtung hat solches Leid ersonnen? Welcher Schauspieldichter hat je ein solches Stück in Scene gesetzt? Ueber jedes Wort hinaus geht der Scha-

den: die Schändlichkeiten sind zu groß, als daß sie mit Worten dargestellt werden könnten. (§ 3.) Dieses Chor war das Hauptquartier des Teufels; hier hatte er sein Heer aufgestellt und seine Leibgardisten in ihm placirt. Hier das Lager der Lüge, die Vorkämpfer des Betrugs, die Heersäule der Dämonen, die Legionen der unsauberen Geister, und wenn man auch einen heidnischen Ausdruck gebrauchen darf, so wüthete von hier aus das schreckliche Heer der Erinnyen gegen die Kirche." Hier reißt sicher der heilige Eifer den frommen Mann fort: sonst hält er Maß und erkennt selbst an den Widersachern freudig das vorhandene Gute an. Sehr schön mahnt er (Or. 32, 29): „Du aber verurtheile deinen Bruder nicht, nenne seine Zaghaftigkeit nicht Gottlosigkeit und gehe nicht leichtsinniger Weise zu weit, indem du ihn verurtheilst oder aufgibst, während du doch eine milde Gesinnung gelobt hast: sondern hier erscheine, soweit es erlaubt ist, als ein Demüthiger: hier gib deinem Bruder den Vorzug vor dir und zwar nicht zu deinem eignen Schaden, denn hier ist das Verdammen und Verachten nichts anderes als den Bruder von Christo und der einzigen Hoffnung ausschließen und den verborgenen Weizen, welcher vielleicht mehr werth ist, als du, mit dem Unkraut ausreißen. Richte ihn vielmehr auf, sanft und liebevoll, nicht wie ein Gegner, nicht wie ein gewaltthätiger Arzt, nicht wie einer, der von nichts weiß als von Brennen und Schneiden. Erkenne vielmehr in Demuth dich und deine eigene Schwäche." Wozu er Andre ermahnte, das that er selbst: mit welcher Liebe streckte er den Macedonianern seine Arme entgegen! Er sagt (Or. 41, 8): „Eine solche Liebe hege ich zu euch, eine solche Ehrerbietung habe ich vor eurer anständigen Kleidung, vor eurer von Fasten zeugenden Gesichtsfarbe, vor euren heiligen Vereinen, vor eurer ehrwürdigen Jungfräulichkeit und Reinheit, vor eurem nächtlichen Psalmengesang, eurer Armenliebe, eurem Brudersinn, eurer Gastfreundschaft, daß ich auch wünschte, verbannt zu sein von Christo und gern als Verdammter etwas leiden würde (Röm. 9, 3), wenn ihr mit uns nur vereinigt wäret und wir gemeinsam die heilige Dreiheit priesen."

Mit Kraft trat Gregorius den Sünden und Gebrechen, welche sich in der Gemeinde zeigten, entgegen: er schilt aber nicht bloß, sondern er weist auch den Weg zur Besserung, er bedient sich meister-

haft des zweischneidigen Schwertes, das da verwundet und heilet zu gleicher Zeit. Vortrefflich ist die 32. Rede, in welcher er von der Mäßigung handelt, welche man bei dem Disputiren beobachten soll; musterhaft ist auch die 22. Rede, die zweite über den Frieden, welchen die Gläubigen unter sich pflegen sollen. „Theurer Friede," hebt er gleich tiefbewegt an, „süßes Wesen und Wort, das ich jetzt dem Volke entboten und zurückempfangen habe. Ich weiß freilich nicht, ob es von Allen auf eine wahrhaftige und des Geistes würdige Weise ausgesprochen und ob nicht der öffentliche Bund vor dem Angesichte Gottes gebrochen worden, so daß unsre Verdammniß größer geworden, — theurer Friede, du mein Nachdenken und mein Schmuck, von welchem wir hören, daß er Gott eigen und daß Gott ihm eigen ist, und daß er Gott, ja Gott selbst ist, wie es heißt: der Friede Gottes und der Gott des Friedens und er selbst ist unser Friede. Und trotzdem empfinden wir keine Ehrfurcht vor ihm. Theurer Friede, von Allen zwar gepriesenes, aber von Wenigen bewahrtes Gut, wann hast du uns verlassen? Lange Zeit ist es schon her: Wann wirst du wieder zu uns kommen?" Wie schneiden die Worte in das Herz (§ 4): „Wenn uns jemand fragte, was wir eigentlich anbeten und verehren, würden wir unbedenklich antworten: die Liebe. Denn unser Gott ist die Liebe, das ist ein Ausspruch des heiligen Geistes, und diesen Namen hört er selbst lieber, als einen andern. — Wie können nun wohl wir, die Jünger der Liebe, so uns unter einander hassen? Wie können wir, die Verehrer des Friedens, so unversöhnlich uns bekämpfen? Wir, die auf demselben Eckstein erbaut sind, entzweit sein? Wir, die auf dem Felsen ruhen, erschüttert werden?" An scharfen Rügen fehlt es in Gregorius' Reden nicht: er züchtigt die Gemeinde, weil er sie lieb hat. „Jede Seele," sagt er (Or. 16, 14), „welche nicht zu Rede gesetzt wird, wird auch nicht geheilt. Also gezüchtigt zu werden, ist nicht schlimm, aber durch Züchtigung nicht klug zu werden, das ist das Schlimmste." Von Ansehen der Person ist bei ihm keine Rede: er spricht mit demselben Freimuthe und Nachdrucke nach Oben wie nach Unten. In der 17. Rede, in welcher er sich an die erschrockenen Nazianzener und an den zürnenden kaiserlichen Präfekten wendet, lesen wir (Or. 17, 8): „Was aber ihr, ihr Herrscher und Befehlshaber? Denn schon geht zu euch die Rede über, damit wir nicht ganz un-

billig zu sein scheinen, indem wir diese zu ihrer Pflicht ermahnen, eurer Macht aber weichen, als ob wir aus Scham oder aus Furcht die Freiheit, welche uns als Christen zusteht, verleugneten, oder uns um jene mehr zu kümmern, euch aber zu vernachlässigen scheinen, um die wir uns um so mehr kümmern müssen, je mehr es nach beiden Seiten hin von Bedeutung und je größer der Gewinn ist. Das Gegentheil sei ferne, sowohl von uns als von der Rede! Was sagt ihr nun? Und was besteht zwischen uns für ein Uebereinkommen? Werdet ihr auch meine freimüthige Rede annehmen? Wohl unterwirft euch das Gesetz Christi meiner Gewalt und meinem Richterstuhle. Denn auch wir herrschen, ja ich will hinzusetzen, wir haben eine höhere und vollkommnere Herrschaft. Oder soll der Geist dem Fleische nachstehen und das Himmlische dem Irdischen? So wirst du denn auch, ich weiß es, meine Freimüthigkeit wohl aufnehmen, weil du ein heiliges Schaf meiner Herde bist, ein Zögling des großen Hirten, weil du auf die rechte Weise von dem Geiste von Oben her geleitet wirst, und, wie wir, vom Lichte der heiligen und seligen Dreiheit erleuchtet bist. Daher ist meine Rede an dich kurz und bündig. (§ 9.) Mit Christus herrschest du, mit Christus verwaltest du dein Amt; von ihm hast du dein Schwert nicht zum wirklichen Gebrauch, sondern zum Drohen, o so bewahre es auch als ein reines Weihegeschenk dem, der es dir gegeben hat! Du bist ein Ebenbild Gottes, aber du gebietest auch über solche, die das Ebenbild Gottes tragen. — Ehre die Verwandtschaft, scheue das Urbild, halte es mit Gott, nicht mit dem Herrn der Welt, mit dem milden Beherrscher, nicht mit dem bittern Tyrannen! — Ahme die Menschenliebe Gottes nach, denn das ist es vor Allem, was der Mensch Göttliches hat, wohl zu thun. Du kannst jetzt ohne Mühe ein Gott werden, lasse diese Gelegenheit, Gott zu werden, nicht vorübergehen!"

Ich glaube, daß wir auf Grund dieser mit Proben belegten Charakteristik des Gregorius von Nazianz dem Urtheile des alten Hieronymus vollständig zustimmen müssen. Er ist in der That der beredteste Verkündiger des Evangeliums in griechischer Zunge. Angeborenes Rednertalent und die tüchtigste rhetorische Ausbildung machten ihn zu dem, was er war. Seine Rede ist klar und deutlich, sinnig und scharfsinnig, edel und erhaben, gedrängt und doch

auch wieder lieblich ausmalend, voll Kraft und voll Anmuth. Er gehört zu den seltenen Rednern, welche die Gabe der Ueberredung in solchem Maße besitzen, daß man ihnen nicht bloß gerne auf Gebiete nachfolgt, wohin man sonst, weil sie für den öffentlichen Vortrag zu tief und geheimnißvoll sind, nicht so willig sich führen läßt, sondern sich auch freudig entschließt, ihrem Worte zu folgen und darnach zu leben.

Makarius der Aegyptier.

Während Gregorius von Nazianz seine eminente Beredsamkeit vor der gesammten gebildeten Welt des oströmischen Kaiserreichs entfaltete, lebte ganz im Verborgenen in einem kleinen, nur von Einsiedlern bewohnten und nur von Wenigen besuchten Fleckchen Aegyptens ein Mann, der ihm unbedingt als ebenbürtiger geistlicher Redner an die Seite zu setzen ist. Von den äußeren Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes wissen wir fast gar nichts: dafür aber liegt sein inneres, mit Christus in Gott verborgenes Leben in seinen hinterlassenen Schriften — 50 Homilien und 7 Traktate *) — vollständig erschlossen vor uns. Diese Homilien und Traktate rühren nach allen inneren und äußeren Kennzeichen von einem und demselben Verfasser her: derselbe wird in den Aufschriften Makarius der Aegyptier genannt. Diese Bezeichnung aber kann leicht irre führen. Es lebten nämlich zu gleicher Zeit zwei Makarius in Aegypten, und zwar waren beide Anachoreten, Aebte solcher Genossenschaften und wegen ihrer Frömmigkeit hochberühmt. Alle Andeutungen in den Homilien und Traktaten führen auf einen solchen Mann als Verfasser, wir haben daher keinen Grund, diese Schriften mit dem Jesuiten Peter Possinus dem Asketen Markus zuzuschreiben. Jene beiden ägyptischen Makarius hat nun das christliche Alterthum so unterschieden, daß es den einen, welcher etwas älter war, kurzweg den Aegyptier, und den andern, etwas jüngeren, aber doch mit dem ersten noch gleichzeitigen, den Politiker, den Stadtbewohner nannte, weil er gelegentlich auf kürzere Zeit seinen Aufenthalt in einer Stadt, wohl in Alexandrien, seiner Vater-

*) Ich benutze die Ausgabe von J. G. Pritius. Lipsiae 1714.

stadt, nahm (II, 252). Offenbar wollen die Handschriften den älteren, den sogenannten Aegyptier, welchen man auch den Großen, den Mystiker nannte, als den Verfasser bezeichnen. Nichts in den Homilien und Traktaten widerspricht dieser alten Annahme, und wir bleiben deßhalb mit allen neueren Gelehrten, ich nenne nur Neander, Gieseler, Paniel, Lindner, dabei stehen, obschon wir gerne zugestehen, daß an und für sich auch jener jüngere Makarius diese Schriften verfaßt haben könnte.

Unser Makarius war um das Jahr 300 zu Thebais in Aegypten geboren, wie es scheint, von geringen Eltern: denn er weidete als Knabe Rinderherden (II, 265), wobei er sich die Zeit wohl mit Flechten von Körben vertrieb (II, 237): später scheint er Kameltreiber geworden zu sein, man gab ihm schuld, daß er als solcher Natronsalz gestohlen habe, wobei er von den Wächtern erwischt worden sei (II, 258). In ihm war aber ein tiefer Zug nach der Einsamkeit, nach der Selbstbeschauung, nach dem verborgenen Leben vor und in Gott: er war so still, so ernst, so ehrwürdig in jungen Jahren, daß man ihn den Greisenjüngling hieß. Als er dreißig Jahre alt war, zog er sich ganz in die Stille zurück, sein Ruf verbreitete sich schnell, man kam und zwang ihn, Priester in einem Dorfe zu werden. Lange hielt er es dort nicht aus, er floh wieder in die Einsamkeit, doch lag diese nicht so weit ab von den Wohnungen der Menschen, daß er nicht in den schlimmsten Verdacht kommen konnte. Ein Mädchen war gefallen, von ihrem Vater zur Rede gestellt, gab sie den frommen jungen Mann als ihren Verführer an. Man stürmte nach der Wüste, riß ihn aus seiner Einsiedelei heraus, schleppte ihn unter den schwersten Mißhandlungen durch den Ort und gab ihn nur auf das Versprechen frei, daß er die Dirne ernähren wolle. Gelassen kehrte der Unschuldige in seine Zelle zurück und sprach zu sich: Makarius, du hast ein Weib bekommen, du mußt von nun an, um sie zu versorgen, mehr arbeiten, wie sonst. Das Mädchen gestand erst unter den Schmerzen der Geburt ihre Lüge; Makarius verließ nun jene Gegend und begab sich jetzt erst, wie er selbst erzählt (II, 235 ff.), in die Scetische Wüste, welche westlich von dem Nildelta liegt und damals schon von Einsiedlern bewohnt wurde. Er fand dort noch den heiligen Antonius vor, welchem er sich anschloß, aber in ganz freier Weise (II, 243 ff.). Er wohnte für sich in dem mit eignen

Händen aus Steinen und Blättern gebauten Häuschen und ergab sich mit erhöhtem Eifer seinen frommen Uebungen. Bald erlangte er ein solches Ansehen unter den in der Nähe auch in einzelnen Zellen für sich lebenden Einsiedlern, daß sie ihn zu ihrem Abte erwählten und sich seiner Leitung in ihrer Askese und Contemplation anvertrauten. Gern übernahm Makarius dieses Amt nicht, am liebsten hätte er mit seinem Gott ganz allein sich beschäftigt und gelebt: er sagte noch als Greis: wolle nicht Haupt einer Brüderschaft werden, damit du dir nicht die Lasten fremder Sünden auf deinen Hals ladest (II, 235). Er nahm es sehr genau und gewissenhaft mit seinem Berufe und leuchtete seinen Mönchen in allen asketischen Tugenden vor. In der Verfolgung, welche unter dem armenischen Kaiser Valens (375) über die Anhänger des orthodoxen Bekenntnisses ausbrach, erlitt er schweres Ungemach, er starb in einem Alter von 90 Jahren um das Jahr 391.

Als Abt lag unsrem Makarius die Pflicht auf, den gemeinschaftlichen Gottesdienst der frommen Einsiedler zu leiten, und er mußte dann öffentlich reden. Ein großer Freund war er nicht von solchen Reden, es wird uns erzählt, daß er, angegangen von ihn hoch bewundernden Mönchen, mehr als ein Mal sich nicht darauf eingelassen habe (II, 238); gelegentlich ließ er sich erbitten, aber dann täuschte er doch noch ihre Erwartungen, indem sie statt einer langen Rede nur eine kurze, die Gewissen treffende Ermahnung zu hören bekamen, wie jene Einsiedler, die ihn auf ihren Berg beriefen, um ihn zu hören: „Lasset uns weinen und unsre Augen sollen Thränen vergießen, ehe wir dahin gelangen, wo unsre Thränen unsre Leiber verbrennen werden (II, 264).“ Nur eine kleine Anzahl seiner geistlichen Reden ist niedergeschrieben worden: es ist ein köstlicher Schatz, den die alte Kirche uns überliefert. Gottfried Arnold, der Pietist, übersetzte diese Homilien schon seiner Zeit in das Deutsche und sie fanden großen Beifall in den pietistisch gefärbten Kreisen.

Makarius stimmt darin mit Origenes und Gregorius von Nazianz ganz überein, daß er von heidnischer Kunst und Wissenschaft in der geistlichen Rede nichts wissen mag. Niemand denke, daß dieser Redner, weil er ein Rinderhirt und ein Kameltreiber in seiner Jugend war und später in der Einsamkeit, geschieden von der Welt, lebte, ein Ignorant gewesen sei. Wir wissen nicht, wo er

sich diese gediegene Bildung angeeignet hat, welche aus seinen Homilien in der Sprache, in den Bildern, in dem ganzen Gedankeninhalte hervortritt: er hat ein weitausgebreitetes Wissen sich in aller Stille erworben und darf getrost den höchstgebildeten Männern seiner Tage an die Seite gesetzt werden. Ist er auch nicht durch Schulen hindurchgegangen, so weiß er doch in ihnen recht gut Bescheid: Hom. 15, 42 redet er von ABC-Schulen, von lateinischen Schulen und von Rechtsakademien: er weiß recht gut, daß man auf Pergament schreiben, das Geschriebene wieder auslöschen und von Neuem darauf schreiben kann (Hom. 26, 6). Die griechischen Philosophen sind ihm nicht ganz unbekannt; Hom. 42, 1 erwähnt er den Aristoteles, Plato und Socrates, Hom. 45, 2 sagt er gar: „Auch die Weisen der Welt sind verschiedenartig: die Einen zeigten durch ihre Philosophie Tugend, Andere übten die Sophistik aus und wurden bewundert, Andere zeigten die Kraft der Rede; Andere sind Grammatiker und Dichter geworden und schrieben kunstvoll die Geschichte nieder. Andere wurden Künstler von verschiedener Art und trieben die weltlichen Künste. Die Einen bemühten sich, aus Holz allerlei Vögel und Fische und Bilder von Menschen anfertigend, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen; Andere versuchten aus Erz Bildsäulen und anderes mehr darzustellen; Andere führten sehr große und hochberühmte Bauwerke aus; Andere gruben in die Erde hinein und förderten das vergängliche Silber und Gold zu Tage, Andere kostbare Steine.“ Der geistliche Redner hat aber das Alles für Schaden zu achten; er hat nicht die Aufgabe, den Philosophen oder Rhetor zu spielen, er verzichtet auf alle Kunst, auf allen Prunk der Rede. Wir lesen Hom. 17, 10: „Wie es nicht möglich ist, daß der Fisch ohne Wasser lebe, oder jemand ohne Füße wandle, oder ohne Augen das Licht schaue, oder ohne Zunge spreche, oder ohne Ohren höre: so ist es auch nicht möglich, ohne den Herrn Jesus und ohne die Wirkung der göttlichen Kraft die Geheimnisse und Weisheit Gottes zu erkennen, oder daß jemand reich und ein Christ sei. Denn das sind die wahrhaftigen Weisen und Kämpfer und Helden und Philosophen Gottes, welche nach dem inwendigen Menschen von der Kraft Gottes geleitet und geweidet werden. Denn die Philosophen der Griechen lernen die Wissenschaften: aber Andere sind in der Wissenschaft unerfahren, freuen und rühmen sich aber der Gnade Gottes, das sind gottselige Leute. Lasset uns

nun zusehen, welche besser sind! Das Reich Gottes, heißt es (1. Cor. 4, 20), stehet nicht in Worten, sondern in Kraft." Ganz ähnlich lautet eine Stelle im Traktate von der Erhebung des Geistes (Kap. 19). Zum Schluß dieser 17. Homilie heißt es kurz und bündig: „Wie du nun nach dem äußeren Menschen und in Betreff der sichtbaren Dinge Allem entsagt und deine Güter vertheilt hast, so mußt du auch in der weltlichen Weisheit, wenn du die Erkenntniß und das Vermögen der Rede besitzest, Alles hinwegwerfen und für nichts achten, damit du auf der Thorheit der Predigt auferbaut werden kannst, welche Predigt die wahre Weisheit ist, die keinen Prunk der Worte, sondern die Kraft bei sich hat, welche durch das heilige Kreuz wirkt." Der Prediger muß sich ganz Gott dahingeben: er kann nicht zur Erbauung seiner Brüder reden, wenn er nicht von dem heiligen Geiste erleuchtet wird und geheiligt ist. „Der Redende," lesen wir Hom. 15, 52, „kann, wenn er nicht von dem himmlischen Lichte und der Weisheit geleitet wird, nicht den Sinn eines jeden festmachen." Der Geistliche, welcher nicht aus eigener Erfahrung redet, ist ein unglückseliger Mensch. „Die, welche geistliche Reden halten," heißt es Hom. 17, 12, „ohne geschmeckt zu haben, sind jenem zu vergleichen, welcher in dem Sonnenbrande in der Wüste hin und her läuft und sich, indem er verschmachtet, einen Quell, der Wasser sprudelt, vor die Augen malt, sich zu trinken einbildet, wenn seine Lippen verdorrt sind und seine Zunge vor dem Durst, den er leidet, oder dem, der von dem Honig sagt, daß er süß sei, es aber nicht geschmeckt hat und die Kraft der Süßigkeit nicht kennt. So auch wenn die, welche von der Vollkommenheit, von der Seligkeit oder von der Leidenschaftslosigkeit reden, die Kraft und die Erfahrung nicht besitzen, so verhalten sich nicht alle Dinge so, wie sie sagen." An einem andern Orte (Hom. 27, 12) heißt es: „Es ist etwas Anderes, mit etwas Erkenntniß und Verstand Reden zu halten, und es ist etwas Anderes, in Wirklichkeit und in der That und in der Erfahrung und in dem inwendigen Menschen und im Geiste zu haben den Schatz und die Gnade und den Geschmack und die Kraft des heiligen Geistes. Denn die, so bloße Worte reden, phantasiren und sind von ihrem Geiste aufgeblasen." „Diejenigen," sagt Makarius 18, 5, „welche reich sind im heiligen Geiste, welche besitzen den himmlischen Reichthum in der Wahrheit und die Gemeinschaft des Geistes in sich, wenn sie zu Einigen das

Wort der Wahrheit reden, und wenn sie Einigen mittheilen das geistliche Wort und die Seelen erfreuen wollen, so reden sie aus dem eigenen Reichthume und aus dem eigenen Schatze, den sie sich erworben haben, und erfreuen aus ihm die Seelen derer, die das geistliche Wort hören, und sie fürchten nicht, daß es ihnen mangeln werde, weil sie in sich den himmlischen Schatz der Güte besitzen, aus welchem sie hervortragen und erfreuen die geistlicher Weise Essenden. Ein Armer aber, welcher nichts besitzt von dem Reichthume Christi, auch keinen geistlichen Reichthum in seiner Seele hat, welcher alle guten Worte und Werke hervorquillen lässt, göttliche Gedanken und unaussprechliche Geheimnisse — ein solcher, wenn er auch das Wort der Wahrheit reden und Einige seiner Zuhörer erquicken will, aber das Wort Gottes nicht in der Kraft und Wahrheit besitzt, sondern es nur auswendig gelernt und aus allerlei Schriften entlehnt hat oder von geistlichen Männern gehört hat, — ein solcher scheint, wenn er erklärt und lehrt, Andere zu erquicken und Andere haben auch von seinen Reden Gewinn. Aber wenn er das Wort verkündigt hat, so gehet jedes Wort dahin, woher es entnommen war, zurück und er selbst bleibt wieder nackt und arm, da er keinen eigenen Schatz des Geistes besitzt, aus welchem er vorträgt, und er fördert und erfreut Andere, aber er selbst erfreut sich nicht erst, noch frohlockt er im Geiste. — § 6. Daher müssen wir zuerst von Gott bitten mit Herzensdrang und Glauben, daß er uns verleihe, seinen Schatz zu finden, den wahren Schatz Christi in unsren Herzen, in der Kraft und in der Wirkung des Geistes. Und wenn wir so zuerst unsern Vortheil und das Heil und das ewige Leben gefunden haben, den Herrn, dann lasset uns auch den Andern, soweit es möglich und erreichbar ist, helfen, indem wir aus dem inwendigen Schatze Christi vortragen die ganze Güte der geistlichen Reden und die himmlischen Mysterien erklären." Ausdrücklich erinnert er noch in Hom. 17, 11 daran, daß das Wort mit Verstand auszutheilen ist: „mit Milch sind die Kinder zu nähren, festere Speise geziemt denen, welche zugenommen an Weisheit und Verstand." Dieses sind die Fingerweise, welche Makarius gelegentlich ertheilt, um die rechte Predigtart zu lernen.

Die Homilien des Makarius tragen diesen Namen mit vollem Rechte: keine derselben legt ein bestimmtes Wort der heiligen Schrift als Text zu Grunde, nur einige wenige ergehen sich in der freiesten

Weise über ein Schriftstück; so legt gleich die erste Homilie eine Anzahl von Bildern aus der Vision Hesekiels (Kap. 1) allegorisch aus. Es findet sich nirgends auch nur eine Anknüpfung, ja nicht ein Mal eine leise Anspielung an das Kapitel, welches bei dem Gottesdienste als Lektion war vorgetragen worden. Diese Homilien sind sämmtlich freie Ansprachen, volle Ergüsse eines Herzens, das der Welt vollständig entsagt hat, Gott und den Brüdern nur noch dienen will mit Gedanken, Worten und Werken, das zum Himmel seine Augen alle Zeit emporgerichtet hält, nach Oben hin in heiliger Inbrunst redet und von Oben her Worte voll Geist und Leben vernimmt, das bis zum Himmel entzückt ist, mit Gott sich vereinigt weiß, in Gott athmet, lebt, webt und ist. Einige dieser Homilien sind außerordentlich kurz, sie haben kaum einige Minuten dauern können, so z. B. Hom. 13, 22, 36 und 39; andere haben eine mäßige Länge, wie z. B. Hom. 4, 26 und 27, eine überschreitet ohne Frage das Maß des Erlaubten, nämlich Hom. 15, welche 53 Paragraphen hat. Nur die kürzeren Reden bilden ein abgerundetes, wohlgeschlossenes Ganze, nur ihnen fehlt die innere Einheit nicht. Die Mehrzahl der Homilien vereinigt sehr Verschiedenartiges nur äußerlich mit einander; es wird kein Hauptgedanke, kein Hauptgegenstand durch die ganze Rede hindurch verfolgt, sondern ganz unvermittelt treten sehr disparate Gedankenreihen an einander heran. So spricht die 11. Homilie zuerst davon, daß die Kraft des heiligen Geistes in den Herzen der Menschen dem Feuer gleiche; dann von der Art und Weise, wie wir die in dem Herzen aufsteigenden Gedanken erforschen können; hernach von der todten (ehernen) Schlange, welche Moses an ein Holz erhöhet hat, welche ein Typus von Christus war; zuletzt wird der Kampf Christi mit dem Satan und der Sünder mit demselben dargestellt. Die 14. Homilie handelt zuerst davon, daß die, welche ihre Sinne und Gedanken Gott weihen, dieses in der Hoffnung thun, daß die Augen ihres Herzens erleuchtet werden, und daß Gott diese für würdig erachtet, ihnen die Mysterien und seine Gnade mitzutheilen: hernach von dem, was die, welche die himmlischen Güter erlangen wollen, zu thun haben. Darauf vergleicht der Redner die Apostel und Propheten mit Sonnenstrahlen, welche durch das Fenster einfallen. Endlich wird gelehrt, welches die Heimath des Satans und der guten Geister sei und daß beiderlei Heimath unsichtbar ist.

Was den Makarius, welcher sonst seine Gedanken auf einen Punkt concentriren konnte, bestimmt hat, sie so vielfach nach den verschiedensten Seiten hin spazieren gehen zu lassen, kann nur in den wenigsten Fällen mit Sicherheit angegeben werden. Mehrfach sah er sich durch die Fragen, welche aus der Mitte seiner Zuhörerschaft an ihn gestellt wurden, veranlaßt, die heterogensten Dinge in einem Vortrage zu besprechen. Ich glaube nicht, daß der heilige Redner während seines Vortrages selbst mit solchen Fragen behelligt wurde; denn diese Fragen stehen fast ausnahmslos mit dem, was er gesagt hat, in gar keinem Zusammenhange. Wir dürften sicher erwarten, daß er dann seine Brüder ernstlich zu Rede gesetzt hätte, wenn sie mit ihren Gedanken gar nicht bei seinem Worte gewesen wären und ihn in dieser ganz unmotivirten Weise unterbrochen hätten. Die Zuhörer des Makarius wohnten nicht mit ihm zusammen in einem Kloster, sondern zerstreut in einzelnen Hütten, sie kamen wohl nur bei dem Gottesdienste zusammen, und dieses nicht ein Mal Tag für Tag, sondern, nach des Hieronymus Bericht, der dort einen Besuch gemacht hat, nur des Sonnabends und des Sonntags; es wurden da wohl vor dem Beginne des Gottesdienstes an den Abt ganz bestimmte Fragen gerichtet, auf welche die frommen Männer bei ihren Meditationen gestoßen waren; je nachdem nun diese Fragen angethan waren, beantwortete sie Makarius im Privatgespräche oder in seiner öffentlichen Rede. Die Fragen werden alle Mal in ganz bestimmter Formulirung mitgetheilt: sie sind sehr verschiedener Art, bald wird gefragt, wie in Hom. 6, 5: „Da Einige sagen, daß die Throne und Kronen Geschöpfe seien und nicht Geister, wie müssen wir es verstehen?“ und § 6: „Was soll das sagen, ihr werdet sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels (Matth. 19, 28)?“ In der 7. Homilie werden folgende Fragen beantwortet; 1) Ob der Satan mit Gott zusammen sei, sowohl in der Luft als auch in den Menschen? 2) Da sich die Sünde in einen Engel des Lichtes verwandelt und der Gnade ähnlich wird, wie erkennt der Mensch die Nachstellungen des Satans und wie nimmt er wahr und unterscheidet er die Wege der Gnade? 3) Wie fallen die, in welchen die Gnade Gottes wirksam ist? 4) Ob jemand durch das Licht seine eigene Seele schauen kann, sintemalen Einige die Offenbarung beseitigen, indem sie sagen, daß durch Erkenntniß und Wahrnehmung das Schauen zu Stande

komme? 5) Ob jemand durch Offenbarung und göttliches Licht die Seele schaut? 6) Ob die Seele eine Gestalt hat? 7) Ob der Verstand etwas anderes ist als die Seele? In den Homilien 8, 12, 15, 26, 37 u. s. w. begegnen uns wieder solcherlei Fragen.

Elegant ist das Griechisch nicht, welches Makarius redet, doch ist es auch nicht barbarisch oder bäuerisch-gemein: es bewegt sich alle Zeit in einer wohlanständigen Mitte. Die Rede fließt glatt und leicht verständlich dahin: der Periodenbau ist kunstlos, natürlich und gefällig. Vergebens sucht man nach Kraft- und Glanzstellen, der Redner bleibt sich gleich, sein Wort quillt aus der Tiefe seines Herzens hervor und ergießt sich in angenehmer Breite in lebendiger Bewegung, klar und durchsichtig, wahr und gottinnig. Wenn keine große Kunst dazu gehört, einfache und klare Sachen einfach und klar darzustellen, so gehört eine sehr große Kunst dazu, über verborgene, geheimnißvolle Gegenstände einfach und klar zu reden. Diese seltene Kunst besitzt Makarius in dem höchsten Grade: seine Lust ist es, sich in die Tiefen der Gnade Gottes, welche sich so ganz über unser Bitten und Verstehen hinaus herabläßt, um die Welt zu erlösen, und welche anderer Seits den Menschen, der sich ihr im Glauben ergibt, in den höchsten Himmel der Freude und Wonne hinaufhebt, und in das verborgene Leben und Weben der Seele, sowohl der sündigen als auch der begnadigten, zu versenken; aber wie tief er auch eindringt, seine Rede wird nie dunkel und unverständlich, sie bleibt klar und durchsichtig alle Wege. Nur eine unausgesetzte, gründliche Erforschung des eigenen Herzens in seinem Sinnen und Treiben, sowie die energische, eindringende Betrachtung der Gottheit konnte ihm zu dieser Stufe der Vollkommenheit verhelfen; sehr wenige Prediger, welche ihm auf dieses Gebiet des inneren Lebens, der heiligen und seligen Mystik gefolgt sind, reichen ihm das Wasser. Er ist bis auf den heutigen Tag noch ein Muster für die mystische Rede: er hat zuerst diesen tiefen, gottinnigen, seelenvollen Ton stark und voll angeschlagen in der Geschichte der Predigt und in dem letzten Grunde greift heut zu Tage noch jede solche Rede, dem Sprecher vielfach unbewußt, auf diesen Aegyptischen Einsiedler des vierten Jahrhunderts zurück. Makarius ist, daß ich es ganz kurz sage, der Schöpfer, der Auspräger der Sprache der Mystik; er hat die Losungsworte, die Lieblingsbilder, die Grundanschauungen der Mystik mit tiefem, treffendem Blicke gefunden.

Von Allegorien ist er kein großer Freund; sie kommen nur hin und wieder vor, so in der 1. Homilie gleich, welche, wie die siebenundvierzigste, nichts anders als eine allegorische Auslegung ist: in jener ersten Homilie erklärt er die menschliche Seele, welche den Herrn ergriffen hat, für den Thron Gottes: die vier Wesen, welche den Thron Gottes tragen, sind die vier Grundkräfte der menschlichen Seele, der Wille, das Bewußtsein, der Verstand und die Liebe. Was soll er nach Allegorien jagen, da er unmittelbar auf dem mystischen Wege zum Schauen Gottes gelangen kann? An Bildern ist er natürlich sehr reich: wie sollte er auch das verborgene Leben und Weben in dem Herzen Gottes und der Menschen anders als in bildlicher Rede ausdrücken können? Seine Bilder sind bis auf ganz wenige Ausnahmen durchaus edel und fein, er führt sie meist auch nicht weitläufig aus, wie er überhaupt ein Feind von allem leeren Wortmachen ist, sondern begnügt sich den zutreffenden Punkt kurz anzugeben. Ganz Auge ist er, um alle Zeit und aller Orten Bilder zu entdecken, die, was er zu sagen hat, trefflich in's Licht stellen: er hascht sie nicht, er zieht sie nirgends an den Haaren herbei, sie fliegen ihm von selbst zu, sie drängen sich ihm so auf, daß er sich ihrer vielfach gar nicht erwehren kann, daß er von einem Bilde zu dem anderen Bilde weiter getrieben wird und so sie allzu sehr häuft, selbst da, wo die Sache an und für sich schon klar ist, wie Hom. 36; ja das ist ihm selbst widerfahren, daß er eine Homilie — die 43. — gehalten hat, welche nichts als ein Bildersaal ist. Alles im Himmel und auf Erden bietet ihm Bilder und Gleichnisse dar, er geht hinaus auf das Land und betrachtet dort das Werk der Menschen, das Leben der Geschöpfe, das Wachsen der Pflanzen, er geht hinein in die Häuser der Armen wie der Reichen, der Könige wie der Kaufleute, überall ist er zu Hause, Alles weiß er trefflich zu verwenden, was ihm irgendwo nur auffällt. Diese Bilder machen seine Rede so anschaulich: sie dienen ihm vielfach als Beweis der Wahrheit; sonst greift er auch gern in das Geschichtsbuch der heiligen Schrift hinein, um treffende Beispiele aus ihm zu borgen, oder in das Spruchbuch derselben, um sein Wort als Gottes Wort zu legitimiren. Sagten auch seine Brüder von ihm, daß er wie ein Gott auf Erden dastehe (II, 258 f.), so fühlte er sich doch nicht als ein solcher: Hom. 4, 24 sagt er: „Dieses aber haben wir mit Mehreren durchgehandelt, meine

Geliebten, indem wir aus den heiligen Schriften bewiesen, daß wir uns schleuniger zu bekehren haben und zu dem Herrn eilen müssen." „Diese Beweise," heißt es Hom. 9, 7, „haben wir aus der Schrift beigebracht, um zu zeigen, daß die Gnade Gottes in dem Menschen als eine Kraft wirkt." Zu leugnen ist freilich nicht, daß in diesen Homilien ein und das andere Schriftwort höchst eigenthümlich ausgelegt und dazu angezogen wird, wozu es nicht gebraucht werden kann. Makarius verschmäht es auch nicht, gelegentlich an heidnische Sagen und Mythen, wie z. B. Hom. 14, 7, zu erinnern, häufig erläutert er auch durch Beispiele aus der christlichen Erfahrung seine Lehren, wie z. B. Hom. 18, 7 und 27, 14 ff.

So eng und abgegrenzt am Ende das Feld ist, auf welches diese Homilien, welche, wie aus vielen Stellen hervorgeht, — man vergleiche nur Hom. 3 — vor Mönchen, vor Einsiedlern, deren Gedankenkreis selbstverständlich ein sehr beschränkter war, gehalten worden sind, uns hinausführen, so sind dieselben durchaus nicht monoton, sich selbst paraphrasirend und wiederholend. Es ist ganz erstaunlich, mit welcher Meisterschaft der Redner die Ideen, mit welchen alle seine Reden sich beschäftigen, neu zu gruppiren, neu zu entwickeln, neu zu versinnbildlichen versteht. Dieselben Grundgedanken kehren immer wieder, aber sie sind immer neu gestaltet, neu formulirt, unter eine neue Beleuchtung gestellt, von einer neuen Seite betrachtet. Nur sehr selten kehrt dasselbe Bild wieder, wie z. B. das Bild von dem Salze, welches das Fleisch vor der Fäulniß bewahrt, Hom. 1, 5 und 24, 4, oder das von dem weinenden Kinde, Hom. 31, 4 und 46, 3: mehrfach findet es sich, daß er ein Bild je nach Bedürfniß verschieden ausführt, so das Bild von Jesus dem Bräutigam und der Menschenseele als der Braut. Hom. 15, 1 und 32, 9.

Ein Hauptpunkt in allen Homilien ist die Sünde des Menschen; dieselbe wird mit grellen, aber wahren Farben gemalt, wie sie den ganzen Menschen ergriffen und in das namenloseste Elend gestürzt hat. „Die Sünde," heißt es Hom. 15, 49, „welche eindrang, ist eine geistige Kraft des Satans und ein Wesen, und säte alle Uebel herein. Da sie im Geheimen auf den inwendigen Menschen und den Sinn einwirkt und mit den Gedanken kämpft, so wissen die Menschen nicht, daß sie, von einer fremden Macht getrieben, Alles thun, sondern sie meinen, das gehe ganz natürlich zu, und sie thäten

dieses aus eigener Ueberlegung. — § 56. Es leidet die Welt unter der Leidenschaft der Bosheit und weiß es nicht und es ist ein unreines Feuer, welches das Herz entzündet und so alle Glieder durchläuft und die Menschen zu Begierden und zu unzähligem Bösen reizt. Welche nun gereizt und ergötzt werden, vollbringen innerlich in dem Herzen die Hurerei und fallen, indem sie so das Böse hegen, auch in offenbare Hurerei.“ „Die Seele,“ heißt es Hom. 2, 1, „und ihre ganze Substanz hat mit der Sünde der böse Fürst so angezogen und so vollständig befleckt und sie völlig in sein Reich gefangen abgeführt und er hat auch nicht ein Mal ein Glied von ihr (Makarius schreibt der Seele nach Hom. 4, 9. 7, 7 einen feinen Leib mit Gliedern zu, wie er gelegentlich z.. E. 15, 22 selbst von einem Leibe Gottes redet) davon freigelassen, nicht die Gedanken, nicht den Sinn, nicht den Leib, sondern er hat ihr angezogen das Purpurkleid der Finsterniß. Denn wie von dem Leibe nicht ein Theil oder Glied leidet, sondern der ganze Leib gänzlich mitleidend ist, so erleidet auch die ganze Seele die Leidenschaften der Bosheit und der Sünde.“ „Wie wenn in einer finsteren und schwarzen Nacht,“ lesen wir Hom. 2, 4, „ein starker Wind weht und alle Pflanzen und Samenkörner bewegt, schüttelt und rüttelt: so wird auch der Mensch, der in die Obrigkeit der Macht der Finsterniß, des Teufels, gefallen ist und in der Nacht und der Finsterniß sich befindet, von dem gewaltig blasenden Winde der Sünde erschüttert, gewirbelt und bewegt und erforscht in seiner ganzen Natur, seiner Seele, seinen Gedanken und dem Sinn. Und alle Glieder seines Leibes werden erschüttert und kein Glied der Seele oder des Leibes bleibt verschont und leidenslos von der in uns wohnenden Sünde.“ Die unsterbliche Menschenseele liegt nun nach Hom. 4, 26 „in der Krankheit der Unwissenheit, der Bosheit, des Unglaubens und der Frechheit und der anderen Leidenschaften der Sünde.“ „An jenem Tage, da Adam fiel,“ heißt es Hom. 30, 7, „kam Gott, um in dem Paradiese zu wandeln, er weinte, da er den Adam sah, und sprach: In welchem Glücke hast du dir solche Uebel bereitet! Nach welcher Herrlichkeit trägst du was für eine Schande! Warum bist du jetzt finster? warum häßlich? warum faul? Nach welchem Lichte hat dich solche Finsterniß umhüllt? Da Adam gefallen und Gott abgestorben war, beweinte ihn der Schöpfer, die Engel, alle Gewalten, Himmel, Erde und alle Geschöpfe klagten über seinen

Fall und Tod, denn sie sahen, daß derjenige, welcher ihnen zum Könige gegeben worden war, der Knecht der feindlichen und bösen Gewalt geworden war.“ Adams Fall ist das Unglück seines ganzen Geschlechtes: seine Sünde gleicht einem Sauerteige, sie hat sich der ganzen Menschheit mitgetheilt. „Seit Adams Fall,“ heißt es Hom. 24, 2, „wurden die Gedanken der Seele von der Liebe zu Gott dieser Welt zugewandt und mit fleischlichen und weltlichen Gedanken vermischt. Denn wie Adam durch seine Uebertretung den Sauerteig böser Begierden in sich aufnahm, ebenso nahmen die, so von ihm abstammen, das ganze Geschlecht Adams, Theil an jenem Sauerteige und schließlich stiegen durch Zunahme und Wachsthum die Begierden der Sünde bei den Menschen bis dahin, daß sie bis zur Hurerei und Schwelgerei, zum Götzendienst und Mord und anderen widersinnigen Handlungen fortschritten, bis die Menschheit ganz von der Bosheit durchsäuert war. Und die Sünde stieg bei den Menschen bis zu dem Punkte, daß sie glaubten, es gäbe keinen Gott, sondern leblose Steine anbeteten und Gott aus ihren Gedanken nicht fassen konnten. So sehr durchsäuerte der Sauerteig der bösen Begierden das Geschlecht des alten Adam.“

Wie tief aber auch das Menschengeschlecht in die Sünde gefallen ist, so ist es doch nicht so tief gefallen, daß ihm gar nicht mehr könnte geholfen werden. Es besitzt noch Freiheit des Willens, es kann sich noch für das Gute entscheiden, ja es kann gegen das Böse ankämpfen, freilich nicht über die Sünde siegen aus eigener Kraft, das gelingt nur mittelst der Gnade Gottes. Die Sünde und das Herz des Menschen sind nicht eins, wenn auch die Sünde in dem Herzen sitzt. „Denn,“ werden wir Hom. 2, 2 belehrt, „wie wenn die Sonne scheint und der Wind etwas weht, die Sonne ihren eigenen Körper und ihre eigene Natur hat und doch Niemand den Wind von der Sonne scheiden kann, wenn nicht Gott den Wind stillt, daß er nicht mehr weht, so ist auch die Sünde mit der Seele vermischt, indem doch beide ihre eigene Natur behalten.“ Das Herz ist bald mit der Sünde eins, bald aber auch uneins. „Denke dir,“ heißt es Hom. 16, 2, „eine Quelle, welche reines Wasser ausströmt und die Schlamm zum Untergrund hat. Wenn jemand den Schlamm aufrührt, so wird die ganze Quelle trübe: so wird auch die Seele, wenn sie erregt wird, mit der Sünde vermengt und der Satan wird Eins mit der Seele, obgleich sie beide geistige Wesen sind,

zur Hurerei oder zum Morde. — Aber zu einer andern Stunde bleibt die Seele selbstständig für sich, und bereut, was sie gethan hat, und weint und betet und gedenkt an Gott. Denn wenn die Seele immer in das Böse vertieft wäre, wie könnte sie dieses thun, da der Satan nicht will, daß die Menschen sich zur Buße wenden, weil er unbarmherzig ist?" „Die Sünde, welche in die Seele hineingedrungen ist," heißt es Hom. 15, 35, „ist ein Glied von ihr geworden und sie hängt ihm, dem leibhaftigen Menschen, an und viele unreine Gedanken tauchen aus dem Herzen hervor." Aber ganz entschieden behauptet Makarius sofort § 36: „Es hat der Mensch eine solche Natur, daß, wenn er auch in der Tiefe der Bosheit steckt und der Sünde dient, er doch zu dem Guten bekehrt werden kann." Um die Seele des Menschen streiten Gott und Satan mit einander. „Gott und seine Engel wollen," heißt es Hom. 26, 24, „den Menschen zu ihrem Freunde machen für das Reich: gleicher Weise wollen der Teufel und seine Engel ihn zu ihrem Freunde machen. Die Seele steht also zwischen zwei Wesen in der Mitte, und auf welche Seite sich schließlich der Wille der Seele neigt, dem wird sie eigen." Die Willensfreiheit ist ein unveräußerliches Gut des Menschen. „Du bist deßhalb," heißt es Hom. 15, 23, „nach dem Bilde und der Aehnlichkeit Gottes, da, wie Gott seiner selbst Herr ist und macht, was er will — so auch du dein selbst Herr bist und, wenn du umkommen willst, wandelbarer Natur bist. — Wenn jemand will, so unterwirft er sich Gott und wandelt auf dem Wege der Gerechtigkeit und überwindet die Begierden. Denn dieser Sinn ist ein Gegenkämpfer und vermag mit festem Vorsatz die Anläufe der Bosheit und der schändlichen Begierden zu besiegen." Gut wird diese Freiheit des menschlichen Willens durch Vergleichung der Menschen mit den Thieren, welche alle je nach ihrer Art gleich geartet sind, so ist das Lamm fromm und der Wolf raublustig (Hom. 15, 24), festgestellt. „Siehst du," heißt es § 25 weiter, „wie die Natur wandelbar ist, sie neigt sich bald dem Bösen, bald aber auch wieder dem Guten zu. — Empfänglich ist die Natur sowohl für das Schöne als auch für das Böse, für die göttliche Gnade und für die gegenüberstehende Gewalt, aber sie unterliegt keinem Zwange." Es gibt unter den Sündern große Unterschiede, die Einen dienen der Sünde mit Willen, die Andern wider Willen, erinnert Hom. 27, 2. Von jenen verstockten Menschen schweigt

Makarius in seinen Homilien, solche gab es unter seinen Zuhörern nicht: Alle, die zu ihm kamen, daß sie ihn hörten, waren solche widerwillige Sündenknechte, die sich nach der Freiheit der Kinder Gottes sehnten. Sehr wahr sagt er von diesen Hom. 2, 3: „Es ist unmöglich, daß die Seele von der Sünde scheidet, wenn nicht Gott legt und stillt diesen bösen Wind, der in der Seele und dem Leibe wohnt. Und wiederum, wie Einer, der einen Vogel fliegen sieht und selbst hinwegfliegen will, da er keine Flügel hat, doch unmöglich fliegen kann, so liegt auch dem Menschen der Wunsch nahe, rein und unsträflich und fleckenlos zu sein und in sich nichts Böses zu haben, sondern immer bei Gott zu sein, aber er hat nicht das Vermögen dazu. Er will zwar in den Himmel Gottes fliegen und zu der Freiheit des heiligen Geistes, aber, wenn er nicht Flügel empfängt, kann er es nicht. Wir wollen daher zu Gott flehen, daß er uns die Taubenflügel des heiligen Geistes (Psalm 55, 7) gebe, daß wir zu ihm fliegen und in ihm ruhen, und daß er jenen bösen Wind entferne und aus unsrer Seele und unsrem Leibe nehme jene Sünde, welche in den Gliedern unsrer Seele und unsres Leibes wohnt. Denn er allein vermag dieß zu thun. Denn es heißt: siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt! (Joh. 1, 29.) Er allein hat diese Barmherzigkeit denen, die an ihn glauben, erzeigt, daß er von der Sünde erlöst, und denen, welche immer harren und hoffen und unablässig darnach trachten, dieses unaussprechliche Heil schafft."

Gott erbarmt sich nach dem Reichthume seiner Gnade des Menschen, er kommt ihm in seinem lieben Sohne entgegen, dieser hilft ihm von der Sünde und dem Tode. Makarius betont weniger den Sünden-tilgenden Tod und die Gerechtigkeit durch den Glauben: wie er von der Heilsökonomie Gottes im Alten Testamente kein tieferes Verständniß hat, so hat auch das äußere Erlösungswerk des Sohnes für ihn kein so hohes Interesse; er ist ein Mystiker und als solcher muß er nothgedrungen das Heil in der inneren, unaussprechlichen Vereinigung mit dem Herrn suchen.

Kann sich die menschliche Seele auch nicht selbst von dem Sündenschaden heilen, so kann sie doch nach dem Seelenarzte schicken, so kann sie doch nach dem Heilande schreien. Der Arzt kommt, wenn er gerufen wird, die Mutter eilt herbei, wenn sie das Wimmern ihres Kindes hört. Wir lesen Hom. 46, 2: „Wie wenn Einer von

einer Krankheit oder dem Fieber ergriffen ist, wennauch sein Körper auf das Bett dahingeworfen ist und kein irdisches Werk vollbringen kann, der Geist aber nicht ruht, sondern, hin und her gezogen und sich sorgend, was zu geschehen hat, den Arzt sucht, indem er zu ihm seine Freunde schickt: auf dieselbe Weise erlangt auch die Seele, welche seit der Uebertretung des Gebotes in die Schwachheit der Begierden gefallen ist und laut klagt, wenn sie zu dem Herrn hingeht und glaubt, seine Handreichung, und wenn sie dem früheren sehr schlechten Lebenswandel entsagt hat. Wenn sie auch in der alten Schwachheit darnieder liegt und die Werke des Lebens in der Wahrheit zu vollbringen nicht vermögend ist, so ist sie nichts destoweniger im Stande, sich um das Leben fleißig Sorge zu machen, den Herrn zu bitten, den wahren Arzt zu suchen. (§. 3.) Und es ist nicht also, wie Einige, durch falsche Lehren bestimmt, behaupten, daß der Mensch ganz und gar gestorben ist und durchaus nicht vermag irgend etwas Gutes zu vollbringen. Denn auch das Kind, wenn es auch nicht im Stande ist etwas zu vollbringen und auf seinen eigenen Füßen zu der Mutter zu gehen unvermögend ist, windet sich doch und schreit und weint, indem es nach der Mutter verlangt. Und darüber jammert es die Mutter und sie freut sich des Säuglings, der nach ihr mit Schmerzen und Geschrei verlangt, da das ganz kleine Kind nicht im Stande ist zu ihr zu kommen. Doch weil das Kind so viel nach ihr verlangt, geht die Mutter selbst zu ihm hin, von der Liebe zu dem kleinen Kinde überwältigt, und nimmt es in die Höhe und schließt es in ihre Arme und nährt es mit vieler Mutterliebe. Dieß thut auch der menschenfreundliche Gott mit der Seele, die zu ihm kommt und nach ihm sich sehnet, ja, von weit größerer Liebe getrieben, schließt er sich mittelst der in ihm ruhenden eigenen Güte mit ihrem Sinne zusammen und er wird mit ihr zu Einem Geiste, wie der Apostel sagt (1. Cor. 6, 17). Denn wenn die Seele an dem Herrn hanget, so erbarmt sich der Herr, er liebt sie und er kommt zu ihr und schließt sich an sie an, und da der Sinn nun in der Folge unverrückt in der Gnade des Herrn bleibt, wird der Herr und die Seele zu Einem Geiste, zu Einer Mischung, zu Einem Sinn. Ihr Körper liegt zwar auf der Erde, aber ihr Sinn wohnt ganz und gar in dem himmlischen Jerusalem, indem er bis in den dritten Himmel erhoben ist und an dem Herrn hängt und ihm dort dienet. (§ 4.) Und er selbst,

sitzend auf dem Throne der Herrlichkeit in der Höhe in der himmlischen Stadt, ist ganz bei ihr in ihrem Leibe, denn ihr Bild hat er oben in der himmlischen Stadt des heiligen Jerusalems aufgestellt, das eigene Bild aber des unaussprechlichen Lichtes seiner Gottheit hat er in ihren Körper hineingestellt: er selbst dient ihr in der Stadt des Leibes, und sie dient ihm in der Stadt des Himmels: sie hat ihn in dem Himmel ererbt, und er hat sie auf der Erde ererbt.“ Doch Gott oder der Herr — denn Makarius unterscheidet meistens nicht scharf zwischen dem Vater und dem Sohne — kann so, wie er ist, nicht mit der menschlichen Seele sich vereinigen, oder, daß ich gleich den Ausdruck gebrauche, welcher in diesen Homilien dafür der gebräuchlichste ist, sich vermählen. Ist die menschliche Natur auch fähig die göttliche Natur in sich aufzunehmen, so muß doch die göttliche Natur sich wesentlich entäußern, wenn diese Hochzeit zu Stande kommen soll. In der vierten Homilie läßt er sich über das Geheimniß der Menschwerdung Gottes am meisten aus. „Ein feines und tiefes Wort,“ heißt es hier § 9, „will ich nach dem Vermögen, welches in mir ist, reden. Deßhalb hört andächtig zu! Verleiblicht hat sich der unendliche und unzugängliche und unerschaffene Gott aus unermeßlicher und unausdenklicher Güte, und er hat sich, so zu sagen, verkleinert (ἐσμίκρυνεν) aus seiner unzugänglichen Herrlichkeit heraus, damit er mit seinen sichtbaren Geschöpfen sich vereinigen könnte, ich spreche z. E. von den Seelen der Heiligen und der Engel, daß sie könnten Theil haben an dem Leben der Gottheit. Ein jedes Wesen hat nach seiner Natur einen eigenen Leib, der Engel, die Seele, der Dämon. Sind diese auch fein, so haben sie doch in Substanz, Form und Bild gemäß der Feinheit ihrer Natur feine Körper, wie dieser Körper in seiner Substanz dick ist. So hat die Seele, wenn sie auch fein ist, das Auge erhalten, mit welchem sie sieht, das Ohr, mit welchem sie hört. Gleicher Weise die Zunge, mit welcher sie spricht, die Hand und in Summa den ganzen Körper und seine Glieder hat die Seele erhalten und sie vermischt sich mit ihm, durch den sie alle Lebensbedürfnisse sich erarbeitet. (§ 10.) Auf dieselbe Weise hat der unendliche und unausdenkliche Gott nach seiner Güte sich verkleinert und die Glieder dieses Leibes angezogen und sich aus seiner unzugänglichen Herrlichkeit herausbegeben. Aus Milde und Menschenfreundlichkeit hat er seine Gestalt verändert und verleiblicht und

vermischt er sich und nimmt er die heiligen und wohlgefälligen und gläubigen Seelen zu sich und wird er mit ihnen zu Einem Geiste nach dem Worte des Paulus. Seele geht, so zu sagen, über in Seele, und Wesen in Wesen, damit die Seele in einem neuen Zustande leben und das unsterbliche Leben schmecken könne und der unvergänglichen Herrlichkeit theilhaftig werde, jene nämlich, welche seiner würdig und ihm wohlgefällig ist. Denn wenn aus dem, was nicht war, Gott, daß es war, diese sichtbare Welt machte, in großer Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, welche nicht war, ehe es wurde; (Er wollte es und er machte ohne Mühe aus dem, was nicht war, dichte und feste Dinge, wie die Erde, die Berge, die Bäume — und wieder dünnere, das Feuer und die Winde und das, was wegen der Dünnigkeit von dem Auge des Leibes nicht gesehen wird): (§ 11) wie vielmehr mag er, der da ist, wie er will und was er will, aus unaussprechlicher Freundlichkeit und unausdenklicher Güte sich verändern und verkleinern und sich, nachdem er sich nach Möglichkeit verleiblicht hat, den heiligen und würdigen und gläubigen Seelen assimiliren, daß er, der Unsichtbare, von ihnen gesehen werde, und er, der nicht betastet werden kann, betastet werden könne nach der Dünnigkeit seiner Seele."

Der himmlische Bräutigam depotentiirt sich also, um mit seiner Braut, der Menschenseele, sich vereinigen zu können: aber er behält immer noch so viel, daß er seine Braut unaussprechlich reich macht. Aber dieser Bund der Herzen beruht auf der Treue der Menschenseele, willigt sie wieder in die Sünde, so ist das Band zerrissen. Wir lesen Hom. 15, 1: „Wenn ein sehr reicher Mann, ein berühmter König an einem armen Weibe, das gar nichts besitzt, als allein den eigenen Leib, Gefallen findet und sie lieb gewinnt und sie als seine Braut und Gemahlin heimführen will und jene dem Manne allen guten Willen erzeigt und ihm ihre Liebe bewahrt: siehe, so wird jene Arme und Dürftige, die nichts besaß, die Herrin über alle Güter ihres Mannes. Wenn sie aber etwas Ungebührliches und Pflichtwidriges begeht, und in dem Hause ihres Mannes nicht entsprechend sich beträgt, dann wird sie mit Schimpf und Schande hinausgeworfen, indem man beide Hände ihr auf das Haupt legt, wie auch in dem Gesetze Mosis angedeutet wird bei dem Weibe, welches ihrem Manne nicht unterwürfig ist und ihm auch nicht hilft. Dann endlich wird jene von Schmerz und der größten Traurigkeit

ergriffen und sie bedenkt, aus welchem Reichthum sie herausgefallen und welcher Herrlichkeit sie verlustig gegangen und wie sie wegen ihres Unverstandes entehrt ist. (§ 2.) So muß auch die Seele, um welche der himmlische Bräutigam Christus für seine mystische und göttliche Gemeinschaft als Braut sich bewirbt, und die den himmlischen Reichthum schmeckt, mit vielem Fleiß ihrem Bräutigam Christus wirklich zu gefallen und den Dienst des Geistes, der ihr anvertraut ist, wie es sich ziemt und schickt, zu leisten, Gott in Allem zu gefallen und den Geist in Nichts zu betrüben und jenem die schöne Demuth und Liebe nach Gebühr zu bewahren und in dem Hause des himmlischen Königes schon in allem Wohlwollen der ihr geschenkten Gnade zu wandeln streben. Siehe, eine solche Seele wird eine Herrin über alle Güter des Herrn und die Herrlichkeit seiner Gottheit sogar wird ihr Leib. Wenn sie sich aber versieht und in ihren Gedanken wider die Pflicht handelt und das ihm Wohlgefällige nicht thut und seinem Willen nicht folgt und der ihr beiwohnenden Gnade des Geistes nicht eine Gehülfin wird, dann wird sie mit Schmach und Schande ihrer Ehre beraubt und von dem Leben geschieden als unbrauchbar geworden und der Gemeinschaft des himmlischen Königes unfähig. Trauer und Schmerz und Jammer ergreift am Ende einer solchen Seele wegen alle heiligen und vernünftigen Geister. Engel, Gewalten, Apostel, Propheten, Märtyrer weinen über sie."

Diese Stelle gewährt uns einen tiefen Einblick in die Grundanschauungen des Makarius, in das innerste Wesen seiner Mystik. Jene frommen Einsiedler, deren trefflicher Seelenführer unser Prediger war, lebten in der Einsamkeit durchaus nicht der bloßen Meditation, ihr Wahlspruch war: ora et labora, sie beteten und arbeiteten und verschafften sich durch ihre eignen Hände das tägliche Brod. Makarius' Mystik ist nicht speculativer, sondern praktischer Art: Gott wird nicht ergriffen durch müßige Beschauung, durch Seelenverzückung und dergleichen mehr, sondern allein durch sittliche Anstrengung, durch Reinigung des Herzens, durch Heiligung des ganzen Menschen. Ist der Christ in diesem Werke der Heiligung saumselig, nimmt er es mit dem Leben vor Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht genau und ernst, so entschwindet das Leben in Gott aus seinem Herzen. Jetzt verstehen wir, woher es kommt, daß wir bei diesem Mystiker immer die Bitte und Ermahnung

hören: wachet und betet, begebt eure Leiber und Herzen Gott zum Opfer, seid nur nicht sicher, und wir den tiefsten und reinsten Gedanken über christliches Leben begegnen. „Lasset uns," sagt er Hom. 31, 5, „diesen Leib nehmen und einen Altar machen und darauf alle unsre Gedanken legen und den Herrn bitten, daß er von dem Himmel herab das unsichtbare und große Feuer sende, welches den Altar und Alles, was auf ihm ist, verzehre." „Seit dem Falle," heißt es Hom. 23, 3, von der Seele des Menschen, „verwildert und unbändig, hält sie sich in der Wüste der Welt bei den wilden Thieren auf, den Geistern der Bosheit, indem sie an dem Dienste in der Sünde festhält. Wenn sie aber das Wort Gottes hört und glaubt, von dem Geiste gezügelt, legt sie ab die wilde Art und den fleischlichen Sinn, gelenkt von Christus, dem Besitzer. Darauf geräth sie in Trübsal, Druck und Drangsal, damit sie geprüft und ein Wenig von dem Geiste milder gemacht werde, indeß die Sünde in ihr allmälig aufhört und verschwindet. Und so legt die Seele an den Panzer der Gerechtigkeit und den Helm des Heiles und den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes und wird unterwiesen zu kämpfen mit ihren Widersachern, und, so gerüstet mit dem Geiste des Herrn, kämpft sie gegen die Geister der Bosheit und löscht die feurigen Pfeile des Bösewichts aus. Denn ohne die Waffen des Geistes rückt sie in der Schlacht nicht vor, aber angethan mit den Waffen des Herrn, wenn sie hört und merkt den heißen Kampf, zieht sie hinaus mit freudigem Kampfsgeschrei, wie im Buche Hiob gesagt ist, daß schon vor der Stimme des Gebetes die Feinde dahinsinken." (Hiob 41, 1.) Das Gebet ist die beste Wehr und Waffe in diesem Kampfe der Seele mit der Sünde: wir lesen Hom. 40, 2, womit de orat. 1 verglichen werden kann: „Hauptsache in allem guten Streben und die Spitze der Pflichten ist das Anhalten an dem Gebete, wodurch wir auch die übrigen Tugenden durch unser Bitten von Gott täglich empfangen können. Denn daher kommt denen, die würdig befunden werden, die Gemeinschaft mit der Heiligkeit Gottes und die Kraft des Geistes und die Vereinigung der Sinne des Geistes in unaussprechlicher Liebe zu dem Herrn. Denn wer sich selber zwingt täglich an dem Gebete festzuhalten, wird zu göttlicher Liebe und zu feurigem Verlangen von der geistlichen Liebe zu Gott entbrannt und empfängt die Gnade der heiligenden Vollkommenheit des Geistes." Aber nicht einer Tugend, nicht einer Voll-

kommenheit darf der verständige Christ nachjagen: das christliche Leben ist kein Atomismus, die Tugenden hängen wie die Laster mit einander zusammen gleich den Gliedern einer Kette. Nach dem Ganzen, dem Vollen ist zu trachten. Es heißt Hom. 40, 1: „Hinsichtlich der äußerlichen Askese und welche Beschäftigung größer und die erste sei, wisset dieses, Geliebte: alle Tugenden sind mit einander verbunden. Denn es ist wie eine geistige Kette, eine hängt von der andern ab. Das Gebet von der Liebe, die Liebe von der Freude, die Freude von der Sanftmuth, die Sanftmuth von der Demuth, die Demuth von der Dienstfertigkeit, die Dienstfertigkeit von der Hoffnung, die Hoffnung von dem Glauben, der Glaube von dem Gehorsam, der Gehorsam von der Einfalt: wie auch auf der andern Seite ein Laster von dem andern abhängt. Der Haß von dem Zorn, der Zorn von dem Hochmuth, der Hochmuth von der eitlen Ruhmsucht, die eitle Ruhmsucht von dem Unglauben, der Unglauben von der Herzenshärtigkeit, die Herzenshärtigkeit von der Sorglosigkeit, die Sorglosigkeit von der Faulheit, die Faulheit von der Unlust, die Unlust von der Ungeduld, die Ungeduld von der Wollust, auch die andern Glieder der Bosheit hängen von einander ab.“ Wie weit es auch Einer in der Tugend gebracht hat, er bilde sich nichts darauf ein, er gefalle sich nicht in seinem Selbstwerk, er träume nicht von irgend welchem Verdienst vor Gott! Sehr schön lautet es in Hom. 26, 10: „In der sichtbaren Welt bebaut der Landmann den Acker, so auch im Geistlichen, Alles muß auf zwei Personen bezogen werden. Es muß der Mensch mit Absicht den Acker seines Herzens bebauen und bearbeiten, denn Gott fordert die Arbeit und die Mühe und die Anstrengung des Menschen, aber wenn nicht von oben die himmlischen Wolken und der Regen der Gnade erscheinen, bringt der Landmann mit seiner Mühe nichts zu Wege. (§ 11.) Das aber ist das Kennzeichen des Christenthumes, daß, so viel sich Einer auch Mühe gibt und welche Gerechtigkeiten er auch erfüllt, er sich verhalte, als habe er nichts gethan, daß er, wenn er fastet, sage: ich habe nicht gefastet, und wenn er betet, ich habe nicht gebetet, wenn er im Gebet beharret, ich habe nicht beharret, ich habe kaum einen Anfang gemacht mich zu üben und zu bemühen. Und wenn er vor Gott gerecht ist, muß er doch sagen: ich bin nicht gerecht und mühe mich nicht ab, sondern fange täglich an. Er muß Tag für Tag die Hoffnung und die Freude und die Erwartung des

zukünftigen Reiches und der Erlösung festhalten und sagen: wenn ich heute nicht erlöst bin, so werde ich morgen erlöst werden.“ Ganz ähnlich lässt sich Makarius in der 29. Homilie gegen die Werkgerechtigkeit noch also in § 7 aus: „Die gläubige und die Wahrheit liebende Seele, welche auf die für die Gerechten bereit liegenden ewigen Güter und auf die unaussprechliche Wohlthat der göttlichen Gnade, welche uns heimsuchen will, hinblickt, hält sich selbst für unwürdig und ihren Fleiß und ihre Arbeit und ihre Mühe in Vergleich mit den unaussprechlichen Verheißungen des Geistes. Dieß ist der Arme im Geiste, den der Herr selig preist; dieß der da hungert und durstet nach der Gerechtigkeit; dieß ist der zerschlagenen Herzens ist. Welche diesen Vorsatz und Eifer und Mühe und Verlangen nach der Tugend haben, und darin bis an das Ende verharren, können in Wahrheit das Leben und das ewige Reich erlangen. Daher erhebe sich keiner der Brüder über den Bruder und versteige sich nicht zu dem Wahne, von der Bosheit beschlichen, daß er z. B. sage: ich besitze eine geistliche Gabe. Denn es ist eines Christen nicht würdig, solches zu denken. Denn was der morgende Tag jenem schaffen werde, weißt du nicht, und du weißt nicht, welches Ende es mit jenem und mit dir nehmen wird. Vielmehr gebe jeder auf sich selbst Acht. Er prüfe alle Zeit sein eigenes Gewissen und erforsche das Werk seines Herzens, welchen Eifer und Kampf er um Gott habe und, auf das vollkommene Ziel der Freiheit und der Leidenschaftslosigkeit und der Ruhe des Geistes hinschauend, laufe er ohne Ruhe und Rast und verlasse sich nicht auf irgend eine Gnadengabe oder Gerechtigkeit.“ Ernstlich wird vor der Sicherheit gewarnt in Hom. 38, 4: „Einige halten sich selbst für sicher und von der Gnade Gottes stark durchwirkt, und finden die Glieder so geheiligt, daß sie glauben, es könne einen Christen keine Begierde mehr ergreifen, sondern sie hätten einen verständigen und heiligen Sinn. Auch schwebe ja der inwendige Mensch nach dem Göttlichen und Himmlischen, so daß sie fest glauben, ein solcher habe schon das vollkommene Maß erreicht und sei, wie er glaubt, schon in den ruhigen Hafen eingelaufen. Aber es erhoben sich gegen ihn die Wogen, daß er sich wieder mitten auf dem hohen Meere befand, und dahin getrieben wurde, wo (nichts als) das Meer, der Himmel und der Tod vorhanden ist. So erregte die Sünde, welche in ihn hineinschlich, die ganze böse Lust. Und wiederum solche, die

irgend welcher Gnade gewürdigt wurden und, so zu sagen, nur etliche Tropfen aus dem vollen Meere empfangen haben, empfinden dasselbe stündlich, und täglich eine derartige Wunderwirkung, daß der, welcher diese Wirkung erfährt, über die verwunderliche und fremdartige und göttliche Wirkung erstaunt und sich entsetzt, als sei er getäuscht worden. Dann erleuchtet ihn die Gnade, leitet ihn, führt ihn zum Frieden, und macht ihn gut, sie, die durchaus göttlich und himmlisch ist, so daß im Vergleich mit ihm Könige und Gewaltige, Weise und Würdenträger wie die Geringsten und Armen zu achten sind. Nach einer Zeit und Stunde ändern sich die Sachen, so daß in Wahrheit ein solcher sich für einen größeren Sünder hält als alle Menschen, und wiederum in einer andern Stunde sieht er sich an für einen sehr großen und übermächtigen König oder für einen Gewaltigen, der des Königs Freund ist. Wieder in einer andern Stunde sieht er sich schwach und arm, endlich fällt der Geist in Verwirrung, warum es so und wieder so ist. Denn der Satan, der ein Feind des Schönen ist, gibt denen, welche der Tugend nachwandeln, Böses ein und bemüht sich, sie abwendig zu machen. Denn das ist sein Werk. Aber unterwirf dich ihm nicht, sondern wirke die Gerechtigkeit, welche in dem inwendigen Menschen vollendet wird, in welchem der Altar Christi mit dem unbefleckten Heiligthume steht, damit das Zeugniß deines Gewissens sich rühmen könne in dem Kreuze Christi, der dein Gewissen von den todten Werken gereinigt hat." Das Leben des Christen ist ein Kampf, aber ein Kampf, der zum Siege führt. Es heißt Hom. 10, 5: „Durch viele Mühen und Kämpfe und Jahre und Eifer mit Prüfung und mannigfachen Anfechtungen gewinnt die Seele Wachsthum und Fortschritt, bis zu dem vollkommenen Maße der Leidenslosigkeit, daß sie in jeder Versuchung, welche die Sünde veranlaßt, muthig und tapfer Stand hält und dann der großen Ehren und geistlichen Gaben und des himmlischen Reichthums werth erfunden werde und so ein Erbe des himmlischen Reiches werde in Christo Jesu, unserm Herrn." „Wie das Eisen oder Blei oder Gold oder Silber," belehrt uns Hom. 4, 14, „in das Feuer geworfen, von seiner harten Art befreit und weich gemacht wird, und je länger es im Feuer ist, geschmolzen und in Betreff seiner natürlichen Härte verändert wird durch die warme Kraft des Feuers: auf dieselbe Weise wird auch die Seele, welche der Welt entsagt hat und allein nach dem Herrn verlangt und in

vielem Forschen der Seele und Mühe und Kampf die Hoffnung auf ihn unablässig festhält in der Hoffnung und im Glauben und jenes himmlische Feuer der Gottheit und der Liebe des Geistes aufnimmt, in Wahrheit von aller Weltliebe losgelöst und von allen bösen Begierden befreit, und Alles wirft sie nun von sich und sie verändert sich aus ihrer natürlichen Beschaffenheit und aus der Herzenshärtigkeit der Sünde heraus und hält Alles für überflüssig gegen den himmlischen Bräutigam, der sie aufgenommen hat, ruhend in der inbrünstigen und unaussprechlichen Liebe desselben." Um des Herrn, des Geliebten, willen duldet sie Alles mit Freuden: in dem Herrn aber überwindet sie auch Alles. „Denn wie," lesen wir Hom. 32, 9, „ein Weib, das einem Manne verlobt ist, seine ganze Habe und seine ganze Mitgift aus großer Liebe darbringt und in die Hände des Mannes hineinlegt, und so spricht: ich habe nichts eigenes, was mein ist, das ist dein und die Mitgift ist dein und meine Seele und mein Leib ist dein: so ist die vernünftige Seele die Jungfrau des Herrn und hat Theil an seinem heiligen Geiste. Du mußt, wie er, da er auf die Erde kam, litt und gekreuzigt wurde, auch leiden mit ihm." „Wie Gold und Silber," heißt es weiter Hom. 30, 6, „wenn es in das Feuer hineingeworfen wird, reiner und erprobter wird und nichts es ändern kann wie z. B. Holz und Stoppeln; denn Alles, was hinzukommt, verzehrt dasselbe, denn es wird selbst zum Feuer: so wird auch die Seele, welche in dem Feuer des Geistes wandelt und im göttlichen Lichte, von keinem der bösen Geister etwas erleiden. Wenn sich ihr auch etwas nahet, so wird es von dem himmlischen Feuer des Geistes verzehrt. Oder wie ein Vogel, wenn er in die Höhe geflogen ist, ohne Sorgen ist, da er keinen Vogelfänger und böse Thiere fürchtet, denn, in der Höhe befindlich, verlacht er Alles, so verachtet auch die Seele, welche die Flügel des Geistes empfangen hat und in die Höhen des Himmels geflogen ist, da sie über Allem erhaben ist, Alles." Die gläubige Seele kann das: „Denn," heißt es Hom. 26, 15, „wie der Herr den Leib angenommen hat, als er alle Herrschaft und Macht aufgab, so haben auch die Christen den heiligen Geist angenommen und befinden sich in der Ruhe. Wenn auch ein Krieg von Außen her kommt, der Satan schlägt, so sind sie doch innerlich sicher gestellt durch die Kraft des Herrn und sie kümmern sich nicht um den Satan. — Auch die Christen, wenn sie gleich von Außen

versucht werden, sind innerlich erfüllt mit der Gottheit und erleiden keinen Schaden. Wenn jemand diese Stufe erreicht hat, der ist zur vollkommenen Liebe Christi und zur Fülle der Gottheit gelangt." Die Gott-liebende Seele kommt Gott immer von Schritt zu Schritt näher. In Hom. 10, 1 heißt es: „Die die Wahrheit und Gott liebenden Seelen, welche den Herrn vollkommen anzuziehen in viel Hoffnung und Glauben begehren, bedürfen der Ermahnung Anderer nicht so sehr, noch des himmlischen Verlangens und der Liebe zu dem Herrn, wenn sie es auch erdulden, daß sie etwas kleiner wird, sondern gänzlich und vollständig an das Kreuz Christi genagelt, erkennen sie in sich die Empfindung eines geistigen Fortschrittes Tag für Tag zu dem geistlichen Bräutigam hin. Verwundet von dem himmlischen Verlangen und nach der Gerechtigkeit der Tugenden hungernd, haben sie nach der Erleuchtung des Geistes große und unersättliche Begierde. Und wenn sie auch gewürdigt werden, eine Erkenntniß der himmlischen Geheimnisse durch den Glauben zu erhalten oder der Freude der himmlischen Gnade theilhaftig werden, vertrauen sie nicht auf sich selbst, als ob sie etwas wären, sondern je mehr sie geistlicher Gnaden gewürdigt werden, desto mehr sind sie unersättlich in dem himmlischen Verlangen und suchen sie mit Anstrengung. Und je mehr sie von einem geistlichen Fortschritt Wahrnehmung bei sich machen, desto mehr hungern und dürsten sie nach Empfangnahme und Mehrung der Gnade: und je mehr sie geistlich reich sind, desto ärmer sind sie in sich selbst, indem sie ein unersättliches geistliches Verlangen haben nach dem himmlischen Bräutigam, wie die Schrift sagt: wer von mir isset, den hungert immer nach mir, und wer von mir trinket, den dürstet immer nach mir (Sir. 24, 28 f.). (§ 2.) Solche Seelen, welche eine so feurige und unersättliche Liebe zu dem Herrn haben, sind des ewigen Lebens würdig, weßhalb sie auch der Erlösung von den Begierden würdig gehalten werden und sie erlangen vollkommen die Erleuchtung und den Genuß der unaussprechlichen und mystischen Gemeinschaft des heiligen Geistes." Der Mensch wird hier auf Erden schon ein Gott. So heißt es Hom. 26, 2 rund heraus: „Dieser (der Gläubige) gelangt durch die Kraft des Geistes und die geistliche Wiedergeburt zu dem Maße des ersten Adam und wird noch größer als er. Denn der Mensch wird vergottet (ἀποϑεοῦται γὰρ ὁ ἄνϑρωπος)." Doch spannt Makarius diese Vergottung nie so hoch,

daß der Gläubige in diesem Leben je sündlos würde. Er sagt Hom. 8, 5: „Wie eine finstere Gewalt darüber liegt und wie eine dicke Luft leicht verhüllt, wenn auch eine Lampe fort und fort brennt und leuchtet: so liegt auch über jenem Lichte eine Hülle. Weßhalb dieser (der Erleuchtete) bekennt, daß er nicht vollkommen und auch nicht ganz frei von der Sünde sei. Es ist daher zu sagen, daß die Zwischenwand der Umzäunung abgebrochen und zerstört ist, und wieder in etwas, aber nicht ganz, zerstört ist und auch nicht für immer. Denn es gibt Zeiten, da sie (die Gnade) mehr entzündet, ermahnt und beruhigt: und es gibt Zeiten, da sie sich entzieht und trauert, wie es gerade die Gnade zum Besten des Menschen ordnet. Wer ist aber je zu dem vollkommenen Maße in der Zeit gekommen, wer hat geschmeckt und erprobt jene Welt? Ich habe noch keinen vollkommenen oder freien Christen gesehen! Wenn auch jemand in der Gnade ruht und zu den Geheimnissen und Offenbarungen und zu großer Süßigkeit der Gnade gekommen ist, so ist doch die Sünde noch in ihm drinnen."

Aber dieses Stückwerk soll aufhören: die Hoffnung, die Sehnsucht der Seele, welche Gott liebt, wird im ewigen Leben vollkommen gestillt. Welche Wonne überströmt dann die Seele, welche in dem Anschauen des Herrn und seiner Herrlichkeit zur Ruhe gekommen ist! Es heißt Hom. 5, 6: „Wenn nun so die fleischlichen Menschen nach der Herrlichkeit des irdischen Königs verlangen, wie viel mehr die, in welche hineingeträufelt ist ein Tropfen des Geistes von dem Leben der Gottheit, der ihr Herz durchdrungen hat mit göttlicher Liebe zu dem himmlischen Könige Christus. Sie sind gefesselt an jene Schönheit und an die unaussprechliche Herrlichkeit und an die unvergängliche Pracht und an den unausdenkbaren Reichthum des wahrhaftigen und ewigen Königes Christi, sie sind gefangen durch die Begierde und das Verlangen nach ihm, sie sind ganz auf ihn gerichtet, und begehren, die unaussprechlichen Güter zu erlangen, welche sie durch den Geist schauen, derenwegen sie alle irdische Schönheit und Pracht und Ruhm und Ehre und den Reichthum der Könige und Herrscher für nichts achten. Von der göttlichen Schönheit wurden sie verwundet und das Leben der himmlischen Unsterblichkeit träufelte in ihre Seelen hinein. Daher verlangen sie auch nach jener Liebe des himmlischen Königes und

haben ihn allein mit großer Begierde vor Augen.“ Das Sehnen der Herzen ist nun zu seinem Ziele gelangt: das Herz ist bei, ist in Gott, Gott und Mensch ist in dem Reiche der Herrlichkeit Ein Herz, Eine Seele, Ein Geist, Eins, wie wir schon gehört haben. Jene zukünftige Herrlichkeit, wenn auch im Grunde ganz gleich, hat verschiedene Stufen, denn jene Herrlichkeit ist nur die äußerliche Darstellung dessen, was der Christ in seinem verborgenen Menschen hier auf Erden getragen und ausgebildet hat. Am Ende wird das Verborgene offenbar, das Inwendige zu einem Auswendigen: die verklärte Seele formirt sich einen ihr Wesen darstellenden Leib. Hierüber lässt sich Makarius an vielen Orten, unter Anderm Hom. 5, 8 also aus: „Lasset uns durch Glauben und tugendhaften Wandel ringen, daß wir dadurch jenes Kleid uns erwerben, damit wir nicht, wenn wir den Leib ablegen, nackt erfunden werden und nichts da ist, was in jener Stunde unser Fleisch verklären könnte. Denn je nachdem ein jeder gewürdigt wird, wegen seines Glaubens und Eifers ein Theilhaber des heiligen Geistes zu werden, wird in diesem Maße an jenem Tage auch verklärt werden sein Leib, denn was jetzt innerlich die Seele für Schätze sammelt, das wird dann offenbar und sichtbar werden äußerlich am Leibe. Auf gleiche Weise schlagen die Bäume, wenn sie den Winter überstanden haben und die unsichtbare Kraft sowohl der Sonne als auch der Winde sie erwärmt, nach Außen aus und treiben wie Kleider hervor Blätter und Blüthen und Frucht. Aehnlich sprießen die Blumen des Feldes in jener Zeit aus dem Schooße der Erde von Innen heraus und die Erde wird bedeckt und bekleidet. Das Alles ist ein Beispiel und ein Vorbild und ein Abbild der Christen in der Auferstehung.“ Die 32. Homilie handelt noch einmal sehr eingehend von dieser Verleiblichung der Seligen am Ende: hier heißt es § 3: „Wie wir gesagt haben, daß ein Unterschied unter dem Samen sei, daß sehr Vieles auf ein Land gesäet wird und verschiedene Früchte bringt, die einander nicht gleichen, und es sich ebenso mit den Bäumen verhält, daß die einen von ihnen größer und die andern kleiner sind, aber ein Land die Wurzeln aller in sich hegt: so ist auch die himmlische Gemeinde, obschon sie eine ist, unzählig, ein jeder aber wird eigenthümlich geschmückt von der Herrlichkeit des Geistes.“ „Wie der Leib des Herrn verklärt wurde,“ lautet es

Hom. 15, 38, „als er auf den Berg hinaufgestiegen war, und er in die göttliche Herrlichkeit verwandelt wurde und in das unendliche Licht, so werden auch die Leiber der Heiligen verklärt und sie werden leuchten wie ein Blitz. Denn wie die innere Herrlichkeit des Herrn sich so über seinen Leib ausbreitete und hervorstrahlte, also wird auch bei den Heiligen die innen befindliche Kraft Christi an jenem Tage über ihre Leiber ausgegossen. Denn sie haben Theil an seinem Wesen und an seiner Natur von jetzt an in ihrem Gemüthe. Denn es steht geschrieben: Von Einem kommen beide, der da heiligt und die da geheiligt werden (Hebr. 2, 11) und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast (Joh. 17, 22). Wie von einem Feuer viele Lichter angesteckt werden, so müssen nothwendig auch die Leiber der Heiligen, dieweil sie Christi Glieder sind, dasselbe werden, was Christus ist." Jene Glorie geht über alles Denken hinaus. Wir lesen Hom. 34, 2: „Bei der Auferstehung der Leiber, deren Seelen vorher auferstanden und vorher verklärt worden sind, dann werden auch die Leiber mit verklärt und sie werden licht mit der Seele, welche jetzt schon erleuchtet und verklärt ist. Denn der Herr ist ihr Haus und ihre Stiftshütte und ihre Stadt. Das Haus, das vom Himmel und nicht von Händen gemacht ist, umgibt sie, die Herrlichkeit des göttlichen Lichtes, denn sie sind Kinder des Lichtes geworden. Nicht sehen sie mit scheelem Auge einander an, denn die Sünde ist abgethan. Es ist dort nicht Mann noch Weib, nicht Knecht noch Freier. Denn in die göttliche Natur sind Alle verwandelt, gütig, und Götter und Gottes Kinder geworden. Dort wird dann der Bruder zur Schwester, ohne sich zu schämen, sagen: Friede! Denn Eins sind in Christo Alle und Alle ruhen in einem Lichte. Einer sieht auf den Andern und indem sie einander ansehen, werden sie sofort wieder herausleuchten in die Wahrheit, in die wahrhaftige Schau des unaussprechlichen Lichtes. (§ 3.) In so verschiedenen Gestalten und in so vieler und mannigfacher göttlicher Herrlichkeit erblicken sie sich gegenseitig und ein jeder erstaunt und freut sich mit unsäglicher Freude, indem er achtet auf die Herrlichkeit des Andern. Siehst du, wie die Herrlichkeit Gottes nicht zu beschreiben und nicht zu fassen ist, da sie in unaussprechlichem Lichte und ewigen Geheimnissen und unzähligen Gütern besteht! — Es muß daher jeder

höher frohlocken und sich freuen, daß ein solcher Schatz und ein solches Erbtheil den Christen bereitet ist, so daß Niemand es sagen, geschweige denn ausreden kann. Mit allem Eifer und aller Demuth müssen wir zu dem Kampfe des Christen herantreten und jenen Schatz in Besitz nehmen. Denn das Erbe und das Theil der Christen ist Gott selbst. Der Herr aber, heißt es Psalm 16, 5, ist mein Gut und mein Theil!“

Johannes Chrysostomus.

„Nicht genug kann ich Dir sagen," schreibt der berühmte Johannes v. Müller (WW. 32, 251) einem seiner gelehrten Freunde, „von dem reinen göttlichen Vergnügen, das mir Chrysostomus macht, wahrlich der Christen Tullius, großer Forscher des Herzens in allen seinen Tiefen; oft rührt er mich innigst; oft folge ich ihm mit unersättlicher Begierde; manchmal beschämt er mich sehr; er hat eine ungemeine Fülle der Ideen und kannte gewiß recht wohl, was das Christenthum dem Menschen zu sein hat." Der große Historiograph, welcher ein nicht minder großer Polyhistor war, hat sich Jahre lang mit dem Studium des Chrysostomus in der schönen Montfaucon'schen Ausgabe, nach welcher ich auch citire, beschäftigt: der alte Kirchenvater erwies nach vierzehn Jahrhunderten an ihm noch die fesselnde, hinreißende, überwältigende Macht seiner Beredsamkeit: Müller konnte sich Jahre lang nicht von ihm trennen, er las wiederholt seine hervorragendsten Schriften und verkündete in dem Kreise seiner Vertrauten mit sich immer steigerndem Eifer das Lob des großen Antiocheners, welcher seine ganze Seele hingenommen hatte. In einem andern Briefe (l. c. 254 f.) schreibt er: „Ich weiß Dir von nichts Besserem zu schreiben, als von meiner Lektüre. Einiges noch im Chrysostomus mit immer gleicher Befriedigung und mit dem Gefühle, daß zwar in ihm viel, aber der Geist der Religion selber doch das Größte ist. Je mehr ich ihn studiere, desto mehr Weisheit (Mäßigung), Schönheit, Humanität und Hoheit finde ich in der ganzen Schrift, aber in der Lehre Christi besonders." Zwei Jahre später heißt es in einem Briefe (33, 64): „Gelesen habe ich Verschiedenes; aber es behagte mir nicht, bis ich endlich mit

großer Wärme wieder zu meinem Chrysostomus griff, um ein Mal wieder seinen beredten Mund über das Größte zu hören. Gewiß ist in ihm die Summe der ältesten Ansichten und von wie mannichfaltigen Seiten und in welcher Sprache! So daß ich gestern Abend in wahrer Begeisterung Gott dankte, gerade jetzt auf ihn gekommen zu sein, und wünschte, daß wo und wer immer er nun sei, ihm gelohnt werde für das, was er nach 1400 Jahren mir noch ist." Später schreibt er (l. c. 68) wieder: „Von Chrysostomus bisher 69 Schriften; ich bin an der 19. Homilie für die Antiochener, da sie die Statuen gebrochen. Es ist ein unendlicher Reichthum, etwas erstaunlich Einnehmendes, die wahre ὁμιλία eines herzlichen und vernünftigen Lehrers; die Stunden, wo ich daran komme, freuen mich allezeit." Seite 85 heißt es noch ein Mal: „Im Artikel über meine Lektüre muß ich abermals mit meinem Chrysostomus anfangen: wie ich Samstag Abends mich auf ihn freue, wie geizig ich auf den Sonntag bin, kann ich dir nicht sagen. Besonders über die Psalmen; besonderst über die Stufenpsalmen war ich ganz entzückt. Am nächsten Sonntag wird wohl der 6. Foliant angefangen."

Chrysostomus verdient mit vollem Recht diese Bewunderung: den Beinamen, welchen man ihm in der alten Zeit gegeben hat — Goldmund, wird keine Zeit ihm rauben wollen.

Wahrscheinlich im Jahre 347 ward unser Johannes*) zu Antiochien geboren. Seinen Vater Sekundus, einen hochgestellten Kriegsmann, verlor er sehr frühe: seine fromme Mutter Anthusa, die schon im 20. Lebensjahre Wittwe geworden war, leitete seine Erziehung mit Treue und Weisheit. Zu allem Guten hielt sie ihn durch freundliches Wort und vorleuchtendes Beispiel an: der gute Same, welchen sie in das Herz ihres Sohnes säete, trug schon frühe Frucht. Die Kunst des berühmten Libanius, dessen Unterricht der Jüngling genoß, konnte ihm den Christenglauben nicht verleiden: er hatte aber trotzdem kein Verlangen, durch die Taufe in die christliche Gemeinde sich aufnehmen zu lassen, geschweige daß sein Sinn danach gestanden hätte, mit seiner von Libanius schon bewunderten Redegabe dem Herrn zu dienen. Die Schauspiele zogen ihn an: das Forum erwählte er sich zu seiner Laufbahn. Aber die weltliche Lust und die weltlichen Händel ekelten ihn bald an: ein stilles, gottseliges

*) Vgl. Neander's mustergiltige Biographie; Paniel. Brömel, 1, 1. ff.

Leben war sein Verlangen. Der alte Bischof Meletius unterrichtete ihn drei Jahre lang im christlichen Glauben und taufte ihn dann, später weihte er ihn zum Vorleser der heiligen Schrift und endlich noch 380 zum Diakonus. Am liebsten hätte er sich mit seinem Freunde Basilius in die Einsamkeit zurückgezogen, um mit den Mönchen zu leben: allein seine Mutter bestürmte ihn mit den dringendsten Bitten, sie nicht zu verlassen. Er blieb und schloß sich dem nachmaligen Bischofe von Tarsus, dem Diodorus, an, welcher damals in Antiochien einen Kreis jüngerer Leute um sich gesammelt hatte und deren theologische Ausbildung leitete. Bald gewann Chrysostomus durch seinen frommen Eifer und seine großen Fähigkeiten einen solchen Namen, daß man ihn trotz seiner Jugend zum Bischof salben wollte. Er versprach seinem Basilius, sich mit ihm weihen zu lassen, es gelang ihm aber, sich der Weihe zu entziehen. Er suchte später, als er nach dem Tode seiner Mutter Mönch geworden war, in einer besonderen Schrift „über das Priesterthum" gegen die Vorwürfe des betrogenen Freundes sich zu vertheidigen.

Diese Schrift über das Priesterthum (1, 362—436), welche Chrysostomus wohl noch mit andern kleineren praktischen, asketischen Schriften vor seiner Wahl zum Presbyter verfaßte, ist eine Art von Pastorallehre. Das geistliche Amt wird nach seinen Haupttheilen besprochen, „ganz in der Ciceronianischen Dialogenweise, besonders die Einleitung, das Gespräch mit seiner Mutter, das mit seinem Freunde, sind herrlich," urtheilt Müller (WW. 33, 65). Höchst interessant wäre ein Vergleich mit Gregors von Nazianz ausgezeichneter zweiten Rede, welche Chrysostomus vor Augen gehabt haben muß, denn in der Passage von der Seelenpflege, dem eigentlichen Hirtenamte, treffen wir wiederholt auf Gregorianische Ausdrücke, Bilder und Vergleichungen: wir müssen uns darauf beschränken, des Antiocheners Ansichten von dem Dienste am Worte, von der Predigt mitzutheilen. „Es gibt," heißt es Buch 4, 3, „nächst dem guten Beispiele nur ein Mittel, nur einen Weg zur Heilung, die Lehre durch das Wort. Dieß ist das Instrument, Nahrungsmittel und die beste Mischung der Luft; dieß vertritt die Stelle der Arznei, des Feuers, des Eisens. Wenn Brennen und Schneiden erforderlich ist, so muß man von dem Worte Gebrauch machen; wenn dieß nichts hilft, so ist alles Andre vergeblich. Damit erheben wir die niedergeschlagene und beruhigen wir die aufbrausende Seele, schneiden

das Ueberflüssige weg und erstatten das Fehlende und thun alles Andre, was zur Genesung der Seele beiträgt. Zwar wo es auf die beste Einrichtung des Lebens ankommt, da möchte wohl ein andres Leben zu gleichem Eifer anspornen; wo aber die Seele an falschen Glaubensmeinungen krank liegt, da thut vor allem das Wort noth, nicht nur zur Sicherstellung der Hausgenossen, sondern auch zu Kriegen nach außen hin. Da von der Wundermacht, welche die Apostel besaßen, jetzt nicht einmal eine Spur mehr übrig ist, und von allen Seiten viele und dichtgeschaarte Feinde andringen, so müssen wir uns hinfort mit dem Worte verschanzen, theils damit wir nicht getroffen werden von den Geschossen der Feinde, theils damit wir sie selbst treffen. Darum sollen wir großen Fleiß thun, daß das Wort Christi reichlich unter uns wohne." Als solche Feinde werden Juden und Ketzer angegeben, unter diesen die Manichäer, die Anhänger des Valentinus, des Marcion, des Paulus von Samosata, des Sabellius. Bei diesem Kampfe kommt es nicht auf die Kunst, sondern auf die Klarheit und Wahrheit der Rede an. „Ja wenn ich die Glätte des Isocrates forderte," sagt er weiter in dem 5. Kapitel, „und die Würde des Demosthenes, den Ernst des Thucydides und die Erhabenheit des Plato, so müßte man dieses Zeugniß Pauli (2. Cor. 11, 6) gegen mich geltend machen. Nun aber sehe ich von dem Allem ab und von dem überflüssigen Schmuck der heidnischen Schriftsteller und frage nichts nach Sprache und Styl. Immerhin sei auch die Sprache ärmlich, und die Zusammensetzung der Worte einfach und kunstlos, nur sei er nicht in der Erkenntniß und im genauen Verständniß der Glaubenslehren ein Unwissender; nur entziehe er nicht, um seine eigene Trägheit zu bedecken, jenem Seligen den größten aller Vorzüge und den vornehmsten aller Lobsprüche." In dem 5. Buche werden die Erfordernisse, welche im Allgemeinen an den geistlichen Redner zu stellen sind, angegeben. Obenan steht, daß große Arbeit auf die öffentlichen Reden an das Christenvolk verwandt werden muß. Hier heißt es im 1. Kapitel: „Erstlich will der mehrere Theil der Untergebenen sich zu den Predigern nicht als zu Lehrern stellen, sondern überspringt die Stellung von Schülern und nimmt dagegen die der Zuschauer ein, welche bei den weltlichen Kampfspielen dasitzen. Und wie dort die Menge sich theilt, ein Theil auf diese, der andre auf jene Seite tritt: so trennen sie sich auch hier, Einige halten es mit diesem, Andre mit jenem und hören mit Vorliebe oder mit Abneigung

an, was gesagt wird. Und dieß ist das Gehässige nicht allein, etwas anderes ist ebenso schlimm. Denn wenn es sich trifft, daß ein Prediger ein Stück aus einer fremden Arbeit in seine Rede verwebt, so erfährt er ärgere Beschimpfung als die, welche Geld stehlen. Oft aber wird er, ohne etwas von einem Andern entlehnt zu haben, auf den bloßen Verdacht hin, wie ein ertappter Dieb behandelt. Und was sage ich: aus einer fremden Arbeit? Nicht ein Mal von seinen eigenen Gedanken darf er öfteren Gebrauch machen. Denn die Mehrzahl hat sich gewöhnt, nicht zum Nutzen, sondern zum Vergnügen zu hören, wie die, welche über die Leistungen von Schauspielern oder Citherspielern zu Gericht sitzen. Und die Gewandtheit der Rede, welche wir so eben verbannt wissen wollten, ist hier so sehr beliebt, wie nicht ein Mal bei den Sophisten, wenn sie mit einander zu kämpfen gezwungen werden. Deßhalb thut auch hier eine muthige Seele noth, die weit über meine Kleinheit hinausgeht, damit er die unordentliche und unfruchtbare Vergnügungssucht der Menge zügle und sie dahin bringe, daß sie mit mehr Nutzen zuhöre, so daß das Volk ihm folgt und von ihm sich leiten läßt, nicht er von den Begierden der Leute geleitet wird. Das ist aber auf keine andere Weise zu erreichen, als durch diese zwei Dinge: Verachtung des Lobes und Kraft der Rede. — Kap. 2. Denn fehlt das Eine, so wird das Ueberbleibende unnütz, weil es von dem Andern getrennt ist. Einer Seits, wenn er bei aller Verachtung des Lobes keine Lehre bringt, die lieblich und mit Salz gewürzt ist, so wird er bei der Menge verächtlich und hat keinen Gewinn von seiner Seelengröße. Trifft er dagegen in dieser Hinsicht das Rechte, wird aber von der Ehre des Beifallklatschens überwunden, so gereicht es wieder beides ihm und der Menge zu gleichem Schaden, indem er aus Begierde nach Lob den Hörern mehr zum Wohlgefallen, als zum Nutzen zu reden sich bemüht. Und wie es bei dem ist, welcher gegen Beifallsbezeugungen kühl bleibt, aber nicht zu reden versteht, welcher zwar nicht dem Vergnügen der Menge fröhnt, aber auch keinen erheblichen Nutzen stiften kann, weil er nichts zu reden hat: so ist es umgekehrt bei dem, welcher von Verlangen nach Lobsprüchen hingerissen ist; er wäre wohl im Stande, die Menge zu bessern, statt dessen aber bietet er etwas, was mehr ergötzen kann, indem er damit den Lärm des Beifallgeklatsches erkauft." Nach Kap. 4 hat der Prediger Neid und Haß zu verachten: je geschickter er ist, desto

mehr Fleiß muß er auf seine Predigt verwenden. „Da nämlich," heißt es Kap. 5, „die Kunst zu reden, nicht angeboren ist, sondern erlernt wird, so läßt diese Fertigkeit, gesetzt auch, daß einer sie im höchsten Maße besitzt, ihn dann im Stiche, wenn er sie nicht durch steten Fleiß und Uebung pflegt: also daß die Geschickteren es sich saurer müssen werden lassen, als die Ungeschickteren. Denn eine Vernachlässigung zieht nicht einen gleichen Verlust bei beiden nach sich, sondern bei den Ersteren einen um so größeren, je mehr sie zu verlieren haben." „Der vollkommene Künstler," lesen wir im 7. Kap., „sei selbst auch Richter seiner Schöpfungen und achte sie für schön oder häßlich, je nach dem der Geist, der sie ersonnen, dieß Urtheil fällt; der Fremden Meinung aber, die verwirrte und unkünstlerische, soll er nicht ein Mal der Beachtung würdigen. So lege auch der, welcher den Kampf des Lehramts auf sich genommen hat, auf Fremder Beifall keinen Werth und lasse sich dadurch nicht entmuthigen, sondern wenn er seine Predigten so arbeitet, wie er damit vor Gott bestehen kann — und das sei ihm allein Richtschnur und höchstes Ziel, wonach er bei der Ausarbeitung ringt, nicht Ruhm und Beifallgeklatsch, — so weise er zwar, wenn er von Menschen gelobt wird, das Lob nicht zurück, wenn aber die Zuhörer es nicht spenden, so suche er es auch nicht und bekümmere sich nicht darum. Er findet einen hinreichenden, ja den größten Lohn für seine Bemühungen in dem Bewußtsein, daß er nach Gottes Wohlgefallen den Lehrvortrag zusammensetzt und einrichtet."

Die kleinen Schriften, welche Chrysostomus als Mönch theils in einem Kloster auf dem Gebirge bei Antiochia, theils in Antiochia selbst, denn seine durch übertriebene Strenge zerrüttete Gesundheit nöthigte ihn, die Einsamkeit zu verlassen, schnell hinter einander verfaßte, lenkten die Aufmerksamkeit der Gemeinde und ihrer Hirten auf ihn. Der Amtsnachfolger des 381 verstorbenen Bischofs Meletius, der auch als Kanzelredner nicht unbedeutende, treffliche Flavianus, weihte 386 den Mönch zum Priester und erwählte sich ihn zum Gehülfen in dem Dienst am Worte an den Kleinen sowohl als auch an den Großen. Wir besitzen noch die Rede, welche Chrysostomus an diesem, seinen ganzen Lebensweg entscheidenden Tage hielt: die Gefühle und Stimmungen, welche der 126. Psalm in so unvergleichlicher Weise ausspricht, bewegten seine Seele. Tief fühlte er seine Unwürdigkeit, ebenso tief aber auch die Gnade Gottes,

welche ihm ohne sein Zuthun widerfahren war: sein Herz zitterte, aber sein Mund war voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens. Er beginnt also (1, 436): „Es ist also wirklich wahr, was sich mit mir zugetragen hat! Und was geschehen ist, ist wirklich geschehen und wir betrügen uns nicht! Es ist gewiß weder Nacht noch Traum, sondern Tag und wir wachen Alle! Und wer sollte es in der That auch glauben, daß am Tage, wo die Menschen wachen und munter sind, ein so geringer und verworfener Jüngling zu einer so großen Würde erhoben wird? Denn, wenn es in der Nacht geschähe, so wäre es vielleicht so unwahrscheinlich nicht. Es dünken sich ja wohl verstümmelte Menschen, die nicht ein Mal ihren nothdürftigen Unterhalt haben, in der Nacht, wenn sie schlafen, unbeschädigt und schön zu sein und eine königliche Tafel zu halten; aber Alles, was sie sich vorstellen, ist doch nur Schlaf und Betrug der Träume. Denn so sind die Träume beschaffen, sie sind wundersame Betrüger und scheinen gleichsam einen Gefallen daran zu haben, wenn sie uns mit unzähligen seltsamen Blendwerken hintergehen. Aber man sieht doch nicht, daß sich von allen diesen Spielen der Träume auch nur eins am Tage wirklich zutragen sollte. Hingegen Alles, was jetzt vorgegangen ist, hat sich wirklich zugetragen, wie ihr seht; alles das, was unglaublicher ist, als Träume. Eine so große, bevölkerte Stadt, eine so ansehnliche und zahlreiche Gemeinde sieht mit begierigen Augen auf meine geringe Person, als ob sie etwas Großes und Bewundernswerthes von mir hören würde. Und wenn auch meine Rede gleich unerschöpflichen Strömen flösse, wenn meine Lippen Quellen von Worten wären, so würde dennoch vor Furcht über eine so große Versammlung, die mich hören will, der Zufluß plötzlich aufhören und die Bäche zurücktreten. Nun aber da meine Rede so wenig mit Flüssen und Bächen zu vergleichen ist, daß sie kaum einem kleinen, schwachen Sprühregen ähnlich ist, was ist es für ein Wunder, wenn ein so geringer Zufluß aufhört, wenn er vor Furcht vertrocknet, und wenn meiner Rede eben das begegnet, was zuweilen körperlichen Dingen begegnet. Und was begegnet ihnen? Viele Dinge, die wir in Händen haben und mit unsern Fingern fest umschließen, entschlüpfen und fallen uns oft vor Schrecken aus den Händen, indem unsre Nerven schlaff werden und die Kräfte unsres Körpers nachlassen. Das befürchte ich eben jetzt auch, daß es meinem Gemüthe begegnen möge, daß mir nicht die mit vieler Arbeit gesammelten

Gedanken unter der Angst ganz und gar verschwinden, meinen Verstand leer lassen und davon eilen. Darum bitte ich euch, euch, die ihr herrscht, und die ihr gehorcht, mir durch euer eifriges Gebet einen ebenso großen Muth zu machen, als der Schrecken gewesen ist, in welchen mich eure so zahlreiche Versammlung versetzt hat, und den Herrn anzurufen, der seinen Evangelisten sein Wort mit großer Kraft gibt, daß er mir die Lippen öffne und seine Worte in den Mund lege. Es wird so vielen und ansehnlichen Zuhörern nicht schwer sein, die von Furcht verwirrte Seele eines Jünglinges wieder zu befestigen, und es ist auch billig, daß ihr diese meine Bitte erfüllet."

Chrysostomus täuschte die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht: es gelang ihm, sie bei Weitem noch zu übertreffen. Die Gemeinde strömte in die Kirchen, da er predigte, schaarte, drängte sich um die Stätte, da er sprach, hing an seinem Munde: Flavianus freute sich über seine großen Erfolge und liebte ihn wie ein Vater. Gleich in dem Jahre 387 bot sich dem Chrysostomus reiche Gelegenheit, der Gemeinde zu Antiochien die größten Dienste zu erweisen. Ein Aufruhr in der Stadt war losgebrochen und dabei waren die Bildsäulen des Kaisers und seiner Familie umgestürzt worden. Das Volk kam bald zur Besinnung, erschrak und zitterte vor dem Zorne des Theodosius. Während der greise Bischof nach Constantinopel reiste, um dort um Gnade zu bitten, verwaltete Chrysostomus auf die aufopferndste, treuste, gesegnetste Weise das ihm befohlene Trostamt: hiervon geben die noch erhaltenen 21 Reden über die Bildsäulen (de statuis, 2, 1—224) das beste Zeugniß. Eutropius, der so viel vermögende Günstling des Kaisers Arcadius, hatte ihn ein Mal zufällig predigen hören und in ihm den ausgezeichnetsten Prediger der morgenländischen Christenheit seiner Zeit erkannt. Als nun der erzbischöfliche Stuhl zu Constantinopel durch den Tod des Nectarius, welcher dem großen Nazianzener gefolgt war, erledigt und die Gemeinde über die Person des zu erwählenden Oberhirten sehr getheilt war, wurde er 397 in die Hauptstadt berufen: er folgte nicht freudig, sondern wurde überlistet und gezwungen. Er wußte nur zu gut, in welche schwierige Verhältnisse er eintreten mußte. Wir erinnern uns noch, mit welchen Schwierigkeiten Gregor von Nazianz, sein großer Vorgänger, in der Hauptstadt des oströmischen Kaiserreiches zu kämpfen hatte und nach welchen schweren Kämpfen er ihnen unterlag. Die Zeiten waren

seitdem nicht besser geworden, sondern um ein Bedeutendes noch schlimmer. Die Gemeinde fröhnte noch immer der Lust an weltlichen Schauspielen, rauschenden Lustbarkeiten, sie wollte auch von dem Prediger immer noch nicht erbaut, sondern nur unterhalten und durch den Prunk der Rede ergötzt werden. Dazu gingen die Glaubensansichten noch recht aus einander. Es gab allerdings einen guten Kern in der Gemeinde, welcher bereit war mit der innigsten Liebe und Treue dem reichbegabten Gottesknechte sich anzuschließen: aber es gab noch weit Mehrere, welche in ihrem Oberhirten einen vornehmen Weltmann mit großem Staate, zahlreichem Gefolge, leckerer Tafel und höfischer Sitte sehen wollten. Ein schwacher Kaiser stand dazu an der Spitze des Reiches: seine Gemahlin Eudoxia, welche leichtsinnig und herrschsüchtig war, und seine Günstlinge, welche durch alle Mittel ihre Macht erhalten und auf jede Weise ihre Reichthümer vermehren wollten, beherrschten ihn. Die Geistlichkeit endlich selbst war zum großen Theile verweltlicht und haßte einen Vorsteher, welcher mit allem Ernste durch Wort und Beispiel, durch Zucht und Strafe Sittenreinheit und Diensteifer wieder herzustellen suchte. Der bessere Theil der Geistlichkeit und der Gemeinde hing mit warmer, selbst schwärmerischer Liebe an dem beredten Manne, welchen der Eifer um das Haus Gottes verzehrte. Wider seinen Willen ward er in die sogenannten origenistischen Streitigkeiten verwickelt und fiel ihnen zum Opfer. Theophilus, der gewaltthätige Patriarch von Alexandrien, hatte die Anhänger des Origenes unter den ägyptischen Mönchen mit dem Bann belegt: ein Theil von diesen flüchtete nach Constantinopel und reichte gegen den verfolgungssüchtigen Ketzerrichter bei der Kaiserin eine Klageschrift ein. Chrysostomus, welcher die Mönche aufgenommen hatte, sollte an der Spitze einer Synode über Theophilus zu Gericht sitzen. Das erbitterte diesen, er war ein Meister in der Ränkekunst: es gelang ihm schließlich, nachdem er die Kaiserin für sich gewonnen hatte, alle dem Chrysostomus feindseligen Bischöfe zu einer Synode zu vereinigen, welche nach kurzen Verhandlungen ihn seines Amtes entsetzte. Die Anklagen, auf welche hin also erkannt wurde, waren die elendesten, die sich nur erdenken ließen. So ward ihm vorgeworfen, daß er die Geistlichen ehrlose, verdorbene, sich selbst verächtlich machende, nichtswürdige Menschen genannt habe; daß er ein Feind der Gastfreundschaft sei; daß er für sich allein, unbemerkt,

ein cyklopisch schwelgerisches Leben führe; daß er in der Kirche solche poetische, ihr fremde Ausdrücke gebraucht habe: ein Tisch von Erinnyen, ich hüpfe, ich bin außer mir. Diesem ungerechten Richterspruche wollte sich Chrysostomus nicht freiwillig unterwerfen, nur der Gewalt war er zu weichen entschlossen. Das Volk schützte ihn in seiner Kirche, seine feurige Beredsamkeit machte ihn stark, wie ein großes Heer: als er aber bemerkte, wie sich die Leidenschaften seiner Anhänger erhitzten, überantwortete er sich, ohne daß sie es inne wurden, in die Hände seiner Feinde und ward in die Verbannung abgeführt. Nur wenige Tage hatte er seinen Amtssitz verlassen, da kamen schon Abgesandte von der Kaiserin, welche ihn dringend zur Rückkehr aufforderten. Ein Erdbeben vornehmlich hatte die Kaiserin erschüttert. Jubelnd empfing der treue Theil der Gemeinde den geliebten Hirten: er ward genöthigt, seinen bischöflichen Thron sogleich wieder einzunehmen und den Segen zu sprechen. Lange sollte aber diese Freude nicht dauern: nach zwei Monaten brach ein neuer Sturm los, welcher ihn für immer aus Constantinopel vertrieb. In der Nähe der Hauptkirche, vor dem Palaste des Reichssenates, war der Kaiserin eine silberne Bildsäule mit großem Pompe und unverständigen und an das Heidnische anstreifenden Feierlichkeiten errichtet worden. Die Andacht der Gläubigen in der Kirche war dadurch gestört und der ernste, fromme Sinn überhaupt tief verletzt worden: Chrysostomus lieh dieser sittlichen Entrüstung seine feurige Zunge. Der Kaiserin ward hinterbracht, er habe gesagt: von Neuem wüthet die Herodias, von Neuem tanzt sie, von Neuem sucht sie das Haupt des Johannes auf der Tafel zu empfangen. Nun schnaubte sie vor Rache, schnell ward ein neues Synodalverfahren gegen den kühnen Zeugen der Wahrheit in Scene gesetzt. Er ward auf's Neue seines Amtes entsetzt und im Juni 404 in's Exil abgeführt. Mit großer Seelenruhe und bewundernswerther Geistesgröße ertrug er alle Drang- und Trübsale seiner Verbannung: als seine Verfolger ihn von der verödeten Stadt Cucusus zu einem noch elenderen Orte, Pithus in Pontus, fortschleppten, erlag sein erschöpfter Leib zu Comana unterwegs 407, den 14. September, das Wort auf den Lippen: Preis sei Gott für Alles!

Es ist keine Frage, die Predigt ist der Schwerpunkt in der Wirksamkeit des Chrysostomus: mag er sonst noch als Ausleger

der heiligen Schrift, als Vorsteher der Gemeinde bedeutend sein, dieß Alles verschwindet vor seiner Bedeutung als geistlicher Redner. Er hat selbst nichts anders sein wollen, als ein Prediger des Evangeliums: er wollte so z. B. die Gothen nicht seiner kirchlichen Oberleitung unterwerfen, als er ihnen zu Constantinopel in der Kirche St. Pauli eine Predigt (12, 371 f.) hielt, sondern sie nur auf dem Grunde ihres gemeinschaftlichen Glaubens erbauen. Er ist ein Prediger durch und durch.

In der Schrift über das Priesterthum hat Chrysostomus sich nur sehr allgemein über einige Gesichtspunkte, die der Homilet nie außer Acht lassen darf, ausgesprochen: hin und wieder theilt er in seinen Reden bedeutsame Winke mit, wie er ebenso gelegentlich auf die Grundsätze, welche er selbst befolgt, zu reden kommt.

Die geistliche Rede ist ihm ganz wesentlich Auslegung der Schrift: die Schrift ist der Gottesgarten, darin sich der Prediger nach Herzenslust ergeht, da er seine Zuhörer behaglich herumführt, sie ist der Blumengarten, darin der Prediger wie eine fleißige Biene umherfliegt, um köstlichen Honig für die Gemeinde zu sammeln. Er kann nicht aufhören zum Forschen in der Schrift zu ermuntern, ein Schriftgelehrter soll jeder Christ sein: die Kinder sollen sich von frühe auf in die Bibel hineinleben, in den Häusern soll man nicht nur den Text der gehörten und der zu erwartenden Predigt lesen und sich einprägen, sondern das Wort Gottes, das ganze, das Neue Testament wie das Alte, soll reichlich daselbst wohnen. Vgl. die dritte Predigt über Lazarus in dem sehr ausführlichen Eingang (1, 738). Doch ist er nicht der Ansicht, daß die Predigt in der Auslegung der Schrift aufgehen müsse: wir haben bekanntlich von ihm eine große Menge von Homilien über ganze Bücher des Neuen Testamentes, wie über das Evangelium des Matthäus und des Johannes, über die Apostelgeschichte und fast alle paulinischen Briefe, und nicht minder über ganze Bücher oder größere Bücherabschnitte des Alten Testamentes, wie über die Genesis, Psalmen und den Jesajas, allein alle diese Homilien bieten nicht bloß eine längere oder kürzere Erklärung der verlesenen Schriftabschnitte, sondern auf diese Erklärung folgt alle Mal eine Nutzanwendung, welche einen aus der Erklärung oder aus der Schriftstelle resultirenden Gedanken praktisch in einer lebhaften Ansprache an die Hörer ausführt. Auch ist die Predigt nach ihm nicht in der Weise an die heilige Schrift

gefesselt, daß sie sich nur aus der Grundlage eines ganz genau abgegrenzten Schriftwortes erheben dürfte; die geistliche Rede wächst bei ihm in der freien Weise aus dem Boden der Schrift hervor, daß nicht ein bestimmter Text, sondern die Schriftlehre überhaupt den Ausgangspunkt bildet. So z. B. in seinen Reden gegen die Juden (1, 558 f.). Die Bibel ist unsrem Kirchenvater das liebste, das vertrauteste Buch; er ist in ihr zu Hause wie nur Wenige. Die Bibelsprüche braucht er nicht zu suchen, sie strömen ihm von selbst zu, er hat sich nur zu wehren, daß der Zufluß nicht zu stark wird: ebenso steht ihm die biblische Geschichte mit ihren anschaulichen, lebenskräftigen, lehrhaften Beispielen stets zur Verfügung. Einige Sprüche kehren häufig wieder, wie Röm. 13, 8; ebenso werden auch einzelne Gestalten aus der heiligen Schrift mit ganz entschiedener Vorliebe wiederholt und ausführlich behandelt und bei jeder nur irgendwie passenden Gelegenheit hervorgerufen. So erscheinen der fromme Dulder Hiob, der reiche Mann und der arme Lazarus sehr häufig: auch die zehn Jungfrauen ziehen nicht selten an uns vorüber: vor allen Dingen aber malt uns Chrysostomus gern den Apostel Paulus, das auserwählte Gottesrüstzeug, vor die Augen hin, ohne daß er gerade für die paulinische Centrallehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ein tiefes Verständniß und ein warmes Herz zeigte. Die Auslegung der Schrift ist einfach, nüchtern, verständig, nach den Grundsätzen der grammatisch-logischen Exegese, welche zu Antiochien blühte und die sich der Redner wohl hauptsächlich durch seinen Umgang mit dem bekannten Theodorus von Tarsus angeeignet hatte. Er ist kein Freund von Allegorien, diese Wucherpflanze gedeiht nicht in dem Garten seiner Beredtsamkeit, nur hin und wieder begegnet uns eine wie in der 6. Rede über Lazarus die von der Arche (1, 783); er liebt vor allen Dingen die moralische Schriftauslegung, weil diese am meisten bessert und erbaut.

„O wie viel Annehmlichkeiten hat das Lesen der heiligen Schrift," so fängt er eine Predigt an (12, 347), „es ist ergötzender als alle Gerüche der Wiesen; es ist lieblicher als der anmuthigste Garten; besonders wenn die Erkenntniß mit dem Lesen verbunden wird. Eine Aue, die Schönheit der Blumen, der grüne Schmuck der Bäume, die Rose, das Epheu, die Lilie ergötzen das Gesicht und nach dem Verlaufe weniger Tage welkt ihr Reiz. Das Lesen

der Schrift hingegen umschanzt das Gemüth, reinigt das Gewissen, rottet die unanständigen Leidenschaften aus, pflanzt die Tugend in die Seele, erhebt den Verstand, läßt uns nicht untersinken, wenn unvermuthete Drangsale auf uns einstürmen, stellt uns auf eine Höhe, wo uns die Pfeile des Teufels nicht erreichen können, versetzt uns selbst in den Himmel, fesselt die Seele von den Banden des Leibes los, macht ihre Fittige leicht und bereitet alle dem Guten, das gesagt wird, in den Gemüthern der Zuhörer eine Wohnung." Wie die heilige Schrift ein großer, so ist jeder Schriftabschnitt ein kleiner Blumengarten: alle Blumen lassen sich da nicht betrachten und pflücken, der geistliche Redner beschränke sich und gebe sich mit einer zufrieden. Gleich in dem Anfange der ersten Rede über die Bildsäulen (2, 1 f.) zählt er die verschiedenen Stücke des Schriftabschnittes auf und fährt dann fort: „Da wir nun nicht Alles durchgehen können, was wollt ihr, das wir heute eurer Liebe erklären sollen? Denn ich erblicke in dem, was euch vorgelesen worden ist, wie auf einer Aue viele Blumen, eine große Menge Rosen, eine große Menge Veilchen, und nicht wenige Lilien: so mannichfaltig und reichlich ist hier überall die Frucht des Geistes ausgestreut und so vielfach ist der liebliche Geruch derselben. Ja die Lesung der heiligen Schrift ist nicht nur eine Aue, sie ist ein Paradies; denn ihre Blumen entzücken nicht allein durch ihren Geruch, sondern sie trägt auch Frucht, welche die Seele nähren kann." Jedes Wort, ja jeder Buchstabe der heiligen Schrift ist ihm eine duftende Blume; aus dem Gruße St. Pauli an Priscilla und Aquila (Röm. 16, 3) windet er allerdings mit zu kunstvoller Hand einen Kranz von zwei Homilien (3, 172 ff.). In dem Eingange zu der ersten sagt er: „Ich glaube, daß sich Viele von euch über diese verlesene apostolische Stelle verwundern und wohl gar dieses Stück des Briefes für unnöthig und überflüssig halten, weil es größtentheils nichts als häufig auf einander folgende Grüße enthält. Das ist die Ursache, warum ich den Gegenstand verlasse, von dem wir das letzte Mal handelten, und mich zu dem Erweise des Satzes wende, daß in der heiligen Schrift kein Jota, ja nicht der kleinste Punkt unnöthig und überflüssig ist, und daß ein bloßer Gruß, der in der Schrift steht, und eben nicht wichtig zu sein scheint, ein ganzes Meer von Gedanken uns öffne. Was sage ich, ein bloßer Gruß? Der Zusatz eines einzigen Buchstabens, den der heilige Geist bei einem Worte der Schrift

macht, gibt uns oft Anlaß zu einem ganzen Heere von Gedanken." Der Redner hat aber mit diesem Meere von Gedanken seine Zuhörer nicht zu überstürzen, sie würden sonst darin ertrinken. Er hat sie nach und nach in die unergründliche Tiefe hineinzuführen; er hat nicht zu viel auf ein Mal zu bieten. In der dritten Rede über den Anfang der Apostelgeschichte (3, 73 f.) sagt er: „Wir führen euch nur nach und nach zu den in der heiligen Schrift enthaltenen Gedanken und suchen durch die Langsamkeit der Erklärung es dahin zu bringen, daß das Andenken von dem, was wir sagen, desto fester bei euch hafte, weil uns eure vielen Geschäfte, Verrichtungen und Zerstreuungen bekannt sind. Wenn ein Regen gewaltig auf die Erde niederstürzt, so befeuchtet er zwar die Oberfläche derselben, aber er dringt nicht in die Tiefe hinein. Allein, wenn er sich allgemach und sanft, gleich einem Oele, in die Erde hineinschleicht und durch die Gänge der Erde als durch Adern in die Tiefe hinabdringt und die Eingeweide derselben mit Säften anfüllt, so wird sie dadurch außerordentlich befähigt, einen reichen Ueberfluß an Früchten hervorzubringen. Das ist die Ursache, warum wir diesen geistlichen Regen nur allgemach in eure Seelen hineinträufeln." Tropfenweise, brockenweise ist die himmlische Speise darzureichen: wir lesen in der dritten Rede über Lazarus im Eingange (1, 738): „Wir hätten euch freilich in einem einzigen Tage die ganze Parabel erklären können. Allein unsre Absicht war nicht, viel zu reden und dann fortzugehen, sondern der Zweck unsrer Bemühungen war dieser, daß ihr Alles, was euch gesagt wurde, genau merken und bewahren und aus dieser Bewahrung einen geistlichen Nutzen erhalten möchtet. So macht es ja auch die zärtliche Mutter, wenn sie ihr Kind, das sie bisher mit Milch genährt hat, an harte Speise gewöhnen will. Gösse sie ihm den Wein auf ein Mal in den Mund, so würde sie nichts ausrichten, weil das Kind nur Alles wieder ausspeien und den Brustlatz damit benetzen würde; wenn sie ihn aber ihm allmälig und in kleinen Portionen einflößt, so verschluckt es ohne Beschwerde das Gegebene. Damit nun auch ihr das Gegebene nicht wieder ausspeit, so haben wir euch den Kelch der Lehre nicht auf ein Mal eingeschüttet, sondern wir haben ihn auf viele Tage vertheilet, indem wir es veranstalten, daß ihr in den Tagen dazwischen von der Mühe des Hörens ausruht, damit das, was euch schon beigebracht ist, fest in dem Verstande

eurer Liebe hafte, und ihr das, was noch gesagt werden soll, mit gespannter und frischer Seele aufnehmet."

Weil die Predigt haften und eine heilsame Wirkung hervorbringen soll, so darf nicht heut dieses und morgen jenes gebracht werden, wo dann das Eine das Andere aus der Seele wischen müßte. Der Prediger hat einen Gegenstand so lange zu treiben, bis seine Zuhörer ihn gefaßt und beherzigt haben. So spricht sich Chrysostomus wiederholt aus: ich verweise nur auf folgenden Eingang zu der ersten Homilie über David und Saul. Hier (4, 748) sagt er: „Wenn eine langwierige und harte Geschwulst den Leib eingenommen hat, so gehört viel Zeit, viel Fleiß und eine sehr große Vorsicht bei dem Gebrauche der Arzneien dazu, wenn man diese Geschwulst ohne Gefahr verringern und wegschaffen will. Ebenso geht es auch bei der Seele. Wenn ein Mal eine Leidenschaft sich in die Seele festgesetzt und lange Zeit ihre Wohnung darin gehabt hat, und man will sie gern mit der Wurzel aus dem Gemüthe ausrotten, so ist es nicht genug, daß man dem Kranken ein oder zwei Tage mit seinen Ermahnungen beisteht. Man muß viele Tage auf die Heilung dieser Krankheit wenden, wenn man das Amt eines Predigers nicht um der Ehre oder des Vergnügens willen, sondern zum Nutzen und Besten seiner Zuhörer führen will. Gleich wie wir also viele Tage nach einander mit den Ermahnungen zugebracht haben, durch welche wir euch vom Schwören abzubringen suchten: so wollen wir auch nach unsren Kräften den Ermahnungen zur Sanftmuth einige Tage widmen und euch zeigen, wie nöthig es sei, den Zorn zu fliehen. Es scheint mir die beste Art des Unterrichtes zu sein, daß man mit seinen Rathschlägen nicht eher aufhöre, als bis man sieht, daß sie angenommen und in's Werk gesetzt sind. Wer heute von der Mildthätigkeit, morgen vom Gebete, darauf von der Sanftmuth, hernach von der Demuth und stets von einer neuen Tugend redet, wird dadurch, daß er beständig von Einem auf das Andere fällt, wenig bei seinen Zuhörern ausrichten. Wer hingegen will, daß seine Rede bei seinen Zuhörern einen gewissen Nutzen schaffen und unausbleibliche Früchte bringen soll, der muß so lange mit einerlei Ermahnungen fortfahren und nicht eher auf andere kommen, bis daß er sieht, daß die ersten in einem unvergeßlichen und lebendigen Andenken sind." Wie Chrysostomus fast in allen Predigten über die Bildsäulen von dem Schwören abgemahnt hat, so mahnt er nun in drei

Predigten zur Sanftmuth: wie er in vier Reden (3, 115 ff.) von der Veränderung der Namen handelt, so verbreitet er sich in neun Homilien über die Buße (2, 279 ff.) und stimmt er in sieben Reden (2, 476 ff.) das Lob des Apostel Paulus an. Monoton darf man aber in solchen fortlaufenden Vorträgen nicht werden, man würde dadurch die Hörer nur anekeln: ein Stimmwechsel ist deßhalb nothwendig. „Paulus hat befohlen," heißt es in der neunten Rede zur Genesis (4, 688), womit eine Stelle aus der homilia non esse ad gratiam concionandum (2, 658) fast wörtlich in der ersten Hälfte übereinstimmt, „strafe, drohe, bitte (2. Tim. 4, 2). Man muß weder das Eine noch das Andere beständig thun; man muß abwechseln, damit ein desto größerer Nutzen erfolge. Wenn wir sie immer bestraften, so würden sie unverschämter, und wenn wir sie immer anflehten, so würden sie nachlässiger werden. Aerzte schneiden die Wunden nicht allein, sondern sie verbinden sie auch; sie brauchen nicht allein scharfe, sondern auch lindernde Mittel; jenes thun sie, um die Wunde von der Fäulniß und dem Eiter zu reinigen; dieses brauchen sie, um den dadurch bei den Kranken verursachten Schmerz zu besänftigen." Und mit diesem Tonwechsel ist es noch nicht allein gethan. Der Redner muß auch mit seinen Hilfsmitteln wechseln. „Wie wir einem Kranken," heißt es Hom. 1. de prophetiarum obscur. 6, 168, „nicht alle Speisen geben, die uns leicht zu haben sind, sondern immer veränderte Speisen, damit er dieses koste, wenn ihm jenes nicht schmecken will, — so müssen wir es auch bei den geistlichen Speisen machen. Da wir schwach sind, muß in unsren Reden eine große Veränderung herrschen: man muß Beispiele, Beweise, Vergleiche, beredte Umschweife und viele andre solche Kunstgriffe in denselben finden, damit wir in dem, was uns nützlich und heilsam ist, desto leichter wählen können." Ein Wechsel in dem Stoff, in dem Gegenstande der Rede ist auch erforderlich und selbst in jenen so lange fortgesponnenen Reden über einen Gegenstand geht es nicht in einem fort. Ein Mal fallen Sonn- und Festtage dazwischen, welche einen neuen Gegenstand herbeiführen und zum andern webt der Redner in jede neue Rede über den alten Gegenstand neben neuen sachgemäßen Gedanken auch eine Menge von abziehenden Redestoffen ein. „Ein Tisch," sagt Chrysostomus in einer Homilie über 1. Theff. 4, 13 im Anfange (1, 763), „der immer mit einerlei Speisen besetzt ist, erweckt Ueberdruß und reizt hingegen das Ver-

langen, wenn man eine Mannichfaltigkeit in den Gerichten darauf antrifft." So müssen schwere Passagen mit leichten in der Predigt sich abwechseln, denn, wie es in der dritten Predigt in princip. actor. (3, 74) heißt: „Das Deutliche wird den Einfältigen, das aber, was schwerer ist, wird scharfsinnigen Zuhörern Nutzen schaffen. Man muß auf diesem geistlichen Tische Veränderung und Abwechselung antreffen, weil auch der Appetit der Gäste verschieden ist." Aber auch die Fortgeschrittenen bedürfen eines Wechsels, man darf sie nicht immer auf gleicher Höhe wandeln lassen, der Geist will auch ausruhen, sich von anspannender Thätigkeit erholen. Die Predigt über Jerem. 10, 23 (6, 157 f.) beginnt gleich so: „Wie im Irdischen die öffentliche Landstraße bald eben und gebahnt dahinläuft, bald rauh und bergig ist; so sind auch verschiedene Stellen der Schrift so deutlich, daß sie Allen von selbst klar sind, andre hingegen fordern mehr Fleiß und Arbeit. Wenn wir in einem flachen Lande einen gebahnten Weg wandern, so haben wir keiner besonderen Aufmerksamkeit noth. Wenn wir uns aber hingegen auf einem steinigen und schmalen Stege befinden, der bis auf den höchsten Gipfel eines steilen Berges führt und mit abschüssigen Tiefen überall umringt ist; alsdann ist es nöthig, daß unsre Seele munter sei und auf alle Schritte wache, weil die Gefährlichkeit des Ortes nicht erlaubt, unachtsam zu sein. Wenden sich die Augen des Wanderers nur ein wenig seitwärts und gleitet nur ein einziger Fuß aus, so schießt der ganze Körper hinab in die Tiefe. Ein Schwindel befällt ihn und er stürzt hinunter, sobald er sich in den Abgrund hinabbückt. Ebenso sind auch in der heiligen Schrift einige Aussprüche deutlich und licht, daß man ohne Anstoß darüber hineilen kann; bei denen aber, die schwer und undeutlich sind, kann man seinen Weg nicht so geschwind fortsetzen. Darum müssen wir, wenn wir solche Gegenden betreten, alle munter und wachsam sein, damit unsre Seele darüber nicht in die äußerste Gefahr gerathe. Dieß ist die Ursache, warum wir eure Kräfte mannichmal an den leichteren Stellen üben, zuweilen aber zu schwereren Stellen führen. Wir suchen dadurch sowohl euch die Arbeit zu erleichtern, als auch die Nachlässigkeit aus euren Gemüthern zu verbannen. Wie diejenigen, welche allenthalben ihren Weg leicht und ungehindert fortsetzen, unaufmerksamer und lässiger werden, so lassen diejenigen, welche, ohne daß man ihnen einige Rast vergönnt, von unwegsamen Gegenden zu noch rauheren fortgerissen

werden, bei dem Anblicke der Arbeit allen Muth sinken. Darum muß man in seinem Vortrage den Wechsel herrschen lassen und bald dieses, bald jenes vor die Hand nehmen, damit der Verstand weder allzu schlaff, noch durch die viele Arbeit überspannt werde und reiße, weil er allzu scharf angestrengt worden ist."

Immer und immer wieder betont Chrysostomus, daß die Kirche kein Theater, der Verkündiger des Evangeliums kein Rhetor, der Hörer des Wortes kein zu unterhaltender Zuschauer ist. Er kann nicht oft genug solch' eine Auffassung verdammen: sie war ja die gefährliche Krankheit, an welcher damals der größte Theil der Christenheit krank darniederlag. „Es ist hier kein Theater," so ruft er Hom. 17 in Matth. (7, 232) aus, „ihr sitzt hier nicht, um Komödianten zu sehen!" „Nicht klingende Worte," sagt er in der zweiten Homilie zu Titus (11, 739), „aber Verstand, Erfahrung in der Schrift und Kraft der Gedanken muß der Bischof haben. Siehst du nicht, daß Paulus die ganze Welt besiegt und mehr vermocht hat, als Plato und alle Uebrigen? Ja, durch seine Wunder, wirst du antworten. Nun, nicht allein durch seine Wunder, denn wenn du die Apostelgeschichte durchläufst, wirst du wahrnehmen, daß er vielfältig durch seine Lehrverkündigung siegte, auch vor Verrichtung von Wundern. Wer nicht mit den Gegnern zu kämpfen und alle Gedanken unter den Gehorsam Christi gefangen zu nehmen weiß; wer nicht weiß, wie man die rechte Lehre vortragen muß, sei fern von dem kirchlichen Lehrstuhl. Denn was den Lehrer am meisten als solchen auszeichnet, das ist eben die Fähigkeit, die göttliche Lehre zu verkündigen, und dafür wird doch jetzt gar keine Sorge getragen." Einen Redekünstler wollte man auf der Kanzel sehen und bewundern und weiter nichts. „Wenn Einer," so lesen wir in der 31. Homilie zu dem ersten Korintherbrief (10, 283), „durch seine Beredsamkeit glänzt, so rühmen ihn nicht allein die Heiden, sondern die ganze Kirche. Sie sagen nicht allein: das ist ein wunderbarer Mann! sondern: die Christen haben einen wunderbaren Lehrer." Oft wurde Chrysostomus von dem rauschenden Beifall mitten in seiner Rede unterbrochen: er hatte aber an diesen Beifallsbezeigungen keinen Gefallen. „Viele geben sich große Mühe," so läßt er sich eingehend über diesen Punkt in der 30. Homilie zu der Apostelgeschichte (9, 238 ff.) aus, „um auftreten und eine lange Rede halten zu können, und wenn sie den lauten Beifall der Menge erhalten, ist es ihnen, als wäre

ihnen das Himmelreich verliehen worden; wenn aber ihre Rede mit Stillschweigen angehört wird, so ist ihnen dieß ärger als die Hölle. Dieß hat die Kirche zu Grunde gerichtet, daß ihr nicht begehrt eine Rede zu hören, welche Zerknirschung hervorbringt, sondern eine solche, welche euch durch den Glanz und die Zusammenstellung der Worte ergötzen könne, als ob ihr Sänger und Lautenschläger hörtet, und wir sind so kalte und armselige Menschen, daß wir euren Neigungen dienen, da wir sie bekämpfen sollten. — Wir suchen nach schönen Worten, nach schöner Zusammensetzung und Wohlklang der Sprache, um euch zu gefallen, und nicht um euch zu nützen; um von euch bewundert zu werden, und nicht um euch zu unterrichten; um euch zu ergötzen, und nicht um Buße bei euch zu erwecken; um von euch lauten Beifall zu ernten und mit eurem Lobe beglückt abzutreten, und nicht um eure Sitten zu bilden. Glaubt mir, ich rede nicht anders, als ich denke. Wenn ich bei den Reden den lauten Beifall höre, widerfährt mir in dem Augenblicke etwas Menschliches. Denn warum sollte ich nicht die Wahrheit sagen? Und ich freue mich und frohlocke. Wenn ich aber nach Hause komme und bedenke, daß diejenigen, von welchen ich die lauten Beifallsbezeigungen erhalten habe. aus meiner Predigt keinen Nutzen gezogen, und wenn sie auch einigen Nutzen daraus hätten ziehen können, sie solchen über den Beifallsbezeigungen und Lobsprüchen verloren haben, so traure, seufze und weine ich und es ist mir zu Muthe, als wenn ich Alles umsonst gesprochen hätte und spreche zu mir selbst: was habe ich von meinen Schweißtropfen für Gewinn, da meine Hörer aus dem, was ich sage, keinerlei Frucht haben wollen. Oft dachte ich die lauten Beifallsbezeigungen ganz zu verbieten und euch zu bewegen mit Stillschweigen und geziemender Ordnung mir zuzuhören. Ertragt es, bitte ich, und gehorcht mir und, wenn es beliebt, so laßt uns von nun an als Gesetz unter einander feststellen, daß kein Zuhörer durch solches Lärmen den Prediger unterbrechen darf. Wenn er bewundern will, mag er dieß im Stillen thun, Niemand hindert ihn: aller Fleiß, aller Eifer sei darauf gerichtet, das Vorgetragene zu fassen. (Hier ging das Beifallklatschen wieder los.) Wozu wieder das Lärmen? Eben dagegen gebe ich ja das Gesetz. Ihr aber haltet es nicht ein Mal aus, mich ruhig anzuhören. — Die heidnischen Philosophen redeten und es begleitete sie kein solcher lauter Beifall. Die Apostel redeten und es steht nirgends, daß sie

auf diese Art unterbrochen wurden. — Nichts ziemt der Kirche so sehr als Stille und Ordnung. Das Lärmen gehört in das Theater, in die Bäder, in die öffentlichen Aufzüge, auf den Markt; wo aber solche Lehren vorgetragen werden, da muß Frieden, Ruhe, Stille und ein großer Hafen sein. Dieß recht zu bedenken, bitte ich euch Alle, denn auch ich selbst gebe mir alle Mühe die Mittel zu finden, durch die ich auch euren Seelen am Meisten nützen kann. Und ein nicht geringes Mittel scheint mir dieses zu sein, nicht allein euch, sondern auch uns zu nützen. So werden auch wir uns selbst nicht vom rechten Wege abführen und nicht verleiten lassen, Lob und Ehre zu lieben, und so werden wir nicht reden, was zur Unterhaltung dient, sondern was nützt, und werden das ganze Gewicht der Zeit nicht auf Zusammensetzungen und Schönheiten der Redensarten, sondern auf die Kraft der Gedanken verwenden. — Deßhalb werfen uns auch die Heiden mit Recht vor, daß wir Alles zum Prunk und zum Glänzen thun." „Was hilft mir," ruft er in der 15. Homilie zu dem Römerbriefe (9, 602) aus, „euer lärmender Beifall, ich verlange nur eins von euch, daß ihr durch eure Handlungen mir diesen Beifall beweist, wenn ihr durch die That euren Gehorsam bewährt. Das ist Lob für mich und Gewinn für euch, das ist mir größere Ehre als eine Kaiserkrone." In der Predigt über Röm. 12, 20 (3, 157) spricht er: „Was helfen mir eure Lobeserhebungen, wenn ich nicht sehe, daß ihr in der Tugend fortschreitet? Und was kann mir für ein Schaden aus dem Stillschweigen meiner Zuhörer erwachsen, wenn ich sehe, daß eure Gerechtigkeit zunimmt? Das Lob des Predigers ist ja nicht der Beifall, sondern der Eifer der Zuhörer in der Unsträflichkeit; nicht das Lärmen, welches bei dem Anhören der Predigt entsteht, sondern der beständige Eifer. Sobald der Beifall über die Lippen ist, so verschwindet er in der Luft. Wenn aber die Zuhörer besser werden, das ist sowohl den Lehrern als auch den folgsamen Zuhörern eine unvergängliche und ewige Belohnung. Euer Lobgeschrei bringt nur hier den Redner in Ansehen: allein eurer Seelen Gottseligkeit gibt dem Lehrer vor dem Richterstuhle Christi viel Freudigkeit." Ein andermal in der vierten Rede über den Anfang der Apostelgeschichte (3, 84) ruft er seinen Zuhörern zu: „Ich achte euer Lob nichts, sondern ich bin für eure Seligkeit besorgt. Auf den Theatern bemühen sich die Schauspieler um euer Händeklatschen: das ist die Belohnung für ihre Bemühung, die sie vom

Volke erhalten. Wir aber kommen nicht deßwegen hierher, denn wir werden die Belohnung für unsre Arbeit von Gott empfangen. Darum ermahnen wir euch so oft dazu, daß ihr das, was wir sagen, tief in eure Gemüther eindringen lasset."

Weil Chrysostomus mit seinen Predigten nicht um den Beifall der Menge buhlte, sondern allein Gott zu gefallen und vor dem Richterstuhle Jesu Christi zu bestehen bedacht war, so verdroß es ihn nicht, ein und dasselbe fortwährend seinen Zuhörern einzuschärfen und ihnen mit seinen unablässigen Ermahnungen beschwerlich zu fallen. „Ich muß euch verdrießlich und beschwerlich vorkommen," sagt er in der Einleitung der Predigt über Röm. 12, 20 (3, 157), „nicht meinetwegen und meiner Vortheile wegen, sondern um euretwillen und eurer Seligkeit wegen, die ich über Alles schätze. Es mag unwillig werden, wer da will; man nenne mich zudringlich und unverschämt. Ich werde um deßwillen doch nicht aufhören, euch beschwerlich zu fallen, denn nichts kann mir vortheilhafter sein, als diese Unverschämtheit. Denn vielleicht, vielleicht werdet ihr euch deßhalb schämen, wenn ihr euch sonst um keines Dinges willen schämt, daß ich euch deßwegen beständig beschwerlich fallen muß; vielleicht werdet ihr um deßwillen für die Wohlfahrt eurer Brüder sorgen." In der ersten Rede über den armen Lazarus im Eingange (1, 708) sagt er: „Ein Prediger muß nach allen seinen Kräften arbeiten, wenn gleich Niemand auf ihn Achtung gibt. Noch mehr, es hat ja Gott, der liebreiche Menschenfreund, uns, die wir sein Wort predigen wollen, das Gesetz vorgeschrieben, daß wir nichts, was in unsrem Vermögen steht, unterlassen, daß wir nicht stille schweigen sollen, es mag uns jemand hören oder nicht, man mag stehen bleiben, oder davon laufen. Als Jeremias die Juden mit vielen fürchterlichen Drohungen schrecken und ihnen ihre künftigen grausamen Schicksale ankündigen wollte, so ward er auch von seinen Zuhörern verspottet und den ganzen Tag verlacht. Er entschloß sich also von dieser Weissagung abzustehen, denn er fühlte ein Mal die menschliche Schwachheit und war gegen Spöttereien und Schmähungen zu empfindlich. Allein hört ihn selber reden: Mir ist des Herrn Wort den ganzen Tag zum Hohn und Spott geworden. Da dachte ich: wohlan, ich will sein nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen: aber es ward in meinem Herzen wie ein brennend Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden konnte, ich

wäre fast vergangen (20, 8 und 9). Ich entschloß mich, mein Weissagen aufzugeben, weil die Juden mich nicht hören wollten. Aber sobald ich dieß beschloß, so fuhr die Kraft des Geistes wie ein Feuer in meine Seele, sie verbrannte mein ganzes Innerstes, sie fraß und verzehrte meine Gebeine der Gestalt, daß ich den Brand nicht aushalten konnte. Da nun dieser Prophet, der alle Tage verlacht, verspottet und beschimpft wurde, eine so große Strafe ausstehen mußte, weil er sich entschlossen hatte, stille zu schweigen: was für Vergebung würden wir denn verdienen, wenn wir, ohne dergleichen Schicksale erfahren zu haben, durch die Leichtsinnigkeit einiger Menschen kleinmüthig werden, wenn wir diesen Menschen unsren Unterricht entziehen wollten, zumal da uns eine so große Versammlung aufmerksam zuhört? Dieses aber sage ich nicht deßwegen, um mich aufzumuntern, um mir Muth einzusprechen: denn ich habe meine Seele zu der festen Entschließung gebracht, so lange ich Athem habe, so lange es Gott gefällt, mir dieses Leben zu fristen, das Lehramt, das ich führe, treu zu verwalten und allen den Pflichten, die mir vorgeschrieben sind, ein Genüge zu thun, man mag mich hören oder nicht." Aehnlich spricht er sich in der achten Rede gegen die Juden zum Schluß aus (1, 688).

Das Seelenheil seiner Zuhörer liegt dem Chrysostomus warm auf dem Herzen: darum verschmäht er es aber auch in seinen Reden sich in spitzfindige theologische Untersuchungen mit Vorliebe einzulassen, sei es die Dogmen der rechtgläubigen Kirche zu vertheidigen und zu beweisen, sei es die Irrlehren der Andersgläubigen scharfsinnig zu widerlegen. Die acht Homilien, welche wir von ihm gegen die Juden besitzen (1, 558 ff.), die zwölf Reden gegen die Anomöer über die Unbegreiflichkeit Gottes (1, 444 ff.), die gegen die Katharer (Novatianer, 12, 353 ff.), sowie seine gelegentlichen Ausfälle gegen Marcion und gegen Paulus von Samosata in der Predigt über 1. Cor. 10, 1 (3, 232 und 236) und gegen die Manichäer in der zweiten Rede über 2. Cor. 4, 13 (3, 269 ff.) beweisen zur Genüge, daß er so viel Schriftkenntniß und Dialektik besaß, um auch durch dogmatische Predigten sich Lorbeeren zu erwerben: er kannte aber nur zu gut den Hang des bösen Herzens, durch derlei Erörterungen sich von der Arbeit in der Heiligung zu dispensiren. Hielt er es auch für seine Pflicht, die ganze Christenlehre, welche er in der Homilie über die Taufe und Epiphanie Jesu Christi (2, 368) so sum-

mirt: „von der Seele, von dem Leibe, von der Unsterblichkeit, von dem Himmelreiche, von den Strafen, von der Hölle, von der Langmuth Gottes, von der Vergebung, von der Buße, von der Taufe, von der Erlassung der Sünden, von den Geschöpfen im Himmel und hier auf der Erde, von der Natur der Menschen, von den Engeln, von der Bosheit der Dämonen, von dem Betruge des Teufels, von den Sitten, von den Dogmen, von dem wahren Glauben, und den verderbten Ketzereien," in seinen Reden zu behandeln: so neigte sich doch das Zünglein seiner Wage stets auf die praktische oder, wie er sich selbst gern ausdrückt, auf die ethische Seite des Christenthums, dem thätigen Leben zu. Es war das ein Großes in seiner Zeit, er wagte damit gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen und entging daher auch dem Vorwurfe nicht, daß er von nichts anderm zu reden wisse als von Almosen und Menschenliebe, wie er selbst uns erzählt (Hom. 88 in Matth., 7, 829).

Chrysostomus dachte an sich nicht, nur seine Zuhörer hatte er vor Augen und im Herzen: sein ganzes Sinnen und Denken, Reden und Handeln, sein ganzes Leben war ihnen geweiht. Was er in dem Eingange der neunten Predigt über die Bildsäulen (2, 96 f.) den Antiochenern sagt, das ist die lautre Wahrheit. „Ich sprach zu euch neulich, ich spreche heute wieder zu euch. Ja wollte Gott, daß ich beständig bei euch wäre, ja beständig bei euch sein möchte, wo nicht mit der Gegenwart meines Leibes, so doch durch die Kraft meiner Liebe. Denn ich habe kein andres Leben als euch und die Sorge für eure Seligkeit. Ein Landmann bekümmert sich um nichts weiter als um seinen Samen und um seine Fluren, ein Schiffer um nichts weiter als um das Meer und den Hafen, und so sorgt auch ein Prediger nur für seine Zuhörer und für ihr Wachsthum, gleichwie ich jetzt dafür besorgt bin. Daher trage ich euch alle in meinem Geiste überall mit herum und ich denke an euch nicht allein hier, sondern auch zu Hause."

Es war in Chrysostomus ein großer, tiefer Zug nach der Stille und dem Frieden der Einsamkeit: er gab ihm in seiner Jugend nach und ging unter die Mönche, er wäre gar gerne, obgleich er wie ein stolzes Schiff, von dem günstigsten Winde getrieben, bewundert und angestaunt, auf dem weiten Meere der Rede dahinfuhr, zu jenem stillen Hafen wieder heimgekehrt. Allein die Liebe zu dem armen Christenvolke trieb ihn immer wieder hinaus auf die Höhe, um dort

einen gesegneten Zug für seinen Herrn zu thun. Sein Herz sehnte sich nach seinen Hörern, härmte sich um sie, schlug ihnen in innigster Liebe entgegen, that sich ihnen weit mit Freuden auf. Er sagt das wiederholt, um damit um ihr Vertrauen, um ihre Gegenliebe zu werben. „Wie angenehm," beginnt er die sechste Predigt über die Buße (2, 316 f.), „sind uns die Wellen dieses geistlichen Meeres, angenehmer als die Wellen des wirklichen Meeres! Denn diese werden von den ungestümen Winden, jene von der Begierde, das göttliche Wort zu hören, erregt. Jene, wenn sie allzuhoch aufschwellen, setzen den Steuermann in keinen geringen Schrecken, diese aber machen, sobald man sie erblickt, dem Redner großen Muth. Denn jene sind Zeichen eines wüthenden Meeres, diese aber die Anzeichen einer fröhlichen Seele; jene geben, wenn sie sich an den Felsen brechen, einen unangenehmen Schall, diese lassen, durch das Wort der Lehre zerknirscht, eine sanfte, liebliche Stimme hören. So weht auch der Hauch des Zephyrs über die Saaten, diese wallen, von ihm gebeugt und wieder aufgerichtet, auf und nieder und ahmen gleichsam das Wallen des Meeres auf dem Lande nach. Aber der Anblick dieser geistlichen Wellen ist angenehmer als selbst der Anblick dieser wallenden Saaten. Hier erregt und entzündet eure Seelen nicht der Hauch des Zephyrs, sondern die Gnade des heiligen Geistes, und zwar mit dem Feuer, davon Christus redet, wenn er spricht: ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden: was wollte ich lieber, denn es brennete schon! (Luc. 12, 49.) Ich sehe, daß dieses Feuer in euren Seelen entzündet ist und brennt! Weil also die Furcht Christi uns so viele Lampen angezündet hat, wohlan, so wollen wir das Oel der Lehre darein träufeln, damit ihr Licht desto länger leuchte!" Ein ander Mal sagt er im Anfang der dritten Homilie über den Anfang der Apostelgeschichte (3, 71): „Wenn ich die Dürftigkeit meines Gemüthes erwäge, so fürchte ich mich und zittre vor einer so großen Versammlung zu reden. Aber wenn ich auf eure Begierde sehe, die so groß ist, daß sie niemals gesättigt werden kann, wenn ihr auch noch so viel höret, so fasse ich wieder Muth, ich werde dadurch aufgemuntert und mache mich mit großem Eifer bereit, die Bahn des Unterrichts zu betreten. Ihr wäret im Stande, wenn einer einen noch so steinernen Verstand hätte, demselben durch eure Lust und Begierde zum Hören Flügel zu verleihen. Gleichwie die Thiere, die sich in dem Winter in die Höhlen oder unter die Felsen verbergen, wenn sie sehen, daß

der Frühling oder der Sommer kommt, ihre Klüfte verlassen, sich mit den andern Thieren vereinigen und zugleich mit uns fröhlich sind: ebenso verläßt mein Gemüth, welches sich in der Erkenntniß seiner Schwachheit als in eine Höhle verbarg, diese ihre Höhle, da sie das Verlangen eurer Liebe erblickt und jauchzt mit euch das schöne Jauchzen der heiligen Schrift auf dieser geistlichen und göttlichen Aue, in diesem Paradiese der Schrift.“ Es ist keine Redensart, wenn er in seiner Homilie über den Schalksknecht (3, 1) sagt: „Meine Krankheit war mir nicht so schmerzlich als der Schmerz, daß ich an dieser lieben Versammlung nicht Theil nehmen konnte, und nachdem ich von meiner Krankheit befreit bin, ist mir meine Gesundheit nicht so erwünscht, als das Glück, daß ich mich ohne Besorgniß wieder an eurer Liebe ergötzen kann. Das Fieber kann den Kranken nicht so in Hitze bringen, als uns die Trennung von unsren Geliebten quält, und jene können nicht so sehr nach Schalen, Bechern und frischen Brunnen verlangen, als wir das Angesicht unsrer Freunde zu sehen begehren.“ Er that sich bei der Schwachheit seines Leibes vielfach Gewalt an, um vor der Gemeinde reden zu können: so hielt er trotz der Heiserkeit, welche er sich durch die sehr lange fünfte Rede gegen die Juden zugezogen hatte und die noch nicht ganz vergangen war, die sechste Rede gegen dieselben (1, 649).

Unermüdlich war Chrysostomus in dem Predigen: mehr denn ein Mal sprach er an einem Tage zwei Mal — des Morgens und des Nachmittags — zu der Gemeinde: gleich im Anfange der zweiten Homilie de diabolo tentatore (2, 260) sagt er: „Die Rede, welche ich heute früh gehalten habe, hat zwar die Stärke meiner Stimme und die Kräfte meines Fußes fast ganz erschöpft, kaum aber bin ich durch den Anblick unsres Vaters (er meint den Bischof) erquickt worden, so habe ich meine Schwachheit vergessen, meine Müdigkeit ist verschwunden, ich bin vom Vergnügen ganz neu beschwingt worden.“ Sehr häufig redete er ununterbrochen Tag für Tag Wochen lang zu der Gemeinde; die fortlaufenden Homilien über ganze Bücher der heiligen Schrift stammen zum größten Theil aus solchen Wochengottesdiensten; aber auch andre Homilien, wie die de diabolo tentatore (cf. l. c.), und viele von denen über die Bildsäulen hat er in ununterbrochener Reihenfolge gehalten, fünf von ihnen wenigstens nach Hom. 5 zum Schluß (2, 70) hinter einander.

Wir werden nicht erwarten dürfen, daß Chrysostomus alle seine

Vorträge vorher aufgeschrieben habe; das ging bei dem häufigen Predigen nicht an, er extemporirte vielfach ganze Predigten und diese sind nicht die schlechtesten Reden, welche er gehalten hat: vielfach erweiterte er, da er die Lernbegier seiner Zuhörer sah, seinen vorbereiteten Vortrag oder flocht ganz neue Stücke in denselben hinein. Das letztere geschah, wie er selbst gelegentlich erwähnt, z. B. in dem Anfange der Hom. 1, daemones non gubernare mundum, 2, 248 („daher geschah es denn, daß ich, obschon ich mich vorbereitet kürzer zu sprechen, das Maß überschritt"), um dem Verlangen der Zuhörer zu willfahren: das erstere trat öfters ein. So veranlaßte ihn der Anblick so vieler Armen und Bettler auf dem Kirchgange zu Antiochien, eine ergreifende Rede über das Almosen zu halten. „Ich komme heute hierher," so beginnt (3, 248) seine Homilie, „euch eine gerechte und nützliche und euch wohlanstehende Botschaft auszurichten. Niemand anders ist es, als die Armen, die in unsrer Stadt wohnen, die mich zu ihrem Gesandten gewählt haben; sie haben mich nicht durch Worte, nicht durch Stimmzettel, nicht durch einen allgemeinen Beschluß dazu erwählt: der traurige und erbärmliche Anblick derselben macht mich dazu. Denn als ich über den Markt und durch die Gassen in eure Versammlung eilte und mitten auf der Straße Viele, Einige mit verstümmelten Händen, Andre, denen die Augen ausgestochen, Andre, die voller Schwären und unheilbarer Wunden waren, daliegen und diejenigen Theile vornehmlich zeigen sah, welche wegen des herabfließenden Eiters hätten bedeckt werden sollen, so hielt ich dafür, daß ich mich der äußersten Grausamkeit schuldig machen würde, wenn ich nicht mit euch, meine Geliebten, davon redete." Sicher redete Chrysostomus auch aus dem Stegreife post reditum ab exilio (3, 424). „Was soll ich sagen? Was soll ich sprechen?" So sprach er damals tiefergriffen. „Gelobt sei Gott: dieses Wort sprach ich bei meiner Abreise, dieses Wort nehme ich wieder auf jetzt. Ja ich habe es auch während meiner Entfernung nicht zu Boden fallen lassen. Ihr werdet euch erinnern, wie ich euch den frommen Hiob zu Gemüthe führte, welcher sagte: der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit. Diese Worte ließ ich euch zum Pfande, als ich euch verließ; diese Worte wiederhole ich, da ich wieder komme. Der Name des Herrn sei gelobt!" Auch die beiden Homilien auf den gefallenen Eutropius sind Kinder des Augenblicks: wie erhaben, erschütternd ist nicht gleich der Anfang der ersten

(3, 381). „Hat man jemals gerechte Ursache gehabt auszurufen: es ist Alles ganz eitel, es ist Alles ganz eitel (Pred. 1, 2), so sind wir jetzt zu diesem Ausrufe berechtigt. Wo ist nun der Glanz des Consulates? Wo ist nun die Herrlichkeit der höchsten Würden? Wo ist nun die Bewunderung des Volkes? Wo sind die Tänze, die Gastmähler, die öffentlichen Feierlichkeiten? Wo sind nun die Kränze und die Teppiche? Womit hat sich das Aufsehen, womit haben sich die Glückwünsche des Volkes, die Schmeicheleien der Zuschauer, die man bei den öffentlichen Schauspielen verschwendete, womit hat alles dieses geendigt? Alles ist vorbei! Ein einziger Sturm hat diesen stolzen Baum seiner Blätter beraubt. Der Stoß war so gewaltig, daß, nachdem er ihn bis in die Wurzeln erschüttert hatte, er nunmehr denselben ganz aus der Erde herauszureißen droht. Wo sind nun die falschen Freunde? Wo sind die Gelage und die Gastmähler? Wo ist der Haufe der Schmarotzer? Der Wein, der täglich verschwendet wurde? Wo sind die vielen Künste der Köche? Wo sind die kriechenden Sclaven der Macht, welche weiter nichts thun, als daß sie um der Gunst willen Alles zu sagen und zu thun gewohnt sind? Alles ist verschwunden, wie Nacht und Traum vor dem anbrechenden Tage entfliehen."

Was nun die geistlichen Reden des Chrysostomus selbst hinsichtlich ihrer Form, ihrer inneren Gliederung anlangt, so muß man für das Erste zwischen denselben unterscheiden. Wir besitzen von ihm Homilien und homilienartige Reden, welche meist nicht durch die Bezeichnung *ὁμιλία* und *λόγος* von einander geschieden sind. Jene Homilien in dem engeren Sinne des Wortes umfassen die Vorträge, welche ganze Bücher der Schrift Stück für Stück behandeln und die Montfaucon in dem 4. bis 12. Bande seiner vortrefflichen Ausgabe gesammelt hat: diese Vorträge sind meist kunstlose Schriftauslegungen, unsren Bibelstunden einiger Maßen verwandt. An die vorhergegangene Rede wird meist erinnert, um den Zusammenhang darzustellen; dann wird der in Aussicht genommene Schriftabschnitt meist Satz für Satz erläutert, und endlich eine Ermahnung angeschlossen, zu welcher die Auslegung den Weg gewiesen hat: eine Doxologie auf den dreieinigen Gott macht den Schluß. Die anderen Reden des Chrysostomus schließen sich theils enger, theils loser an irgend ein Schriftwort, doch gelegentlich auch nur an eine Schriftlehre an: in ihnen soll nicht der genauere Sinn jener Perikope er-

mittelt und festgestellt werden. Hier beherrscht nicht wie in jenen Homilien der Text die Rede, sondern der Gegenstand, welchen der Redner zu behandeln sich vorgenommen hat, das Thema also, kurz zu reden, beherrscht den Text, der Text wird nur in Rücksicht auf dieses Thema angesehen und verwerthet. Die Reden dieser Gattung finden wir zum größeren Theile in den ersten drei Bänden bei Montfaucon zusammen. Wir bemerken in diesen Predigten, wie ich sie, um ihre Art gleich bestimmter zu charakterisiren, kurzweg bezeichnen möchte, eine größere Kunst der Rede und reichere Gliederung.

Mit einem Eingange beginnt jede Predigt ohne Ausnahme: und ein flüchtiger Blick auf den Anfang etlicher Predigten überzeugt uns, daß Chrysostomus auf die Eingänge seiner Reden sehr großen Fleiß verwandt hat. Sie sind fast ohne Ausnahme spannend, fesselnd, ergreifend — wirkliche Kunstwerke. Ich verweise auf die schon mitgetheilten Anfänge der Rede nach der Rückkehr aus dem Exile und nach dem Falle des Eutropius: sie versetzen uns auf einen Schlag mitten in die Sache hinein. Ich muß hier noch auf andre Eingänge hinweisen, um die reiche Mannichfaltigkeit derselben zur Anerkennung zu bringen. Vielfach geht der Redner von seinen persönlichen Erlebnissen aus, wie in all den Reden, welche er von jener Rede bei seiner Priesterweihe an in entscheidenden Stunden seines wechselvollen Lebens gehalten hat; oder von persönlichen Wahrnehmungen, wie in der Rede über das Almosen; oder von individuellen Gefühlen, wie in der vierten Rede de mutatione nominum (3, 128 f.). „Wenn ich meine Augen auf eure geringe Zahl wende und bei allen Zusammenkünften unsre Herde schwächer werden sehe, so bin ich zugleich niedergeschlagen und fröhlich. Ich freue mich über euch anwesende und kränke mich über jene, welche nicht da sind. Ihr verdient Lobsprüche darüber, daß euch nicht ein Mal die geringe Anzahl saumseliger gemacht hat; jene aber verdienen deßwegen Vorwürfe, daß sie nicht ein Mal durch euren Eifer zu Bereitwilligkeit aufgemuntert worden sind. Darum preise ich euch selig und sage, daß euer Eifer nachgeahmt zu werden verdient, weil euch ihre Nachlässigkeit nichts geschadet hat; jene aber nenne ich unglücklich und beweine sie, weil euer Eifer ihnen nichts geholfen hat.“ Anderer Seits nimmt er seinen Ausgang von Erscheinungen in der Natur und in der Kirche. In dem Anfange der sechsten Rede über Lazarus

(1, 772) wird von einem gewaltigen Erdbeben, welches allgemeinen Schrecken verbreitet hat, ausgegangen. „Habt ihr nun die Macht Gottes, habt ihr die Liebe Gottes gesehen, die Macht, daß er die Welt erschüttert, die Liebe, daß er den schon einstürzenden Weltkreis wieder befestigt hat, oder habt ihr nicht vielmehr in Beidem sowohl seine Macht als auch seine Liebe erkannt? Denn selbst die Erschütterung ist ein Werk seiner Liebe, weil er zwar die Erde erbeben ließ, aber auch wieder befestigte: seine Macht aber zeigte er dadurch, daß er die Welt, die schon mit ihrem Falle drohte, wieder aufrichtete. Doch das Erdbeben ist nunmehr vorbei, der Schrecken aber müsse bleiben, der Sturm hat sich gelegt, aber die Furcht müsse sich nicht legen." Ein ander Mal berücksichtigt er das trübe Wetter, welches grade war. „So traurig die Wolken, die sich an dem Himmel zusammengezogen haben, diesen Tag machen," — so beginnt seine achte Rede über die Genesis (4, 683), — „so sehr erheitert ihn die Ankunft unsres Lehrers wieder. Gleichwie die Sonne von der Höhe des Himmels ihre Strahlen aussendet und die finstern Körper erleuchtet, die auf Erden sind, so werden auch unsre Seelen von den Strahlen seiner väterlichen Liebe zu uns erleuchtet, die von seinem bischöflichen Throne herab auf uns fallen. Weil er dieses selbst weiß, so ist er auch nicht allein erschienen, sondern er hat auch viel andre hellleuchtende Sterne mitgebracht, damit das Licht desto stärker werden möge." Die leere Kirche veranlasst ihn, seine erste Predigt über die Namensveränderung so anzuheben (3, 98): „Ist das auszustehen? Kann man das wohl ertragen? Alle Tage nimmt die Zahl unsrer Zuhörer ab: die Stadt ist volkreich und die Kirche ist leer. Voll ist der Markt, das Theater, die Promenade, das Haus Gottes aber ist verlassen! Doch wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist die Stadt von Menschen leer, die Kirche aber von Menschen voll. Denn nicht diejenigen, so auf dem Markte sind, sondern ihr, die ihr in der Kirche seid, verdient den Namen eines Menschen und nicht jene, die so leichtsinnig sind, sondern ihr, die ihr so viel Eifer bezeigt; nicht jene, die mit einem so unvernünftigen Erstaunen an den irdischen Dingen hangen, sondern ihr, die ihr das Geistliche dem Irdischen vorzieht. Darum ist Einer nicht Mensch, weil er einen menschlichen Leib und eine menschliche Stimme hat; dann ist er ein Mensch, wenn er die Seele und den Sinn eines Menschen hat." Oefters werden die Predigten so eröffnet, daß sie

den Inhalt der letzten Rede kurz wiederholen, so z. B. in der neunten Rede über die Genesis (4, 687).

So schön auch die Eingänge des Chrysostomus sind, so leiden sie doch an einem Fehler, welcher in den frühsten Reden noch viel schärfer hervortritt, als in den spätern; dieß beweist, daß der große Redner den Tadel seiner Hörer nicht ganz unberücksichtigt gelassen hat, obschon es ihm sehr schwer fiel, sich gründlich in diesem Punkte zu bessern. Wie die Freunde ihm im Allgemeinen den nicht ganz unbegründeten Vorwurf machten, daß seine Reden über das erlaubte Längenmaß hinausgingen, so beschwerten sie sich in Sonderheit über seine langen, in das Unendliche sich ausspinnenden Eingänge. Chrysostomus hat es versucht, gegen beide Klagen sich zu rechtfertigen: wie er in der zweiten Rede (3, 107 ff.) über die Veränderung der Namen sich wegen des ersten Klagpunkts zu rechtfertigen sucht, so führt er in der dritten Rede (3, 115 ff.) aus, warum er überhaupt Eingänge liebe, denn merkwürdiger Weise kommt er auf den eigentlichen Punkt, daß die Eingänge zu lang wären, gar nicht zu reden. Er hält Eingänge für nothwendig, weil erstlich die meisten Zuhörer solchen Ständen angehören, welche, mit weltlichen Geschäften beladen, nur ein Mal in der Woche in die Kirche kommen können und daher zur Anhörung des Wortes Gottes erst in die rechte Stimmung versetzt werden müssen. Sodann müssen die trägen Kirchgänger gestraft, die fleißigen aber gelobt werden. Endlich müsse die Materie der letzten Rede, da häufig über einen Gegenstand in mehreren Reden gehandelt werde, recapitulirt werden, damit allen Hörern der Zusammenhang klar sei. Wenn man eine Predigt ohne Eingang vor die Gemeinde bringe, behauptet er, so wäre das ebenso unverständig, als wenn man Einen, der ganz vermummt ist, auf den Schauplatz führen wolle. „Gleichwie ein Leib," sagt er weiterhin (S. 121), „ein Haupt, ein Baum eine Wurzel und ein Fluß eine Quelle haben muß, so muß auch eine Rede einen Eingang haben."

Nach dem Eingange ergießt sich nun der volle Strom der Rede in gemüthlicher, anmuthiger Breite: eine strenge Disposition regelt meist nicht den Lauf, es sind keine Dämme rechts und links aufgeworfen, um die vollen Gewässer in ein enges Bette zu bannen. Ein Ziel hat der Redner vielfach im Auge, was er auch, wie in der ersten Rede über Lazarus (1, 708 — „lasset uns heute unsre Zunge gegen die Trunkenheit bewaffnen und diese schändliche und

liederliche Lebensweise zu Boden schlagen"), in der homilia de resurrectione mortuorum (2, 422) und öfters gleich von vornherein ehrlich ausspricht; eine bestimmte Ueberzeugung möchte er seinen Zuhörern beibringen, zu einem ganz bestimmten Entschlusse sie bewegen, zu einem bestimmten Lobgesange sie begeistern, — ich erinnere an die Reden über das Almosen, über David und Saul, über den Apostel Paulus und so manchen Märtyrer und an jene fortgesetzten Reden über die Dunkelheiten in den Weissagungen, gegen die Juden, gegen die Anomöer über die Unbegreiflichkeit Gottes u. A. Ebenso oft theilt sich aber der Strom der Rede auch in verschiedene Arme, welche nach den verschiedensten Himmelsgegenden hinfließen und sich nicht wieder vereinen. Das ist noch nicht das Schlimmste, daß Chrysostomus an einem Tage und, man staune, an dem heiligen Osterfeste in einer Rede, de resurrectione euphemistisch überschrieben (2, 437), von der Trunkenheit und der Auferstehung handelt: ich greife ohne Weiteres in die Reden an das antiochenische Volk über die Bildsäulen (2, 1—225) hinein und hebe einzelne Ueberschriften hervor. Neunte Rede (S. 96): „Diejenigen werden gelobt, welche von der bösen Gewohnheit zu schwören abgelassen hatten. — Daß Niemand glauben solle, man dürfe, wenn man gegessen habe, nicht in die Kirche kommen, das göttliche Wort anzuhören. — Warum die heilige Schrift so spät gegeben worden sei? — Ueber die Worte: die Himmel erzählen die Ehre Gottes. — Beschreibung der natürlichen Welt. — Zuletzt, daß man nicht schwören solle." Zehnte Predigt (S. 105): „Diejenigen werden gelobt, welche sich in der Kirche eingefunden hatten, ob sie gleich nicht mehr nüchtern waren. — Beschreibung der sinnlichen Welt. — Wider die Heiden, welche die Creatur göttlich verehrten. — Daß man sich vor dem Schwören hüten solle." Um die innere Einheit, das sieht ein jeder aus diesen Angaben, welche ohne Mühe vermehrt werden könnten, ist es in diesen Reden schlecht bestellt. Alles, was der Redner auf seinem Herzen trägt, strömt ohne Rückhalt über seine Lippen und verfügt über den weiteren Verlauf seiner Rede. Selbst wenn der Redner von dem Lande gestoßen ist mit der bestimmten Erklärung, daß er diese Richtung einschlagen und jenes Ziel erreichen wolle, so überläßt er sich sehr bald seinem Genius: der Strom der Rede, der in gerader oder leise geschwungener Linie gefällig und richtig dem bezeichneten Punkte sich entgegenwälzte, hält auf ein Mal an, steht still, um sich,

über das flache Ufer mächtig hinüberschäumend, in ein Gefilde zu ergießen, das eine starke Anziehungskraft ausübte. Solcherlei Aus- und Abschweifungen kommen in den Reden des Chrysostomus sehr häufig vor: ich erinnere an den Eingang der dritten Rede über die Namensveränderung. Der Redner will sich gegen den Vorwurf, daß seine Eingänge zu lange sind, vertheidigen, er will die Nothwendigkeit derselben erweisen und statt dieses in schlagender Kürze ohne Ausbiegungen nach irgend einer Seite hin zu bewerkstelligen, erörtert er in einer unausstehlichen, langen Zwischenrede (3, 115—120), daß kein wahrer Freund, sondern nur ein falscher Freund seinen Freund fortwährend lobe. In die schöne Rede über das Almosen flicht er (3, 250—252) eine lange Untersuchung ein, wer denn jene Heiligen seien, von welchen 1. Cor. 16, 1 die Rede ist. Chrysostomus ist sich dieser seiner Neigung, nebenaus spazieren zu gehen, sehr wohl bewußt. „Dieses Alles euch zu sagen, sind wir gleich im Eingange von unsrem Wege abgewichen," sagt er in einer Predigt über das Wort Jesajas (45, 7), „ich bin der Herr" (6, 149). Er entschuldigt sich aber sofort vor sich selbst: „Weil aber einige von den heute verlesenen Schriftstellen Viele, die ihren Geist nicht gehörig sammeln, oder in der Schrift unerfahren sind, in Verwirrung bringen: wohlan denn, so laßt uns mit dem hitzigsten Eifer dazu schreiten." Gleich darauf bekennt er freimüthig (S. 150 f.): „Wie sehr muß ich mich nicht zwingen? Mit Gewalt muß ich mich diesen Gegenständen entreißen und sie aus meinen Augen entfernen, damit mich nicht Paulus an sich fessle und von der Erklärung der gewählten Worte abziehe. Denn ihr wisst wohl, daß ich, wenn ich einen andern Weg gewählt und schon betreten habe, öfters mitten in meiner Rede auf einen neuen Gegenstand gestoßen bin, der mich aufgehalten und so stark an sich gezogen hat, daß ich, ehe ich wieder von ihm abkommen konnte, meine Rede habe schließen müssen. Damit uns also dieses nicht wieder begegnen möge, so wollen wir der Rede, die dahin ihren Weg zu nehmen strebt, gleichsam Zaum und Gebiß anlegen, sie mit Gewalt bändigen, mitten in ihrem Laufe sie zurückhalten und zu dem prophetischen Ausspruch herumlenken." Gelang es dem Redner hier auch, den Strom seiner Rede zu beherrschen und von Ausschreitungen und unnöthigen Ergüssen fern zu halten, so hat er es nicht immer versucht, an sich zu halten; er ließ sich meist gehen und seine Zuhörer folgten ihm gerne nach. Wir hören

wenigstens nirgends etwas von einer Klage, daß er gar zu lange und oft extravagire. Nicht selten will es uns bedünken, als ob der rechte Curs nicht inne gehalten sei. Chrysostomus liebt es vielfach auf dem Strome der Rede sich in seinem leichten Kahne hin und her zu schaukeln, bald nach rechts und bald nach links, bald einige Schritte vorwärts und dann wieder einige Schritte rückwärts sich zu bewegen. Ich finde ein solches Spiel z. B. in der Rede contra ebriosos (de resurrectione, 2, 437 ff.). Er sagt hier zuerst, daß man ohne Wein trunken sein könne, führt dieses dann weitläufig aus, daß man denken muß, er wolle überhaupt zeigen, daß ein Mensch, der sich seinen Leidenschaften überlasse, einem Trunkenen gleiche. Allein mit einem Male kommt er wieder auf die leibliche Trunkenheit: da entsinnt er sich zu guter Stunde, daß es Ostern ist. Diesen Tag, fährt er nun fort, sollen wir nicht durch leibliche Trunkenheit entweihen. Von der Festfreude kommt er auf die Traurigkeit der Armen und sucht diese aufzurichten. Jetzt schweift er auf die Gleichheit aller Christen aus, wenn sie das heilige Abendmahl genießen. Er kehrt wieder zu dem Osterfeste zurück und spricht von der Auferstehung Jesu Christi u. s. w.

Der Strom der Rede fließt sehr verschieden. Das eine Mal schleicht er langsam dahin, vgl. die endlosen Ermahnungen in den Reden über die Bildsäulen, vom Schwören zu lassen; das andre Mal will er sich fast überstürzen, so in der ersten Rede auf Eutropius (3, 381 ff.); das eine Mal verliert er sich in die Tiefe, das andre Mal bewegt er nur die Wasser oben, wie in den Reden über die Buße, die nicht in den tiefsten Grund hinabführen (2, 279 ff.); das eine Mal ist er von starken Winden erregt und seine Wogen brausen, wie in der Rede vor seiner Verbannung (3, 415 ff.); das andre Mal ist er so sanft und man spürt das stille Wehen des Abendwindes, wie in der Rede von der zukünftigen Seligkeit (3, 337 ff.); das eine Mal tauchen aus dem klaren Spiegel Bilder um Bilder hervor, so daß eines das andre drängt, so in der zweiten Rede über die Bildsäulen (2, 20 ff.); das andre Mal fehlt dieser poetische Schmuck der Rede und Sprüche der heiligen Schrift, weisen dem Strome der lehrhaften Rede den Weg, welchen er einschlagen soll, so in den polemischen Reden.

Der Schluß der Rede erfolgt vielfach ganz unvermittelt: der Gegenstand ist lange noch nicht erschöpft, aber die Zeit, welche in

dem Ganzen des Gottesdienstes für die Verkündigung des Wortes vorgesehen war, ist bis auf den letzten Augenblick abgelaufen. Der Redner muß Schicht machen. Dieser Fall tritt sehr häufig ein. So sagt er in seiner ersten Pfingstpredigt (2, 464): „Ich hätte gerne noch von der Ursache dieses Festes geredet und gezeigt: was Pfingsten sei? Warum der heilige Geist an diesem Tage ausgegossen worden? Warum mit feurigen Zungen? Warum nach 10 Tagen? Allein ich sehe, daß dieser Unterricht allzuviel Zeit erfordern würde; darum will ich, wenn ich zu dem Vorigen noch etwas Weniges hinzugefügt habe, meine Rede beschließen." Der Schluß summirt vielfach die Hauptpunkte der Rede, wie z. B. in der schon angezogenen ersten Pfingstpredigt und in der dritten Predigt über die Worte: ich sahe den Herrn (Jesaj. 6), (6, 145), häufiger aber noch spitzt sich die Rede zu einer eindringenden Ermahnung zu. Die Doxologie auf die heilige Dreieinigkeit schließt jede Rede.

Die Sprache des Chrysostomus ist durchweg edel, klar und deutlich: er verstand es, und Wenige unter den alten Kanzelrednern kommen ihm darin nahe, klassisch und zugleich populär zu reden. Hin und wieder wird seine Rede etwas zu breit und schwülstig. Er versteht es trefflich erhaben, herzerschütternd und wieder sanft und herzbewegend zu sprechen. Wie erhaben ist nicht der Anfang seiner Rede vor seiner Verbannung (3, 415 f.).: „Es sind viele Wellen und es ist eine gewaltige Fluth, aber wir fürchten nicht in die Tiefe versenkt zu werden, denn wir stehen auf dem Felsen. Es tobe das Meer, den Felsen kann es nicht auflösen! Die Wellen mögen sich aufthürmen, das Schiff Jesu vermögen sie nicht zu versenken! Sage mir, was sollen wir fürchten? Den Tod? Christns ist mein Leben, Sterben mein Gewinn! (Phil. 1, 21.) Oder die Verbannung? Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist! (Ps. 24, 1.) Oder den Verlust der irdischen Güter? Wir haben nichts mit in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts mit hinausbringen (1. Tim. 6, 7). Ich verachte die Schrecken dieser Welt und ihre Schätze verlache ich. Ich fürchte die Armuth nicht und verlange keinen Reichthum; ich fürchte den Tod nicht, ich wünsche auch nicht zu leben, wenn es nicht zu eurem Besten ist. Daran gemahne ich euch jetzt und ich ermahne eure Liebe, getrost zu sein, denn Niemand wird uns von euch trennen können. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht

scheiden. Denn wenn es von dem Manne und dem Weibe heißt: darum wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und sie werden ein Fleisch sein, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden, — und wenn du die Ehen nicht aufzulösen vermagst, um wie viel weniger wirst du die Kirche Gottes aufzulösen vermögen! Du machst mich nur noch glänzender und zerstörst deine Kraft, indem du mit mir kämpfst. Denn es wird dir schwer sein, gegen den Stachel zu löcken. Du wirst den Stachel nicht stumpf, wohl aber deine Füße blutig machen, sintemalen auch die Wellen den Felsen nicht zerstören, sondern nur an ihm in Schaum sich auflösen. Nichts, o Mensch, ist stärker als die Kirche! Höre auf mit ihr zu kämpfen, auf daß du nicht deine eigne Kraft zerbrichst! Kündige nicht dem Himmel den Krieg an! Bekriegst du einen Menschen, so siegst du entweder oder du wirst besiegt: bekämpfst du aber die Kirche, so kannst du niemals siegen, denn stärker als Alle ist Gott. Wollen wir dem Herrn trotzen? (1. Cor. 10, 22.) Sind wir denn stärker als er? Ihn, der Alles gebildet und befestigt hat, wollte man zu erschüttern suchen? Wahrlich, du kennst seine Stärke nicht! Er schauet die Erde an, so bebet sie (Ps. 104, 32). Er gebietet und das Erschütterte steht wieder fest! Hat er die erschütterte Stadt wieder befestigt, um wie viel mehr wird er die Kirche fest machen! Selbst stärker als der Himmel ist die Kirche: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht (Luc. 21, 33). Welch ein Wort: du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen (Matth. 16, 18). Glaubst du nicht den Worten, so glaube wenigstens den Thatsachen! Wie viele Tyrannen haben die Kirche zu unterdrücken versucht? Wie viele Tiegel, wie viele Oefen, Zähne wilder Thiere, gewetzte Schwerter! Und doch haben sie nichts ausgerichtet! Wo sind jene Feinde? Der Vergessenheit, der Verschollenheit sind sie anheimgefallen! Wo ist die Kirche? Sie glänzt herrlicher als die Sonne! Es ist vertilgt Alles, was zu Jenen gehörte: es lebt unsterblich fort Alles, was dieser angehört! Als der Christen nur Wenige waren, konnten sie nicht besiegt werden, — wie könnten sie nun unterliegen, da der Erdkreis voll Gottseligkeit ist? Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht! Und mit Recht: denn die Kirche ist Gott lieber als der Himmel, denn er hat nicht die

Natur des Himmels, sondern das Fleisch der Kirche an sich genommen. Der Himmel ist um der Kirche willen und nicht die Kirche um des Himmels willen.“ Und weiterhin (l. c. p. 416): „Ich habe ein Unterpfand von ihm, denn nicht auf eigne Kraft vertraue ich, ich habe eine Verschreibung von ihm! Das ist mein Stab, das meine Sicherheit, das mein Hafen außer dem Bereiche der Wellen. Und wenn die ganze Welt wankt, so halte ich mich an seine Verschreibung. Ich lese seine Schrift: die ist mir Mauer und Schutz. Und welches ist diese? Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! (Matth. 28, 20.) Christus ist bei mir, wen soll ich fürchten? Wenn Wellen, wenn Meere, wenn der Zorn der Herrscher gegen mich wüthen, so ist mir dieß Alles nichtiger als Spinnengewebe! Wenn es nicht eurer Liebe wegen geschehe, so würde ich auch heute mich nicht weigern hinwegzugehen, denn stets sage ich: Herr, dein Wille geschehe, nicht dieß oder das will ich, sondern was du willst! Das ist meine Feste, das ist mein unerschütterlicher Felsen, das ist mein unzerbrechlicher Stab! Wenn Gott will, daß dieß geschehe, so geschehe es. Wenn er will, daß ich hier bleibe, so danke ich ihm! Wo er will, daß ich sei, danke ich ihm!“

Wie erschütternd ist die Beschreibung, welche er von Hiobs Unglück in der Rede über 1. Theſſ. 4, 13 entwirft: sie ist uns am Ende etwas zu stark. „Willst du noch den sechsten Streich hören?“ fragt er hier zum Schluß (1, 769), „Hiob verlor sie alle (seine Kinder) in der Blüthe ihrer Jahre! Ihr wisset, wie groß und wie mannichfaltig der Schmerz ist, den frühzeitige Todesfälle verursachen. Dieser Verlust aber war nicht allein zu frühzeitig, sondern auch gewaltsam, so daß dieses das siebente Unglück war. Er sah sie nicht auf ihren Betten den letzten Odem aushauchen und ihren Geist aufgeben, sondern von einem einstürzenden Hause begraben werden. Erwäge, wie dem gewesen sein muß, der den Haufen dieser Trümmer aufgrub, jetzt einen Stein hinwegräumte und jetzt ein Glied eines seiner Kinder hervorzog, der jetzt eine den Becher noch haltende, jetzt eine nach der Schüssel ausgestreckte Hand sah, jetzt einen ganzen Körper, verunstaltet, mit einem zerschlagenen Gesichte, mit einem zerschmetterten Haupte, mit ausgelöschten Augen, mit verspritztem Gehirne, mit einer so sehr entstellten Gestalt fand, daß der beste Vater wegen der mannichfaltigen Wunden nicht ein Gesicht vor dem andern erkennen konnte. Ihr seid alle bestürzt, die ihr dieses hört

und weinet.“ Es könnte hiernach leicht scheinen, daß Chrysostomus darauf ausgegangen sei, die Gefühle der Wehmuth und des Mitleids bei seinen Hörern zu erwecken und das Haus Gottes unter Wasser zu setzen, was leider gar manche Kanzelredner angestrebt haben. Er gehörte aber nicht zu denen, welche auf diese wohlfeile, leichtfertige Weise den Namen eines großen Redners für sich haben gewinnen wollen, er gab nichts auf solche oberflächliche Rührungen und Gemüthsbewegungen, er hielt nichts von der Sentimentalität. Bemerkte er, daß seine Zuhörer, von seinen ergreifenden Worten zu Thränen gebracht, in Weinen und Klagen ausbrechen wollten, so brach er schnell ab, um ihre Stimmung nicht noch mehr zu erhöhen. Gleich in dem Eingange seiner Rede über 1. Cor. 11, 19 sagt er (3, 240): „Dieser geistliche Schauplatz ist letzthin genug in Bewegung gesetzt worden, als ich in meiner Rede Jerusalem eingeführt hatte, wie sie weinte und ihr eignes Elend beklagte. Schon sah ich eure Augen mit Thränenströmen schwanger: ich sah, daß das Leiden der Juden das Gemüth eines jeden unter euch mit Seufzen und Unruhe erfüllte: sobald ich dieses sah, entzog ich euren Augen diesen traurigen Gegenstand, hörte auf, davon zu reden, und hielt die Klagen, welche aus euren Herzen hervorbrechen wollten, zurück. Denn eine Seele voll Kummer ist unfähig, etwas Gesundes zu sagen und anzuhören.“ Ueber sich selbst und ihre Sünden sah er gern seine Zuhörer weinen. Es gelang ihm oft sie dahin zu bringen: er dankte Gott dann für diese Gnade. „Als ich euch ermahnte, nicht gegen eure Feinde zu beten,“ sagt er in der Homilie non esse desperandum (3, 354 ff.), „und sagte, daß wir damit Gott zum Zorne reizten und wider sein Gesetz handelten, denn er spricht: betet für eure Feinde (Matth. 5, 44), — als ich nun dieß und Anderes sagte, sah ich Viele von euch ihr Angesicht und ihre Brust schlagen, schwer seufzen und die Hände gen Himmel erheben, Gott für solche Gebete um Vergebung bittend. Da dankte ich Gott mit gen Himmel gerichteten Augen, daß so schnell das Wort der Lehre uns Frucht getragen hatte.“

Wie freundlich, zudringlich, beweglich versteht es doch Chrysostomus zu dem Herzen zu sprechen! Man lese die schon mehrfach angezogene herrliche Rede über das Almosen (3, 248 ff.) von Anfang bis zu Ende, oder begnüge sich mit folgender Nutzanwendung aus der fünfzehnten Homilie zu dem Römerbriefe, welche dasselbe Ziel

verfolgt. „Gott hat uns seinen Sohn gegeben," sagt er hier (9, 601), „und du willst für den, der sich selbst für dich dahingegeben, ja für dich sich geopfert hat, nicht ein Mal ein Stück Brod geben? Ob er wohl Gottes einiger Sohn ist, hat er doch seiner nicht verschonet um deinetwegen, und du verachtest ihn nun und läßt ihn Hungers sterben, und von dem Seinen sollst du doch die Kosten nehmen und es für dich verwenden! Was ist wohl schlechter als diese Ungerechtigkeit? Für dich ist er dahingegeben worden, für dich wurde er geopfert, für dich zog er hungernd umher, von dem Seinen gibst du, was du gibst, daß du davon selbst den Nutzen hast, und doch gibst du nicht ein Mal! Sind sie nicht gefühlloser als Steine, die, obgleich solche Beweggründe sie bestimmen, in der diabolischen Unmenschlichkeit beharren! Ja er begnügte sich nicht ein Mal mit dem Tode und dem Kreuze, sondern er hat noch überdieß arm, ein Fremdling, und ohne Hütte, nackt, im Gefängniß und krank sein wollen, um dich durch diese äußersten Mittel zu rühren. Wenn du auch mir, spricht er, der ich für dich gelitten habe, nicht vergelten willst, so lasse dich wenigstens durch meine jetzige Armuth bewegen! Willst du dich aber meiner Armuth nicht erbarmen, so sei doch nicht gegen meine Schmerzen gleichgültig! Mein Gefängniß müsse dir das Herz brechen! Wenn dich auch dieses nicht menschenfreundlich macht, gewähre es doch, da ich so Weniges erbitte. Denn ich verlange gar nichts Großes, sondern nur einen Bissen Brod, einen geringen Winkel eures Hauses, ein Wort des Trostes. Fährst du noch immer fort unbarmherzig zu sein, so werde doch wegen des Himmelreiches besser und wegen der Belohnungen, die ich verheißen habe. Macht aber das Alles immer noch keinen Eindruck auf dich, so breche dir das Herz, weil da Fleisch ist von deinem Fleische und Bein von deinem Beine, und gedenke, wenn du einen Nackten siehst, doch meiner Blöße am Kreuze deinetwegen! Und wenn du jener nicht gedenken willst, so doch dieser, welche ich der Armen wegen erdulde. Damals war ich gebunden für dich und jetzt bin ich noch gebunden für dich, damit du, entweder durch jene oder durch diese Bande getrieben, mir ein klein wenig Barmherzigkeit erweisen mögest! Ich bin hungrig gewesen für dich und wieder bin ich hungrig für dich: ich habe Durst gelitten am Kreuze und ich leide jetzt noch Durst um der Armen willen, damit ich dich entweder auf diese oder auf jene Weise zu mir ziehe und dich zu deinem Heile menschenfreundlich mache.

Daher bitte ich dich, der du mir tausend und abertausend Wohlthaten verdankst, um Vergeltung, nicht fordere ich es von dir als von einem Schuldner, sondern ich will den Schenkenden krönen und das Himmelreich schenken für diese Kleinigkeiten. Ich spreche auch nicht zu euch: befreit mich ganz und gar von meiner Armuth; gebet mir euren Reichthum, obgleich ich deinetwegen arm gewesen bin! Ich fordere nur ein bischen Brod, ein Kleid, eine kleine Linderung des Hungers. Ich will nicht haben, daß ihr, wenn ich im Gefängniß bin, meine Bande lösen und mich herausführen sollt: nein, ich fordere eins nur, daß du den siehst, der deinethalben gebunden ist, ich habe dann hinlänglichen Dank empfangen, und dafür allein schon schenke ich dir den Himmel, obgleich ich die schwersten Ketten aufgelöst habe. Aber mir genügt schon völlig, wenn du mich, den Gebundenen, sehen willst. Ich kann auch wohl ohne dieß dir die Krone geben: ich will aber lieber dein Schuldner sein, damit die Krone dir noch Zuversicht eintrage. Deßhalb gehe ich, ob ich mich auch selber ernähren kann, wie ein Bettler von Haus zu Haus und strecke, an deine Thüre anklopfend, meine Hand aus. Ich will gerne von dir ernährt sein, denn ich liebe dich sehr, daher verlange ich nach deinem Tische, denn so pflegen die besten Freunde zu thun. Das rühme ich, und wenn die ganze Welt zuschaut, preise ich dich dann, und wenn sie Alle es hören, zeige ich meinen Ernährer. Wir schämen uns zwar, wenn uns jemand ernährt, und verheimlichen es. Er aber, weil er uns sehr liebt, verkündet, wenn wir auch schweigen, dann das, was wir gethan haben, mit vielen Lobsprüchen und scheut sich nicht zu sagen, daß wir ihn, da er nackt war, gekleidet, und da er hungrig war, gespeist haben."

Und dabei ist diese bald so erhabene, bald so sanfte Rede immer bewegt, lebendig, concret, anschaulich, voll von glänzenden Lichtern und duftenden Blumen. Lehren, unterrichten, zurechtweisen will Chrysostomus in den allermeisten Vorträgen, aber seine Rede wird nie trocken, nie doktrinär. Er belebt sie durch eine Menge von eingestreuten Fragen, von direkt an die Hörer gerichteten Apostrophen: er individualisirt, führt auf die Straßen, auf den Markt, wie in jener Rede von dem Almosen, führt in die Häuser, in die Werkstätten und tauscht mit den Leuten dort Rede und Gegenrede, wie in der dritten Rede über Lazarus in dem Eingang (1, 738 f.), durch welchen er die Bibel in die Häuser schaffen wollte. Er läßt sich

tief auf die concreten Verhältnisse ein; so sagt er in dem Schlußtheile (4, 738) der vierten Rede von der Hanna, wie jedermann, das Weib am Spinnrocken, der Mann vor Gericht, der Knecht auf dem Markte, zu aller Zeit und an jedem Orte beten kann; er erörtert eingehend schwierige Fragen des praktischen Lebens: ich verweise hier auf die Rede über die Wittwen (3, 311), wo er die Frage einer zweiten Verheirathung bespricht, und auf die Rede, welche von den Eigenschaften der Person handelt, die man zur Ehe nehmen will (3, 211). Meisterhaft versteht er es, die Situation einer biblischen Geschichte auszumalen: ganz ausgezeichnet weiß er die biblischen Gestalten auf's Neue mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Sie stehen auf sein Wort von den Todten auf und treten in handgreiflichster Wirklichkeit als feste Gestalten, lebendige Wesen vor uns. Das Beste hat nach meinem Ermessen Chrysostomus hier in der Darstellung des reichen Mannes und des armen Lazarus in der fünften Rede über sie geleistet. Anschaulich ist Alles, was er sagt, selbst seine Auslegungen einer Schriftstelle weiß er in einer solchen Gestalt zu bieten, daß auch ein Schwacher sie verstehen kann. Wie tief ist doch des Apostels Wort (Röm. 13, 8): Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebt: wie klar und faßlich ist nicht unsres Redners Erklärung dazu in Homilie über Röm. 8, 28! „Weil wir durch Gottes Gnade," sagt er hier in dem Eingange (3, 150), „wieder mit euch vereinigt sind, so wollen wir euch die Schuld der Liebe bezahlen, wenn sie anders jemals abgetragen werden kann. Denn diese Schuld allein weiß von keinem Ende, sondern je mehr davon abgetragen wird, desto mehr wird sie vergrößert, und wie wir, was irdische Schätze betrifft, diejenigen loben, welche nichts schuldig sind, so loben wir hingegen im Geistlichen diejenigen, welche alle Zeit viel schuldig bleiben. Deßwegen schreibt der Lehrer des Erdkreises, Paulus: seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebt. Er will nämlich, daß wir diese Schuld beständig abtragen und doch auch immer schuldig bleiben und sie niemals völlig abgetragen haben sollen, bis wir aus diesem Leben in ein anderes gegangen sind. So lästig und beschwerlich es also ist, Summen Geldes schuldig zu sein, so viel Vorwürfe verdient es nicht, immer mit dieser Schuld Andern verhaftet zu sein." Wiederholt legt Chrysostomus diesen tiefsinnigen Spruch aus, so auch in seiner Homilie über den Schalksknecht. Er sagt hier (3, 2): „Die Natur

der Liebe weiß nichts von Sattheit, sondern immer, der Geliebten genießend, erhebt sie sich zu höherer Flamme. Paulus, der Zögling der Liebe, wußte das und sagt: seid niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebt. Denn allein diese Schuld wird immer gemacht und niemals abgezahlt. Hier beständig schuldig zu sein, ist schön und lobenswerth. In Geldsachen loben wir, die nichts schuldig sind, in der Liebe billigen und bewundern wir die, welche fortwährend Schuldner sind, und was dort ein Kennzeichen der Böswilligkeit, ist hier ein Kennzeichen der Gutwilligkeit, daß nämlich die Schuld der Liebe nie abgetragen wird."

Der Bilderreichthum des Chrysostomus ist geradezu erstaunlich: aus allen Reichen der Natur strömen sie ihm nur so, ohne alles Zuthun zu. Steine und Blumen, Bäume und Wälder, Wiesen und Aecker, Flüsse und Meere, der Zephyr und der Sturm, Sommer und Winter, Sonne und Mond, Tag und Nacht, die Thiere des Hauses und des Feldes, das Handwerk wie der Handel, Kunst und Wissenschaft, der Kriegsdienst wie das Hofleben — Alles, Alles bestrebt sich, ihm einen großartigen Bilderreichthum zuzuführen. Er liebt es, sie in's Einzelne hinein auszumalen: er bleibt ein Kleinmaler auch bei dem großartigsten Gemälde, welches seine kunstgeübte Hand mit so entschiedener Vorliebe ausführt. Ein Beispiel genüge: in der sechsten Rede über Lazarus schildert er das menschliche Leben der Gestalt als eine Schaubühne (1, 780 f.). „Der Reiche starb und ward begraben; Lazarus schied auch davon, denn ich mag nicht sagen, daß er gestorben ist. Denn des Reichen Tod war in der That ein Tod und ein Begräbniß: der Tod des Armen war hingegen nur eine Reise, eine Versetzung in glücklichere Verhältnisse, ein Lauf von den Schranken zu dem Kleinode des Kampfes, aus dem Meere in den Hafen, aus der Schlacht zum Siege, aus der Arbeit zur Krone. Nunmehr sind sie beide dahin, wo nichts als Wahrheit ist. Die Schaubühne ist geschlossen, die Larven sind abgelegt. Denn es ging hier gleich wie auf einer Schaubühne, wo mitten am Mittage viele Vorhänge vorgezogen werden, wo viele von den Spielern hervortreten, vermummt und mit Larven vor dem Gesicht, und etwa eine alte Fabel oder Geschichte vorstellen. Einer ist ein Philosoph, der kein Philosoph ist, einer ein König und ist kein König, sondern hat nur seiner Rolle wegen eine königliche Kleidung; einer ist ein Arzt, der kaum mit dem Holze umzugehen weiß,

aber er trägt die Kleider eines Arztes; dieser hat die Rolle eines Knechtes und ist ein Freier, dieser die Rolle eines Lehrers und kann kaum lesen. Alle Spieler scheinen nichts von dem zu sein, was sie sind, sondern scheinen das zu sein, was sie nicht sind. Denn dieser scheint ein Arzt zu sein und ist es nicht, dieser ein Philosoph und trägt unter der Larve seine Haare, der ein Kriegsmann und hat nur die Larve desselben. Obgleich die Larve betrügt, so hält man sie doch nicht für das, was sie vorstellt, sondern die Larve scheint die Sache selbst zu sein. So lange die Zuschauer dasitzen und sich vergnügen, so lange bleiben die Larven da: wenn der Abend heranbricht und das Schauspiel aufhört und die Zuschauer weggehen, so werden die Larven abgenommen. Wer auf der Schaubühne ein König war, ist außer der Schaubühne ein Schmied. Die Larven sind weggenommen, der Betrug ist vorbei, und nun zeigt sich die Wahrheit: wer auf der Schaubühne ein Freier war, ist außer ihr ein Knecht. Denn, wie ich schon gesagt habe, drinnen ist Betrug und draußen ist Wahrheit: der Abend ist gekommen und die Schaubühne ist aus einander gegangen und die Wahrheit erschienen. So geht es auch in diesem Leben und an dem Ende desselben. Das Gegenwärtige ist die Schaubühne; was vorgeht, ist das Schauspiel, Reichthum und Armuth, Fürst und Unterthan und dergleichen mehr. Aber wenn dieser Tag vorbei ist und jener schreckliche Abend kommt, oder vielmehr jene Nacht, eine Nacht für die Sünder und ein Tag für die Gerechten, wenn die Schaubühne aus einander sein wird, so sollen ein jeder und seine Werke gerichtet werden, nicht jeder und sein Reichthum, nicht jeder und seine Gewalt, nicht jeder und seine Würde, sondern jeder und seine Werke, der Fürst und der König, das Weib und der Mann; da wird der Richter ein gutes Leben und gute Werke von uns verlangen, nicht die Hoheit der Würden, nicht die Niedrigkeit der Armuth, nicht die Tyrannei der Verachtung, womit man Anderen begegnete. Zeige nur Werke, wird er sagen, wenn du gleich ein Knecht bist; bist du ein Freier, so zeige mir bessere Werke, bist du ein Weib, männlichere als ein Mann. Wenn die Larven weggenommen sind, da erscheint der Reiche und der Arme. Und gleich wie hier nach geschlossener Schaubühne einer von uns, der auf einem erhabenen Orte saß, wenn er in dem, den er drinnen als einen Philosophen erblickte, außer der Schaubühne einen Schmied erkennt, alsdann ausruft: so, war dieser nicht drinnen ein

Philosoph? Jetzt sehe ich ja außer der Schaubühne einen Schmied! War dieser drinnen nicht ein König? Und ich sehe jetzt einen schlechten Menschen. War dieser drinnen nicht ein Reicher? Und ich sehe jetzt einen Armen. So wird es auch am Ende des Lebens sein."

Neben diesen so sehr hervorstechenden Lichtseiten findet sich natürlich auch mancher Schatten in dem Bilde dieses großen Redners der alten Kirche. Ich habe einige formelle Mängel seiner Predigten schon gelegentlich berührt, wie z. B. die so bedeutende Länge vieler Reden, welche über das Maß dessen, was einer Gemeinde zugemuthet werden kann, weit hinausgehen; die so beliebte Erweiterung des Eingangs, so daß dieser Theil der Rede, welcher doch nur der Kopf sein sollte, mit dem übrigen Theile der Rede, dem Rumpfe, in keinem richtigen Verhältnisse mehr sich befindet; die zahlreichen Abschweifungen, in welchen er den Faden der begonnenen Rede fallen läßt und aus welchen er sich nicht selten zu dem Gegenstande derselben kaum wieder zurückfindet. Wir halten diese Mängel für verzeihlich, für um so verzeihlicher, da seine Zuhörer ihm meist gerne in diese Weiten und Breiten hinein folgten: ihre Begierde, ihn zu hören, die so groß war, daß sie sich an ihm nicht satt hören konnte, veranlaßte ihn wohl meistentheils zu diesem Sichgehenlassen, zu diesem gemüthlichen, behaglichen Lustwandeln. Wir finden wiederholt in den Reden Aeußerungen, daß die Begierde nach seinem Worte dem Redner Gewalt anthut, daß er noch nicht schweigen kann, daß er noch etwas sagen muß. Er selbst sagt in dem Anfange der Predigt über Eleasar und seine sieben Brüder (12, 395): „Was ich schon oft gesagt habe, das will ich jetzt sagen. Ich kann weder eure ungestüme Liebe, noch den Zwang von dieser aushalten. Ich schicke mich also zu einem gewöhnlichen Lauf an. Es ist etwas schweres zu reden: es wird mir aber dennoch sehr leicht, nicht als ob ich Vermögen und Geschicklichkeit dazu genug besäße, sondern weil der Eifer und die Gewogenheit der Zuhörer gegen mich so groß ist. Ungeachtet sich neulich unsere Rede in eine solche Tiefe wagte, so versank sie doch nicht, ungeachtet sie ein so weites Meer durchsegelte, so litt sie doch keinen Schiffbruch. Die Ursache davon ist diese, daß hier nirgends Klippen, verborgene Sandbänke und Felsen sind. Ueberall ist das Meer so ruhig, wie ein Hafen: euer Eifer, mich zu hören, ist gleich einem sanften Weste, der in meine Segel bläst, und so landeten wir denn in einem sichern Hafen. Kaum war

meine Rede über meine Lippen, als ihr sie begierig aufnahmt, ungeachtet sie so schwer waren. Denn so waren die Lehren beschaffen, welche wir neulich vortrugen." Wie die jungen Vögel ihre Schnäbel sehnsüchtig aufsperren, daß die Alten sie atzen, so machten es die Hörer des Chrysostomus, er konnte nie oft genug kommen, nie zu viel bringen. In dem Eingange zu der Homilie über 2. Tim. 3, 1 (6, 278 ff.) gebraucht Chrysostomus selbst diesen Vergleich. „Ihr seid Ursache," sagt er hier, „daß ich eine so große Zuversicht habe, indem ihr durch eure Begierde, das Wort Gottes zu hören, dem sinkenden Muthe aufhelft und so aufmerksam seid, daß ihr gleichsam an unsrem Munde hängt. So öffnen junge Vögel, wenn sie ihre Mutter dem Neste zufliegen sehen, ihr aus dem Neste schon den Mund entgegen und fangen auf diese Art ihre Speise auf. Mit einer unglaublichen Begierde seht ihr auf euren Prediger und empfangt die Lehre des Heils aus meinem Munde und eure Seele hat sie schon an sich gerissen, ehe sie noch ganz über meine Lippen gekommen ist."

Allein, wenn wir dieses Lob, welches der Redner seinen Zuhörern spendet, auch als ein berechtigtes gelten lassen, so scheint er uns doch sonst in seinem Loben mehrfach das Maß zu übersteigen. Er ist sonst kein Lobredner, wie Gregorius von Nazianz noch ein solcher war, selbst seine Reden auf die Heiligen sind keine übertreibenden, mit Lobeserhebungen und Preisen sich überbietenden Prunkreden, allein bisweilen zahlt er doch auch hier dem Geschmacke seiner Zeit und der Schwachheit unsres Fleisches seinen Zoll. Es ist doch sicher mehr Lob, als er vor dem Angesichte des wahrhaftigen Gottes verantworten kann, welches er seinen lieben Zuhörern mit vollem Munde ertheilt. Kann ein Diener am Wort, wenn er auch die beste Gemeinde um sich versammelt hat, so reden, wie er es z. B. in seiner ersten Rede nach seiner Wiederkunft aus der Verbannung (3, 425) gethan hat? „Heute sind die Spiele auf dem Circus und Niemand ist zugegen. Alle Einwohner haben sich gleich einem Strome in die Kirche versammelt. Eure Versammlung gleicht einem vollen Flusse: eure Stimmen sind Ströme, die in den Himmel fließen." — Und einige Sätze weiter: „Was soll ich sagen, was soll ich säen? Ich habe keinen wüsten Boden! Wo soll ich arbeiten? Ich habe keinen leeren Weinberg! Wo soll ich bauen? Der Tempel ist ganz zu Stande gebracht. Meine Netze reißen von

der großen Menge der Fische. Was soll ich thun? Ich habe keine Zeit zur Arbeit. Ich ermahne euch, nicht als ob ihr der Lehre bedürftig wäret: ich ermahne euch, um meine wahrhaftige Liebe gegen euch an den Tag zu legen. Ueberall blühen die Aehren. So groß ist die Menge der Schafe und nirgends ist ein Wolf! So groß ist die Menge der Aehren und nirgends sind Dornen! So groß ist die Menge der Reben und nirgends sind Füchse. Die Raubthiere sind untergegangen; die Wölfe sind geflohen! Wer hat sie verjagt? Nicht ich, der Hirte, die Schafe haben sie vertrieben! O welch' eine vortreffliche Herde." In der Rede über die Worte Galat. 2, 11 (3, 362 f.) sagt er: „Darum treten wir auch heute mit Freuden vor euch auf. Denn wer hier seinen Samen ausstreut, der wirft ihn nicht neben den Weg, nicht unter die Dornen, nicht auf den Felsen: so fett und fruchtbar ist euer Acker, denn aller Same, der von euren Herzen aufgenommen wird, vervielfältigt sich." Mir will das viele Loben des Bischofs, welchen Chrysostomus meist Vater nennt, nicht gefallen: er versäumt keine Gelegenheit, ihm, mag er anwesend oder abwesend sein, seine Huldigungen darzubringen. Ich halte diese Lobeserhebungen nicht für niedrige Schmeichelreden, für gemachte Complimente; die Worte kommen ihm von Herzen, er liebt seinen Bischof in Antiochien, wie ein Kind seinen ehrwürdigen Vater liebt. Aber mir kann es nicht gefallen, wenn er in der Rede bei seiner Priesterweihe eine kühne Volte schlägt, um sich in das Lob seines geistlichen Vaters ergießen zu können. Der Sünder, hat er kurz ausgeführt, darf vor Gott nicht reden, darf Gottes Lob nicht mit seinen unreinen Lippen verkündigen, aber er darf von seinen Mitknechten reden und rühmen und so an ihnen Gott preisen. „Wen soll ich also (1, 439 f.), wen soll ich unter unsren Mitknechten loben? Wen andres als den Lehrer unsres Vaterlandes, der dadurch, daß er ein Lehrer unsrer Stadt ist, auch ein Lehrer der ganzen Welt wird. Denn gleich wie er euch lehrt, bis zum Tode an der Wahrheit festzuhalten, so lehrt ihr Andre, eher den Geist aufzugeben, als die Gottseligkeit zu verlassen. Verlangt ihr aber, daß ich ihm jetzt noch mehr Kränze des Lobes winden soll? Ich wollte es thun: aber ich sehe ein weites Meer löblicher Thaten vor mir und ich befürchte, daß meine Rede, wenn sie sich auf den Grund wagt, zu schwach sein werde, wieder emporzukommen. Denn ich müßte alle seine löblichen Thaten, seine Reisen,

sein Wachen, seine Sorgen, seine Kenntnisse, seine Kämpfe, seine Siege auf Siege und seine Triumphe auf Triumphe, die er davon getragen hat, erzählen: das aber würde nicht allein meiner, sondern aller menschlichen Zunge zu schwer sein: dazu gehört eine begeisterte und apostolische Zunge, die alles sagen und lehren kann." Gern striche ich den Anfang der Predigt aus Chrysostomus Werken, welche er gehalten hat, als die Kaiserin mitten in der Nacht in die große Kirche gekommen war und die Reliquien der Märtyrer von da über den ganzen Markt nach Drypia hatte bringen lassen, obschon diese Märtyrerkirche von der Stadt neun Meilen abgelegen war, in Gegenwart der Kaiserin, der ganzen Stadt und aller Vornehmen. „Was soll ich sagen? Wovon soll ich reden?" so fängt der Redner wie in heiliger Ekstase an (12, 330). „Ich jauchze und bin von einer heiligen Wuth befallen, die besser als Weisheit ist. Ich fliege, ich hüpfe, ich bin über Alles erhoben: ich bin von dieser geistlichen Freude ganz berauscht! Was soll ich sagen? Wovon soll ich reden? Von der Tugend der Märtyrer, oder von dem Eifer der Liebe, oder von dem Eifer der Kaiserin? Von der Versammlung der Vornehmen? Von der Schande des Satans, von der Niederlage der höllischen Geister? Von dem Adel der Kirche, von der Kraft des Kreuzes, von den Wundern des Gekreuzigten? Von der Ehre des Vaters? Von der Gnade des Geistes? Von der Lust des ganzes Volks? Von dem Jauchzen der ganzen Stadt? Von den Versammlungen der Mönche, von den Chören der Jungfrauen, von dem Stande der Priester? Von der Standhaftigkeit derer, die zur Welt gehören, der Knechte, der Freien, der Obrigkeiten, der Unterthanen, der Armen, der Reichen, der Fremden und der Bürger? Man kann mit Recht von ihnen allen sagen: wer kann die großen Thaten des Herrn ausreden und alle seine löblichen Werke preisen? Ps. 106, 2. Frauen, welche sich sonst in ihren Gemächern innehalten, so zarte Personen, verlassen ihre Häuser und gehen, was den heiligen Eifer anlangt, einen Wettstreit mit den stärksten Männern ein und legen einen so weiten Weg zu Fuß zurück, die nicht bloß, die noch jung sind, sondern auch die, die schon hoch in die Jahre gekommen sind. Weder die Schwachheit der Natur, noch die zärtliche Lebensweise, noch der Pomp dieser Feierlichkeit konnte sie davon abhalten. Die Vornehmen verlassen ihre Wagen und Trabanten und mischen sich unter das gewöhnliche Volk. Und

was rede ich von Frauen und von Vornehmen, da diejenige selbst, welche den Purpur und die Krone trägt, den ganzen Weg hindurch nicht von den Reliquien hat weichen wollen. Sie folgte den Heiligen gleich einer Magd nach, sie rührte die Kapsel und die drüber gedeckte Hülle an und ließ sich mitten in der Versammlung sehen, sie, die nicht ein Mal allen Eunuchen des kaiserlichen Palastes zu Gesicht kommt. So sehr war sie über allen menschlichen Stolz erhaben. Allein die mächtige Liebe zu den Märtyrern, diese so gewaltige Flamme, machte, daß sie alle irdische Pracht, alles Blendwerk der Welt vergaß und ihren Eifer gegen die Märtyrer deutlich blicken ließ." In dieser überspannten Tonart geht es noch weiter: doch habe ich an diesen elenden Lobhudeleien schon völlig genug.

Von Uebertreibungen ist Chrysostomus nicht freizusprechen, wie er im Loben von Menschen übertreibt, so übertreibt er auch das Lob einzelner Tugenden und umgekehrt die Abscheulichkeit einzelner Laster. Wenn Reinharden bekanntlich dasselbe mehr wie ein Mal widerfahren ist, einem so ruhigen, jedes Wort, welches er sprach, bei dem Niederschreiben seiner Predigten so genau abwiegenden Manne, so kann uns das bei einem Redner nicht wundern, welcher so oft der Erregung und Bewegung des Augenblicks Ausdruck geben mußte. Wie in den Reden über die Bildsäulen das Schwören als die Kapitalsünde, als die fruchtbare und furchtbare Mutter aller anderen Untugenden dargestellt wird, so wird die Trunkenheit in der schon mehrfach angezogenen Rede de resurrectione als die schwerste Sünde, und in andern Reden wieder ein andres Laster als der höllische Pfuhl gekennzeichnet, dem alle bösen Geister entsteigen. Ganz ähnlich liegt es auch auf der andern Seite, wenn zu einer christlichen Vollkommenheit ermuntert werden soll. Da ist bald die Demuth die Wurzel alles Guten, wie in der Rede über die Bitte der Zebedäiden (contra Anomoeos VIII. 1, 502 ff.) und Hom. 30 in acta ap. (9, 237), wo es heißt: „nichts ist der Demuth gleich: sie ist die Mutter, die Wurzel, die Amme, der Grund und das Band alles Guten," bald aber löst die Sanftmuth sie ab, wie in den Homilien über Saul und David, bald ist das Almosen das Meer, in welches alle Ströme der christlichen Tugenden sich ergießen und aus dem sie sich wieder nähren, wie in der Rede über das Almosen. Auch derartige Uebertreibungen wie in der ersten Säulenrede kommen vor, in welcher die Antiochener von dem feurigen, in die Hitze hin-

eingekommenen Redner aufgefordert werden, die Gotteslästerer in ihrer Mitte handgreiflich zu züchtigen. „Weil ich von der Gotteslästerung geredet habe,“ sagt er hier zum Ausgang seiner Rede (2, 18), „so will ich euch allesammt um eine Belohnung für meine Rede und Predigt bitten, daß ihr mir nämlich die Gotteslästerer in der Stadt züchtiget. Wenn du jemanden auf der Straße oder mitten auf dem Markte Gott lästern hörst, so gehe hinzu und schilt ihn. Und wenn du auch Schläge hinzufügen müßtest, so weigere dich dessen nicht; schlage ihm in's Gesicht, zerschmettere ihm den Mund, heilige deine Hand durch diese Schläge, und wenn Einige dich verklagen, wenn sie dich vor Gericht fordern, so folge, und wenn der Richter verlangt, daß du vor dem Gerichte Rechenschaft und Strafe geben sollst, so sage mit aller Freimüthigkeit, daß er den König der Engel gelästert habe.“

Die Lehre, welche Chrysostomus in seinen heiligen Reden vorträgt, verdient die Bezeichnung: gesund und biblisch. Nur einige wenige Stellen geben zu berechtigten Ausstellungen Anlaß. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß ihm die Hauptpunkte der Christenlehre in ihrem tieferen Grunde sich erschlossen hätten: man kann das nicht sagen. Hier bleibt der berühmteste Prediger des Morgenlandes weit, sehr weit hinter dem größten Redner des christlichen Abendlandes, dem Augustinus, zurück. Vortrefflich versteht es Chrysostomus, die Sünde in ihrer Verbreitung über das ganze menschliche Geschlecht, wie in ihren einzelnen Erscheinungsformen darzustellen: aber über diesem Blick nach Außen ist ihm der Blick nach Innen, über diesem Blick nach der Weite und Breite, der Blick nach der Tiefe und dem Grunde abhanden gekommen. Er ist offenbar nicht mit seinem Denken und Reden bis zu dem innersten Wesen der Sünde gekommen, über diesem Geheimniß liegt für ihn ein Schleier. Es ist die ganz nothwendige Folge hiervon, daß er von dem Verderben der menschlichen Natur ganz anders redet als Augustinus: dieselbe ist ihm von der Sünde nur angefressen, nur angekränkelt, nicht durchdrungen, nicht zu allem Guten unfähig. Von der Freiheit des menschlichen Willens redet unser Kirchenvater gern und hohe Dinge: bei der Stelle — ich lasse hier Neander in seiner Kirchengeschichte reden — Röm. 5, 19 erklärt Chrysostomus: „Dies sei nicht so zu verstehen, als ob durch die Sünde des Einen Alle Sünder geworden seien, sondern daß der Zustand der mensch-

lichen Natur, welcher für den ersten Menschen Strafe gewesen, dadurch auf alle seine Nachkommen übergegangen sei. Aber diese Veränderung gereicht dem Menschen, wenn er es an seinem Willen nicht fehlen läßt, nur zum Besten. Er erhält dadurch viele Aufforderungen, das Vergängliche zu verachten, nach dem Himmlischen zu streben, viele Gelegenheit zur Entwicklung und Uebung der Tugenden. Die Beispiele der alten Glaubenshelden beweisen dies." Und so spricht Chrysostomus dabei seinen Lieblingssatz aus: „Wenn wir nur wollen, wird uns nicht allein der Tod, sondern auch der Teufel selbst nicht schaden können." (Hom. 10 in ep. ad Rom., § 3, 9, 523.) Wer von der Sünde kein tiefes Verständniß hat, dem erscheint auch der Heilsweg nun und nimmermehr im rechten Lichte. Er geräth leicht in Gefahr, wenn er überhaupt noch glaubt, fremder Hülfe zu bedürfen, diese Hülfe nicht bei dem höchsten Gotte, sondern bei untergeordneten Wesen zu suchen, wie er anderer Seits auch leicht auf den Gedanken verfällt, daß er mit dem Reste des Guten, welches in ihm ist, sich die Gnade Gottes verdienen könne, und er also nicht durch den Glauben an die Gnade Gottes, sondern durch das Werk seiner Hände gerecht werde. Chrysostomus hat zu wiederholten Malen sehr energisch ausgesprochen, daß man sich mit all seinen Anliegen allein an Gott, den Vater unsres Herrn Jesu Christi, zu wenden habe. Er sagt sehr schön in der 4. Homilie (2, 306 f.) über die Buße: „Wenn dir ein unvermuthetes Unglück zustößt und dir Kummer verursacht, so nimm deine Zuflucht nicht zu Menschen, verlaß dich auf keine sterbliche Hülfe, sondern laufe bei Allen vorüber und nimm deine Zuflucht zum Arzt deiner Seele. Denn er kann allein das Herz heilen, er, welcher Aller Herzen lenkt und auf alle ihre Wege merkt (Ps. 33, 15), er weiß den Weg zu unsrem Gewissen, er kann unser Herz rühren und unsre Seele trösten, und wenn er unsre Herzen nicht ermuntert, so ist Alles, was von Menschen kommt, überflüssig und vergeblich, so wie uns andrer Seits tausend verdrießliche und unangenehme Zufälle im Geringsten nichts schaden können, wenn uns Gott tröstet und aufrichtet. Hat er unsren Muth befestigt, so wird denselben nichts erschüttern können. Da wir also dieses wissen, meine Geliebten, so wollen wir stets unsre Zuflucht zu Gott nehmen, welcher sowohl den Willen als auch das Vermögen hat, unsren Trübsalen ein Ende zu machen. Wenn wir Menschen um etwas bitten wollen, so

müssen wir erst zu den Thürhütern gehen, müssen erst die Schmeichler und Schmarotzer bitten und manchen Weg gehen, ehe wir vor sie kommen: bei Gott ist dieß ganz anders, er läßt sich ohne einen Fürsprecher erbitten, er erhört unser Bitten, ohne daß wir Kosten und Geld aufwenden müssen." Aber Chrysostomus wird sich selbst untreu und verleugnet an anderen Stellen seine bessere Erkenntniß den Heiligen zu Liebe, deren Verehrung sich in seiner Zeit schon mächtig Bahn brach in der Kirche. Ich erinnere an die oben, in ihrem übertrieben rhetorischen Anfange, mitgetheilte Rede, die er vor der Kaiserin hielt: die läßt uns Böses ahnen. Und wenn er sonst auch vielfach Maß gehalten hat, hin und wieder überschreitet er doch die in Gottes Wort scharf gezogene Linie, überwältigt, wie es mir vorkommt, von der glühenden, abgöttischen Liebe des gemeinen Volkes zu den Heiligen. In der Homilie de sanctis martyribus ruft er (2, 653) emphatisch aus: „Die Gräber der Heiligen sind nichts anderes als ruhige Hafen, Quellen geistlicher Wasser, Schätze des Ueberflusses, welche niemals erschöpft werden. Gleichwie die Hafen alle Schiffe, wenn überall die stürmenden Wellen um sie her schlagen, aufnehmen und in Sicherheit bringen; so bringen auch die Gräber der Märtyrer unsre Seelen, wenn die weltlichen Sorgen von allen Seiten her über sie zusammenschlagen, in Ruhe und Sicherheit. Und gleichwie die Quellen frischer Wasser müde und von der Hitze ganz ermattete Körper erquicken: so erfrischen auch diese Behältnisse die Seelen, welche von den verderbenden Leidenschaften entflammt sind, besänftigen und löschen durch den bloßen Anblick alle unkeusche Lust, den fressenden Neid und den brennenden Zorn und was sonst die Seele mit Unruhe erfüllt, ganz aus." Einen Schritt geht er noch weiter in der Rede auf die beiden Jungfrauen Bernice und Prosdoce (2, 634), in welcher er seine Hörer schließlich auffordert, vor den Ueberbleibseln dieser Märtyrer niederzufallen und sie anzuflehen, daß sie unsre Fürsprecherinnen werden, p. 645. Sehr gut heißt es (3, 145) in der Homilie de gloria in tribulationibus über Röm. 5, 3 ff.: „Worin besteht diese Ehre, der wir theilhaftig geworden sind? Darin, daß er seinen Sohn, den eingebornen, den wahrhaftigen, den geliebten, für uns lasterhafte Knechte dahingegeben und uns, die wir von unzähligen

Sünden beladen und von so vieler Verbrechen Lasten ganz erdrückt waren, nicht allein von Sünden befreite, sondern auch gerecht machte; ohne von uns etwas schweres und mühseliges zu verlangen, hat er uns bloß durch den Glauben gerecht und heilig gemacht, zu seinen Kindern angenommen und zu Erben seines Reiches und Miterben Jesu Christi erklärt, die Auferstehung von den Todten versprochen, die Unvergänglichkeit des Leibes, uns eine Seligkeit und ein Theil mit den Engeln, eine Seligkeit, die über Alles, was Menschen denken können, erhaben ist, eine Wohnung im Himmel, das Anschauen seiner Gottheit zugesagt, schon jetzt die Gnade des heiligen Geistes über uns ausgegossen, uns von den Banden des Satans losgerissen, aus der Knechtschaft jener unseligen Geister errettet, die Sünde vertilgt, den Fluch aufgehoben, die Pforten der Hölle zerbrochen, das Paradies aufgeschlossen und nicht einen Engel oder Erzengel, sondern seinen Sohn selbst für unsre Seligkeit gesandt, wie er denn durch den Propheten sagt: kein Abgesandter, kein Engel, sondern er selbst hat uns erlöst. Jes. 63, 9." Aber diese reine Lehre wird vielfach getrübt durch die Betonung guter, verdienstlicher Werke: so wird dem Almosen schon in der bekannten Rede eine solche gnadenbringende, den Himmel erschließende Wirkung beigelegt, so daß wir kaum noch auf die Stelle in der 72. Homilie über Evang. Johannis (8, 431) zu verweisen brauchen, wo er rund heraus sagt: „Gott ist menschenfreundlich und hat uns Wege mannichfacher Versöhnung gegeben, von welchen der erste der durch das Almosen ist." Der Mensch — so sollte man nach der Stelle der ersten Rede, daß der Sohn mit dem Vater gleichen Wesens sei (c. Anomoi. 7, 7; 1, 512) denken: „Wie bei hervorbrechenden Sonnenstrahlen alle wilden Thiere die Flucht ergreifen und sich in ihre Höhlen verbergen: so fliehen auch, wenn das Gebet sich aus unsrem Munde und von unsren Lippen gleich Strahlen ergießt, wenn die Seele erleuchtet wird, alle unvernünftigen und ungezähmten Leidenschaften und verstecken sich in ihre Winkel, wofern wir nur fleißig und mit einem eifrigen und wachsamen Geiste beten" — erlöst sich selbst durch das Gebet.

Nach allem diesem können wir es vollkommen begreifen, daß Chrysostomus mit seinen Reden einen ganz außerordentlichen Beifall fand, lagen ja doch die Fehler, welche wir an ihm haben rügen müssen, in der Luft seiner Zeit und machten ihn seinen Zuhörern

also nur noch mehr sympathisch. Wir hören freilich auch aus seinem Munde häufig genug Klagen, daß die Gottesdienste schwach besucht werden, daß dagegen alles Volk nach dem Schauspiel und nach der Rennbahn stürzt: aber das thut der Behauptung keinen Eintrag, daß seine Predigten mit Lust und Begierde gehört wurden. Er war schon als Presbyter der Lieblingsprediger der Antiochener; schon durch die ersten Predigten hatte er sich in dem Grade ihre Liebe gewonnen, daß sie ihn reden hören wollten, wenn auch der hochverehrte Bischof Flavianus schon zu der Gemeinde gesprochen hatte. Vgl. den Eingang der Predigt über Joh. 5, 19 (6, 255). Die Gemeinde in Antiochien ermüdete nicht, zu ihm in die Kirche zu kommen, in Constantinopel, wo so mancher große Redner schon aufgetreten war, erregte er allgemeines Aufsehen. Man strömte meist zu seinen Predigten, drängte sich um seinen Predigtstuhl: die Diebe erkannten bald, daß hier gute Geschäfte zu machen wären, so daß der Redner sich genöthigt sah, vor diesen Beutelabschneidern ernstlich zu warnen. Vgl. Vierte Rede über die Unbegreiflichkeit Gottes zum Schluß (1, 479). Eine lautlose Stille herrschte nicht immer während der Rede, sie ward vielfach gestört und leider nicht immer durch das Beifallsgeklatsch und Beifallsgejauchze, welche bei so mancher glänzenden, ergreifenden Stelle seines Vortrages losbrachen, sondern auch durch das laute Geschwätz der Männer über Staatsangelegenheiten und der Weiber über allgewöhnlichen Stadtklatsch: vgl. die vierte Rede, welche eben citirt ward (1, 477), und die erste Rede über Jesaj. 6 (6, 105). Die Rede galt den Meisten für den ganzen Gottesdienst, so daß Chrysostomus sehr ernstlich im Schluß der dritten Rede über Gottes Unbegreiflichkeit (1, 469) vor dem Wegeilen aus dem Hause Gottes warnt, ehe der ganze Gottesdienst geschlossen ist.

Chrysostomus war ein geborener Redner. Er hatte ein herrliches Organ, welches den größten Raum ausfüllen und für Tausende und aber Tausende verständlich war. Seine Stimme war biegsam, sie eignete sich zum Vortrag der Lehre eben so gut, wie zu dem Ergusse seiner Gefühle, sie schmiegte sich auf das Innigste dem Wechsel seiner Gemüthsstimmungen an, sie sprach sanft zu den Herzen, war aber auch im Stande so zu donnern, daß die Ohren der Hörer davon gellten. Seine Brust muß ganz vortrefflich gewesen sein und wenn auch sein Leib durch übertriebene mönchische Askese und aus-

gestandene Leiden und Trübsale entkräftet war, so überwand der Eifer des Redners regelmäßig diese leibliche Schwachheit: einzelne Reden müssen nahe an zwei Stunden gedauert haben. Eine rege, lebhafte Einbildungskraft war ihm eigen, er hatte ein Auge für Alles, und nicht oberflächlich war sein Blick, sein Auge drang in die Tiefe, sein Sinn war auf das praktische Leben in seinen mannichfachen Gestaltungen gerichtet und versetzte sich sehr leicht in die äußere Lage wie in die Gemüthszustände Anderer, denn er hatte ein weiches, zartes, höchst liebevolles Herz. Wie sein Herz voll edelster Gefühle glühte, so sprühte sein Geist von klaren, deutlichen Gedanken. Er brauchte nicht auf die Jagd nach Gedanken und Ideen auszugehen, sie strömten ihm von selbst zu, und an dem rechten Worte gebrach es ihm nie, es legte sich ihm von selbst auf die Lippen. Und nicht bloß boten sich ihm die Worte so dar, veranschaulichende Bilder und Vergleichungen umschwirrten im hellsten Sonnenschein den beredten Mund dieses Mannes. Dabei besaß er eine unerschütterliche Ruhe, bei allem Feuer eine solche Besonnenheit, daß er sich beherrschen konnte, wenn die Rede noch so tief bewegt und tiefbewegend in vollem Strome sich ergoß und daß er auf der Stelle jeden Umstand, den er bemerkte, für sich trefflich auszubeuten wußte. Einst, als während seiner Predigt die Lampen in der Kirche angezündet wurden, wandten sich Viele um und sahen das mit an. Chrysostomus gerieth nicht einen Augenblick in Verwirrung, in's Stocken. „Ich bitte euch aufmerksam zu sein," sprach er. „Warum sage ich alles dieß? Wir erklären euch die heilige Schrift und ihr wendet eure Augen von uns ab und richtet sie auf den, der die Lampen und Leuchter anzündet, die diesen Tempel erleuchten sollen. Ist es nicht ein deutlicher Beweis von Nachlässigkeit und Trägheit, wenn ihr uns eure Aufmerksamkeit entzieht und auf jenen achtet. Ich zünde euch auch ein Licht an, das in der heiligen Schrift verborgen ist, und unsre Zunge ist es, die dasselbe anzündet. Dieses Licht ist besser und herrlicher als dieses irdische Licht." (4. Hom. in Gen. 4, 662). Rechnen wir hierzu noch sein Naturell: es zog ihn in die Stille der Contemplation, in den Kreis der Mönche, aber es zog ihn auch hinaus auf den Markt des Lebens, in die Mitte der Menschen. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die Achse seines ganzen Lebens, und wohl ihm! er fand in jenem geliebten Rückzug in die Stille, in dieser Einkehr in sich selbst

seine Stärkung und Erquickung zu jenem erfolgreichen, wirkungsvollen Auftritte vor dem Volke, zu seiner öffentlichen Thätigkeit. Jener Zug nach Innen, dieser tieffromme, mystische Grundzug seines Wesens verlieh ihm eine bewundernswerthe Tiefe und Innigkeit seines Gemüths und jener Zug nach Außen, jener praktische Grundzug, ließ die Blüthen und Früchte jener stillen, heiligen Stunden dem Volke zu gute kommen.

Allein Chrysostomus ist das, was er gewesen ist, nicht bloß durch seine natürliche Begabung geworden: er hat seine reichen, bedeutenden Gaben mit Treue gepflegt und mit Fleiß entwickelt. Nicht umsonst hat er zu den Füßen des Libanius gesessen, nicht umsonst seinen Geist, wie wir aus der mitgetheilten Stelle der Schrift über das Priesterthum sicher schließen können, an den alten griechischen Klassikern, den Rednern, den Geschichtsschreibern und den Philosophen, geschult. Er gleicht einer fleißigen Biene, er hat es nicht verschmäht, auf den Auen Griechenlands aus allen Blumen, die er fand, Honig zu saugen. Er hat zu seinen Reden, wenn es nur irgend ging, sich gründlich vorbereitet und Alles, was er in dem Dienste des Heiligthums gebrauchen konnte, hat er gewissenhaft zusammengetragen. So hat er, um den Juden mit allen Mitteln entgegentreten zu können, auch den Josephus tüchtig in die Hand genommen, aus dem er in der fünften Rede (1, 683) eine lange Stelle mittheilt. Zwei andre Bücher waren es aber besonders, in denen Chrysostomus Tag und Nacht forschte — das Buch seines Herzens und das Buch seines Gottes. Eine tiefe Menschenkenntniß war der Ertrag der fleißigen Erforschung seines eigenen Herzens: er kannte die Schwächen und Gebrechen unsrer Natur, die Einflüsterungen und Blendwerke unsrer Sinne, die Neigung und die Kraft der Lüste und Begierden, die Ausreden des alten Menschen, den geistlichen Hochmuth: aber er kannte auch die offenen Punkte, da der Mensch noch zugänglich ist, da die heilsame Gnade einsetzen kann, das Seufzen der armen Creatur, die Sehnsucht des Menschenherzens nach seinem Gotte. Die heilige Schrift kam ihm nicht aus der Hand, dem Kopf und dem Herzen: er ist in ihr zu Haus, nicht aus einer Concordanz trägt er die vielen Bibelsprüche, welche wie lichte Sterne in seinen Reden glänzen, zusammen, sie drängen sich ihm in das Gedächtniß. Es ist hier nicht der Ort, von seinen Verdiensten als Ausleger der heiligen Schrift zu handeln, aber erinnern

muß ich daran, denn seine Schriftauslegung hat er nicht in Commentaren, sondern in seinen vielen Homilien niedergelegt. Doch Alles dieses ist noch nicht das Beste, das Höchste. Das, was ihn zu einem Goldmunde für die Christenheit gemacht hat, ist zuletzt doch vor Allem dieses gewesen, daß sein Leben mit Christus in Gott verborgen war, daß er vor dem Angesichte Gottes wandelte, in Gott lebte, webte, war, wie er ja auch mit seinem letzten Hauche Gott noch Ehre und Preis gegeben hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß Ephräm der Syrer an Schwung, an Feuer, an poetischem Ausdruck und Erhabenheit der Gedanken unsern Chrysostomus überflügelt; daß Makarius der Einsiedler ihn in Gemüthstiefe, in heiliger Mystik übertrifft; daß Gregorius von Nazianz ein viel speculativerer und dialektischerer Kopf ist, als er; daß Basilius geordneter, logisch richtiger spricht als er. Im Einzelnen steht Chrysostomus jedem einzelnen der Genannten nach, aber dieß ist eben das, was ihn doch zum ersten unter ihnen erhebt, daß er die Vorzüge Aller in sich vereint, daß das, was in jenen zerstreut, vereinzelt sich darstellt, in ihm zu einem schönen, harmonischen Ganzen verbunden zur Erscheinung gelangt ist.

Augustinus.

Bekanntlich nennt Blaise Pascal diesen Mann den Fürsten unter den Kirchenvätern, und es ist kein Zweifel, er ist unter den Vätern der abendländischen Kirche der bedeutendste, der einflußreichste. Wie er, trotzdem daß er nicht Bischof von Karthago und damit der Primas der afrikanischen Kirche war, doch für das geistliche Haupt seiner vaterländischen Kirche galt, in ihr den Ton laut angab und die Herrschaft unbestritten ausübte, so ist er, obgleich er nie auf dem Stuhle Petri gesessen hat, doch der Führer der ganzen abendländischen Kirche, den Bischöfen ein leuchtendes Vorbild, allen Lehrern der Kirche, die bis zu dem und in dem Mittelalter noch auf ihn folgten, um eines Hauptes Länge wenigstens überlegen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, den Augustinus nach allen Seiten seiner weithin reichenden und tief eingreifenden Wirksamkeit zu schildern: ich verzichte von vornherein darauf, ihn als Verwalter des bischöflichen Amtes, als Ausleger der heiligen Schrift, als Bekämpfer gefährlicher Irrlehren, als Stifter eines neuen Ordens zu würdigen; eine Seite seiner Thätigkeit nur ist es, auf welcher mein Auge ruht, nur von dieser einen Seite her suche ich dieser Säule der Kirche nahe zu kommen und sie in ihrer wahren Größe zu erkennen. Augustinus der Kanzelredner ist es, mit dem ich mich beschäftige und, wenn ich gelegentlich auch von seinen andern Leistungen und Verdiensten spreche, so geschieht dieses nur, insofern jene auf seine Beredsamkeit mit einwirken. Wenn unsre Besprechung etwas über das Maß, welches wir den hauptsächlichsten Rednern der Kirche in griechischer Zunge eingeräumt haben, hinausgehen sollte, so bedarf dieß eigentlich keiner Entschuldigung. Denn einer Seits gelangt in der abendländischen

Kirche die geistliche Rede nicht, wie in der morgenländischen Kirche, erst allmälig zu ihrer höchsten Blüthe und vollkommensten Entfaltung, sondern sie erreicht gleich in unsrem Augustinus ihren Höhepunkt. Es ist hiermit nicht gesagt, daß das christliche Abendland vor Augustinus keine Prediger des Wortes von irgend welcher Bedeutung besessen habe: das wäre wider die Wahrheit. Tertullianus und Cyprianus haben sicher als geistliche Redner in Afrika geglänzt: aber was ist uns von ihren Vorträgen geblieben? Nichts, wir können auf sie nur schließen aus den kleinen Traktaten heraus, in welche es ihnen wohlgefiel, Predigten, welche einen tiefen Eindruck gemacht hatten, umzuschmelzen. Auch auf dem Boden Europa's gedieh schon vor Augustinus die geistliche Rede; aber theils müssen wir diese, wie bei dem trefflichen Hilarius von Pictavium, aus Bibel-Commentaren wieder herzustellen suchen, theils sind dieselben gar nicht original, wie z. B. der berühmte Ambrosius von Mailand in seinem Werke über das Sechstagewerk Gottes, aus welchem die Predigtform noch deutlich hindurch schimmert, fast nur den Origenes in das Lateinische übertragen hat — ein Unwesen, über welches der gelehrteste Mann jener Zeit, der alte Hieronymus, schon (in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Didymus' Buch über den heiligen Geist) klagt, dem wir aber die Erhaltung so mancher werthvollen Predigt griechischer Kirchenväter verdanken —, theils sind endlich die geistlichen Redner, von welchen eigene geistige Erzeugnisse bis auf uns gekommen sind, wie der nicht unbegabte Bischof Zeno von Verona — um 380 gestorben —, Ambrosius, der wegen seiner Reden de excessu fratris sui Satyri, de obitu Theodosii, de inventione corporum Gervasii et Protasii martyrum, contra Auxentium de basilicis tradendis und de obitu Valentiniani iunioris (wenn dieselbe ächt ist) hier in Betracht käme, und Gaudentius, Bischof von Brixen — wohl nicht 427, sondern wahrscheinlich schon um 410 verstorben —, dem Augustinus bereits gleichzeitig. Anderer Seits ist die Predigtweise unsres Kirchenvaters für die, welche nach ihm in der abendländischen Kirche geredet haben, in jeder Beziehung maßgebend, mustergiltig gewesen, so daß selbst Männer, wie die beiden Päpste Leo und Gregorius, die Großen, nach keinem höheren Ruhme strebten, als sich unsrem Augustinus möglichst enge anzuschließen, was selbst so weit geht, daß z. E. Gregorius der Große, welchem es durchaus nicht an eigenen Gedanken und Bildern

fehlte, mehrfach in seinen so hochgestellten Reden diesen seinen Vorgänger ausschreibt. Haben wir daher von der Beredsamkeit des Augustinus eine klare Anschauung gewonnen, so kennen wir ganz genau das Ideal, welchem die späteren Redner der abendländischen Kirche nacheiferten.

Augustinus*) wurde am 13. November 353 zu Thagaste, einer kleinen Stadt Numidiens, geboren. Seine Eltern waren nicht ganz unbemittelt, sie konnten, wenn auch nicht Alles, so doch viel für die geistige Ausbildung ihres Sohnes thun. Der Vater Patricius, eine praktische Natur, hat auf den Sohn im Ganzen einen sehr geringen Einfluß ausgeübt: er blieb bis kurz vor seinem Tod ein Heide. Desto bedeutender greift in das frühste, wie in das spätere Leben desselben seine Mutter Monnica ein, eine fromme, innige Seele, welche mit der Muttermilch das Christenthum eingesogen hatte: das zarteste Band, welches durch nichts zerschnitten werden konnte, verband Zeit Lebens Mutter und Kind. Tiefe Eindrücke empfing der heraufwachsende Knabe von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens durch den Umgang mit der Mutter: diese tiefen Eindrücke aus früher Jugend waren die starken Seile, durch welche er aus allen fleischlichen und geistlichen Verirrungen zu dem Hafen des Friedens gezogen wurde. Ein Christ aber wurde er noch nicht durch die heilige Taufe: sein Vater hätte seinem und seiner Mutter Wunsch nichts in den Weg gelegt, allein die Kindertaufe war damals in noch sehr geringer Uebung. In Thagaste erhielt er den ersten Unterricht, er zeichnete sich bald durch seinen Fleiß und seine bedeutenden rhetorischen Anlagen, die ihm schon einen Preis eintrugen, vor seinen Gefährten so aus, daß er zu den größten Hoffnungen berechtigte und zu einem Rhetor herangebildet werden sollte. Er bezog deßhalb vorerst die Rhetorenschule zu Madaura und später, nachdem er wieder einige Zeit in seiner Vaterstadt und zwar in zügellosem Leben zugebracht hatte, nach dem Tode seines Vaters die Hochschule zu Karthago, unterstützt von einem reichen Thagastiner, einem entfernten Verwandten, dem Romanianus. Sein unersättlicher Eifer in den freien Künsten und Wissenschaften, der ihn sehr bald zu einem Meister auf diesen Gebieten machte, konnte seine fleischliche Lust auch

*) Vgl. das mit außerordentlichem Fleiße gearbeitete Werk von Bindemann über diesen Vater: Paniel. Brömel 1, 36 ff.

nicht im Geringsten bändigen: er lebte mit einem Weibe in wilder Ehe und ward als neunzehnjähriger Student schon Vater des Adeodatus. Eine Stelle aus dem Hortensius des Cicero ergriff ihn mächtig und ließ ihn begierig nach der Wahrheit forschen. Die heilige Schrift befriedigte aber mit ihrer Einfalt den Rhetoriker nicht: es gelang den Manichäern, ihn durch die Vorspiegelung, daß sie im Besitze der ersehnten Wahrheit sich befänden, in ihre Gemeinschaft hineinzuziehen. Als eifriger Manichäer kehrte er nach Thagaste zurück und eröffnete hier alsbald mit gutem Erfolge eine Rhetorenschule. Auf die Länge gefiel er sich nicht an dem kleinen Orte: für seine großen Gaben, für seinen maßlosen Ehrgeiz war dieses Städtchen zu gering. Er zog nach Karthago, wo er ein größeres Auditorium fand und für ein Gedicht den Siegeskranz aus der Hand des Proconsuls Vindicianus empfing. Seine Seele fühlte sich aber durch diese beneideten Erfolge nicht befriedigt: sein Herz, sein frommes Gemüth hatte bei den Manichäern nicht gefunden, was es mit unaussprechlichem Seufzen suchte. Er fand sich bitter enttäuscht und nach wiederholten Gesprächen mit dem Haupte der Manichäer in Afrika, dem Bischofe Faustus von Mileve, nur noch bitterer enttäuscht. Nichts destoweniger brach er mit diesen Leuten noch nicht alle Verbindungen ab. Dazu kam es erst, nachdem er sich nach Rom begeben hatte, um dort eine Rhetorenschule zu eröffnen. Hier suchte er in der akademischen Philosophie sein Heil, aber vergebens: in Mailand, wohin er einen Ruf erhalten hatte, fand er endlich, was er so viele Jahre mit immer mehr steigender Unruhe gesucht hatte, hauptsächlich bei Ambrosius, sowohl in dessen Gespräch als auch in dessen Predigt. Der alte Mensch in ihm sträubte sich auf das Aeußerste: trotz seiner bittersten Thränen, trotz seiner festesten Entschlüsse gerieth er immer wieder unter das Joch seiner sinnlichen Lüste und Begierden. Diesem inneren heillosen Kampfe machte die gesegnete Stunde ein Ende, in welcher er die Worte hörte: nimm und lies, das Neue Testament, welches er mit in den Garten genommen hatte, aufschlug und auf die Stelle Röm. 13, 13 stieß (Confess. 8, § 28 ff.). Mit einem Male brach jetzt die Sonne des Heiles für ihn aus den dichten Wolken, welche sie bis dahin für sein Auge verschleiert hatten, und nie ging ihm diese Sonne wieder unter. Mit der treuen Mutter, welche ihm so manches Jahr mit heißen Thränen nachgegangen war, mit seinem Sohne

Adeodatus und einer Anzahl gleichgesinnter Freunde — immer hatte er ein Herz für Freundschaft und Liebe — verlebte er nun stille, selige Wochen in traulicher Unterhaltung, in angestrengter Arbeit, in herzlichem Gebete auf dem Landgute Cassiciacum, in der Nähe von Mailand. Es war der Ostersabbath des Jahres 387, an welchem Augustinus durch Ambrosius mittelst der Taufe der Kirche einverleibt wurde, ein nicht bloß in dessen Lebensgeschichte, sondern überhaupt ein in der Geschichte der Kirche bedeutungsvoller, entscheidender Tag. Seine Rhetorenthätigkeit in Mailand hatte nun ein Ende: mit seiner Mutter wollte er nach Afrika heimkehren, doch auf der Heimreise zu Ostia ereilte sie der Tod, sie konnte in Frieden sterben, denn ihr sehnlichster Wunsch war jetzt endlich erfüllt. Augustinus verweilte nun noch wohl ein Jahr lang zu Rom, dann ließ er sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Karthago in seiner Vaterstadt nieder, wo er von seinem Erbtheile nur so viel für sich behielt, daß er, mit etlichen Freunden vereint, in klösterlicher Einsamkeit der Arbeit und dem Gebete leben konnte. Die kleinen christlichen Schriften, welche von ihm in Mailand, Rom und jetzt in Thagaste veröffentlicht wurden, machten seinen Namen bald bekannt in der Nähe und in der Ferne: er konnte es sich nicht verbergen, daß er über kurz oder lang aus seinem lieben, trauten Kloster herausgezogen werden würde, um mit seinen reichen Gaben der Kirche zu dienen als Hirt und Bischof. Er fürchtete sich wie Gregorius von Nazianz und Chrysostomus vor diesem verantwortungsvollen Amte und betrat deßhalb solche Städte nicht, wo der bischöfliche Stuhl erledigt war. Doch auch seine Stunde kam.

Ein Angestellter zu Hippo Regius, dem heutigen Bona, war mit Augustinus, durch dessen Schriften angesprochen, in Briefwechsel getreten: der geistliche Vater machte sich auf den Weg, um seinen geistlichen Sohn, der sich immer noch nicht recht entschließen konnte, persönlich aufzusuchen: er that dieses ohne Bedenken, da dort der Bischof Valerius frisch und gesund war. Als er aber dort eines Tages dem Gottesdienste beiwohnte, trat Valerius, den Augustinus sicher auch begrüßt hatte, mit dem Wunsche vor die Gemeinde, daß ihm, der nicht bloß bejahrt, sondern auch, als geborener Grieche, der lateinischen Sprache nicht genug mächtig sei, ein Mann zugegeben werde als Presbyter, welcher die Gemeinde mit dem Worte des Lebens bediene. Aller Augen hefteten sich da auf den Fremd-

ling aus Thagaste, dessen Eifer in der Heiligung des eignen Herzens und Lebens und dessen theologische und rhetorische Tüchtigkeit allgemein bekannt war, und der Ruf: Augustinus sei der Presbyter! erschallte aus Aller Mund. Valerius war hoch erfreut, Augustinus aber tief erschüttert, Thränen stürzten ihm aus den Augen. Die Leute verstanden dieselben falsch, sie meinten, er weine, weil man ihn nicht zum Bischofe, sondern nur zum Presbyter begehre, und wollten ihn damit trösten, daß das Presbyterat der nächste Schritt zum Episkopate sei. Er weinte, daß er aus der geliebten Stille seines Klosters scheiden, daß er, dem so viel noch fehle an christlicher Erkenntniß und christlichem Leben, schon jetzt die Herde des Herrn weiden sollte auf der grünen Aue seines Wortes. Er bat dringend, die Ordination noch anstehen zu lassen, bis er sich besser zu diesem Amte vorbereitet habe: aber nichts half ihm. Valerius pries die Gnade Gottes, die sein Gebet erhört und die Wahl auf den rechten Mann gelenkt habe, und weihte ihn 391 in der Zeit vor Ostern.

Eine hohe Meinung hatte Augustinus von dem Predigtamte, welches ihm nun befohlen war, und eine sehr geringe von seiner Tüchtigkeit: er wandte sich deßhalb gleich nach der Ordination an Valerius mit der dringenden Bitte, ihm die Zeit bis Ostern zu stiller Sammlung durch Gebet und Forschen in der Schrift zu gewähren. „Aber vielleicht antwortest du," sagt Augustinus in seinem Bittschreiben*) Ep. 22 (Band 2, 20), „ich möchte wissen, was dir an deiner Ausbildung fehlt? Dessen ist aber so viel, daß ich leichter aufzählen könnte, was ich schon habe, als was ich noch zu haben wünsche. Ich wage wohl zu sagen, daß ich weiß und mit vollem Glauben festhalte, was zu unsrem Heile gereicht. Aber wie soll ich eben dieses zum Heile Anderer darreichen, indem ich nicht das suche, was mir selbst, sondern was Vielen nütze ist, auf daß sie selig werden? Und es gibt vielleicht welche, ja es ist gar nicht daran zu zweifeln, es gibt in den heiligen Büchern niedergeschriebene Rathschläge, daß der Mensch Gottes, welcher sie kennen gelernt und ergriffen hat, die kirchlichen Angelegenheiten ordentlich besorgen, oder wenigstens unter den Händen der Ungerechten entweder mit ruhigem

*) Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß ich nach der Mauriner Ausgabe, Antwerpen 1700 ff., citire.

Gewissen leben oder sterben kann, ohne jenes Leben zu verlieren, nach welchem allein die demüthigen und sanftmüthigen Herzen der Christen seufzen. Wie kann dieß aber geschehen, wenn nicht, wie der Herr sagt, durch Bitten, Suchen und Anklopfen, das ist durch Beten, Lesen und Seufzen! — Denn was könnte ich dem Herrn, meinem Richter, antworten? Ich konnte hiernach nicht mehr trachten, da ich durch kirchliche Geschäfte verhindert war. Wenn er mir dann antwortete: du Schalksknecht, wenn ein Landgut der Kirche, dessen Früchte mit großer Anstrengung gesammelt werden, von einem böswilligen Kläger in Anspruch genommen würde, verließest du dann nicht den Acker, welchen ich mit meinem Blute getränkt habe, und gingest, wenn du etwas bei dem irdischen Richter thun könntest, mit Aller Zustimmung, ja auf Befehl und Geheiß Etlicher von dannen und selbst, wenn wider dich erkannt würde, reistest du über das Meer? Und wenn du auf diese Weise selbst ein Jahr oder noch drüber abwesend wärest, würde keine Klage laut, damit ja nicht ein Anderer das Grundstück besitze, das nicht für die Seele, sondern für den Leib der Armen nothwendig ist, deren Hunger doch meine lebendigen Bäume, wenn sie fleißig gepflegt würden, viel leichter und mir angenehmer stillen würden. Warum denn sagst du, daß dir die Zeit der Muße gemangelt habe, meinen Ackerbau zu lernen? Sage mir, was ich antworten soll: ich bitte dich! Willst du etwa, daß ich sage: der Greis Valerius, weil er mich in allen Stücken ausgerüstet hielt, erlaubte mir, um so mehr er mich liebt, um so weniger dieses zu lernen?"

Dieser Umstand, daß Augustinus sich bei dem Antritt seines Amtes nicht hinlänglich vorbereitet zu dem Dienste am Worte erkannte, hat ihn mit veranlaßt, seine Schrift de doctrina christiana (Band 3, 1—70) zu verfassen, um, was in seinen Kräften stand, zu thun, daß die rechte Art und Weise zu predigen bei Zeiten gelernt werden könne. Diese Schrift ist nicht, wie des Chrysostomus Werk über das Priesterthum, eine Jugendschrift: sie ist die Arbeit eines reifen, vielerfahrenen Mannes und Meisters. Die drei ersten Bücher dieser Christenlehre beschäftigen sich mit der Untersuchung, wie die christliche Lehre aus der heiligen Schrift gefunden wird: wir besitzen in ihnen also die erste Hermeneutik. Das letzte Buch, das vierte, lehrt, wie die gefundene Wahrheit der Gemeinde verkündet wird: wir begrüßen also hier die erste Homiletik. Nach

seiner eigenen Angabe in den Retraktationen Buch 2, Kap. 4 (Band 1, 31) schrieb er die drei ersten Bücher (näher bis III, 25 im Anfang) viel früher als das vierte Buch, etwa um 397: als er in jener Durchsicht seiner Werke zu diesem unvollendet schon ausgegangenen Buche kam, führte er es um das Jahr 427 zu Ende. Es ist demnach der reiche Schatz seiner Erfahrungen, die reife Frucht seines unausgesetzten Nachdenkens über die Predigt in dieser goldenen Schrift niedergelegt, zu deren Analyse wir jetzt übergehen.

Von vornherein in dem ersten Kapitel erklärt der Verfasser, daß keiner in dieser Schrift rhetorische Vorschriften, wie er sie in den weltlichen Schulen gelernt und gelehrt habe, erwarte: er stellt also eine kirchliche Rhetorik in Aussicht. Das zweite Kapitel mahnt die Freunde der Wahrheit, diese Rhetorik nicht zu verachten. „Denn da," sagt er, „durch die Beredsamkeit sowohl zu Wahrem als auch zu Falschem überredet wird, wer wagt zu sagen, daß der Lüge gegenüber die Wahrheit bei ihren Vertheidigern wehrlos dastehen solle? Diejenigen also, die zu Falschem zu überreden suchen, sollten es verstehen, den Zuhörer durch die Einleitung geneigt, aufmerksam und lernbegierig zu machen, jene aber sollten es nicht verstehen? Jene sollen das Falsche kurz, einfach, einleuchtend darstellen; diese aber das Wahre auf solche Weise, daß es zu hören ekelig, zu verstehen zu unklar und endlich zu glauben zu unliebsam ist? Jene sollen mit trügerischen Gründen die Wahrheit bekämpfen und die Lüge stützen; diese aber sollen weder das Wahre zu vertheidigen, noch das Falsche zu widerlegen vermögen? Jene, welche das Gemüth der Zuhörer zum Irrthum bewegen und antreiben, sollen durch ihre Rede schrecken, betrüben, erfreuen und feurig ermahnen, und diese dagegen, welche für die Wahrheit sind, sollen träge und kalt schlafen? Wer wäre thöricht genug, eine solche Meinung zu hegen! Weil daher die Redegabe von dem größten Einflusse ist, da sie entweder zum Verkehrten oder zu dem Rechten zu bestimmen so viel vermag, warum soll sie nicht durch den Eifer der Guten erworben werden, daß sie der Wahrheit diene, da die Schlechten sie, um verkehrte und eitle Sachen zu erlangen, zu Zwecken der Bosheit und der Lüge mißbrauchen?" Nach Kap. 3 muß man die Rhetorik in der Jugend treiben und zwar wird sie am Besten gelernt, wenn man gute Redner hört. „Die Fürsten sogar der römischen Beredsamkeit (Cicero de orat. 3, 31. Quinctil. inst. or. l. 1 und 2) trugen

kein Bedenken zu sagen, daß wer diese Kunst nicht schnell, sie überhaupt nicht erlernen könne. Ob dieses wahr sei, was ist es Noth, es zu untersuchen? Denn wenn sie endlich auch ein Mal von langsameren Geistern gelernt werden könnte, so halten wir sie doch nicht so hoch, daß wir auf ihre Erlernung die reifen und gar die wichtigen Lebensjahre der Menschen verwandt wissen wollten. Es ist hinlänglich, daß die Bürschchen sich damit beschäftigen, und zwar nicht ein Mal alle, von denen wir wünschen, daß sie zu dem Frommen der Kirche ausgebildet werden, sondern nur die, auf welche noch keine andre dringlichere und dieser Sache ohne Zweifel vorzuziehende Nothwendigkeit Beschlag gelegt hat. Denn wenn eine scharfe und lebendige Geistesbegabung da ist, wird die Beredsamkeit denen leichter zu eigen werden, welche Beredte lesen und hören, als denen, welche den Regeln der Beredsamkeit nachjagen. — Wenn aber eine solche Begabung mangelt, so werden entweder die rhetorischen Vorschriften nicht verstanden, oder, wenn sie auch, durch große Arbeit eingebläut, einiger Maßen verstanden werden, so werden sie doch nichts helfen. — Wenn die Kinder nur dadurch reden lernen, daß sie die Reden der Redenden hören: warum könnte man nicht beredt werden, ohne Unterricht in der Redekunst, dadurch, daß man die Reden der Beredten liest und hört und, so weit als sie nachzuahmen gestattet ist, nachahmt? — Wir kennen sehr Viele, welche ohne die rhetorischen Vorschriften beredter sind als sehr Viele, welche jene gelernt haben: aber wir kennen Niemanden, welcher es wäre, ohne Schriften und Reden von Beredten gelesen und gehört zu haben." Das vierte Kapitel bestimmt die Aufgabe des geistlichen Redners also: „Der Behandler und Lehrer der heiligen Schrift, der Vertheidiger des rechten Glaubens und der Bekämpfer des Irrthums muß sowohl das Gute lehren als dem Bösen wehren (et bona docere et mala dedocere) und in diesem Werke der Rede die Gegner gewinnen, die Trägen aufregen, die, welche nicht wissen, worum es sich handelt und was sie zu erwarten haben, unterrichten." Sind die Hörer einfach zu unterrichten, so ist ihnen die Lehre vorzutragen, sind Zweifel zu beseitigen, so müssen Beweise und Schlüsse vorgebracht werden, sind Gemüthsbewegungen zu erzielen, so sind kräftigere Mittel anzuwenden, nämlich Beschwörungen, Rügen, Ermahnungen und Warnungen. Das fünfte Kapitel führt aus, daß ein weiser Redner besser ist als ein beredter, Augustinus beruft sich dabei auf

Cicero's Ausspruch (de invent. 1, 1), daß die Weisheit ohne Beredsamkeit wenig Nutzen schaffe den Staaten, daß aber Beredsamkeit ohne Weisheit meistentheils großen Schaden, und niemals Nutzen bringe. Das Beste sei es freilich, wenn der Redner zugleich weise und beredt sei. „Weise aber spricht der Mensch desto mehr oder weniger, je mehr oder je weniger er in der heiligen Schrift vorwärts gekommen ist: ich meine nicht, in dem fleißigen Lesen und Einprägen derselben in's Gedächtniß, sondern in ihrem richtigen Verständniß und in der genauen Erforschung ihres Sinnes. — Wer weise sprechen soll, was er nicht auch beredt ausdrücken kann, der muß hauptsächlich an die Worte der Schrift sich halten. Denn je ärmer er sich in seinen eigenen erkennt, desto mehr muß er in jenen reich sein, daß er, was er mit seinen Worten gesagt hat, aus jenen beweise, und daß der, welcher in seinen eigenen Worten zu klein ist, durch das Zeugniß jener großen gleichsam wachse." Die Urheber der heiligen Bücher waren, behauptet das sechste Kapitel, ebenso beredt als weise. „Denn," sagt Augustinus, „wo ich sie verstehe, so kann mir nichts nicht allein weiser, sondern auch nichts beredter als sie scheinen. Und ich wage zu behaupten, daß Alle, welche recht verstehen, was jene reden, zugleich einsehen, daß jene nicht anders haben reden dürfen. Wie es nämlich eine Beredsamkeit gibt, welche mehr dem jugendlichen Alter ansteht, so gibt es auch eine, die dem Greisenalter schön läßt, und wie von Beredsamkeit nicht mehr gesprochen werden kann, wenn sie mit der Person des Redenden nicht übereinstimmt, so gibt es auch eine Beredsamkeit, welche den Männern, die das höchste Ansehen verdienen und wahrhaft göttlich sind, geziemt. Mit dieser haben jene geredet und ihnen ziemt keine andre und keinen andren ziemt diese: denn ihnen ist sie angemessen, die Andern aber überragt sie, je niedriger sie zu sein scheint, desto höher, nicht durch Windigkeit, sondern durch ihre Gediegenheit. Wo ich sie aber nicht verstehe, wird mir zwar ihre Beredsamkeit weniger deutlich, aber ich zweifle doch nicht, daß sie so sei, wie sie ist, wo ich verstehe." — „Ich könnte wohl, wenn ich Zeit hätte, alle Kraft und allen Schmuck der Beredsamkeit, worüber jene sich so aufblasen, welche ihre Sprache der Sprache unsrer Schriftsteller nicht wegen ihrer Erhabenheit, sondern wegen ihres Schwulstes vorziehen, in den heiligen Schriften dieser zeigen, mit welchen die göttliche Vorsehung uns zu unsrer Erziehung und zu

unsrer Versetzung aus dieser bösen Welt in die Seligkeit versehen hat. Aber das, was diesen Männern mit den Rednern und Dichtern der Heiden gemein ist, ergötzt mich nicht mehr, als ich sagen kann, in jener Beredsamkeit: das bewundre und staune ich viel mehr an, daß sie sich jener unsern Beredsamkeit mit der andern ihnen eigenthümlichen Beredsamkeit bedient haben, daß sie ihnen weder fehlt noch bei ihnen besonders hervortritt, weil dieselbe weder von ihnen gemißbilligt noch zum Prunke gezeigt werden durfte. Das Eine hiervon würde geschehen, wenn sie vermieden würde, das Andre könnte geglaubt werden, wenn sie leicht erkannt würde. Und an welchen Stellen sie etwa von den Gelehrten erkannt wird, wird so geredet, daß die Worte, mit welchen von den Dingen geredet wird, nicht von den Redenden herbeigeholt, sondern unwillkürlich den Dingen selbst sich unterlegt zu haben scheinen, daß du glauben könntest, die Wahrheit schreite aus ihrem Hause, d. i., der Brust des Weisen, hervor und es folge ihr als unabtrennliche Dienerin, auch ohne gerufen zu sein, die Beredsamkeit.“ In dem siebenten Kapitel wird auf Röm. 5, 3 ff. — eine Klimax — und auf 2. Cor. 11, 16 ff. — eine kunstvolle Periode, sowie auf Amos 6, 1 ff. hingewiesen: welche Beredsamkeit! Doch die heiligen Schriftsteller sind nicht in Allem nachzuahmen, mahnt das achte Kapitel, sie haben nämlich vielfach dunkel geredet, ihre Ausleger dürfen nicht so reden, sondern in allen Reden haben sie zuerst und zumeist nach Deutlichkeit zu ringen, daß sie verstanden werden. Es gibt in der Schrift Dinge, fährt das neunte Kapitel fort, welche überhaupt nicht oder nur kaum verstanden werden können, diese sind selten oder gar nicht zu behandeln: wenn der Redner sich auf sie einläßt, so soll er sich nicht sorgen, mit welcher Beredsamkeit, sondern mit welcher Deutlichkeit er lehre. Wenn es auf die Deutlichkeit ankommt, so ist eine gewisse absichtliche Nachlässigkeit (Cicero, Or. 23) gestattet, aber, heißt es Kapitel 10, diese legt nicht so den Schmuck (der Rede) ab, daß sie in das Gemeine fällt, obgleich gute Lehrer bei dem Reden sich befleißigen oder doch sich befleißigen sollten, daß das Wort nicht so ausgesprochen wird, wie es von den Gelehrten, sondern vielmehr wie es von den Ungelehrten ausgesprochen zu werden pflegt. „Was nützt,“ ruft er aus, „die Reinheit der Sprache, wenn sie nicht von dem Hörer verstanden wird, da überhaupt gar kein Grund zum Reden vorliegt, wenn, was wir reden, die nicht verstehen, um derenwillen wir reden,

daß sie verstehen. Wer also lehrt, wird alle Worte vermeiden, welche nicht lehren: und wenn er statt ihrer andere reine, welche verstanden werden, gebrauchen kann, so ziehe er das vor: so er es aber nicht kann, entweder weil sie nicht vorhanden sind, oder ihm augenblicklich nicht gegenwärtig sind, mag er auch weniger reine Worte gebrauchen, wenn nur die Sache selbst gelehrt und rein gelernt wird." „Sobald als er verstanden worden ist, muß er entweder die Rede schließen oder auf einen andern Gegenstand übergehen. Die auf Erkenntniß begierige Menge pflegt durch ihre Bewegung anzuzeigen, ob sie verstanden hat: bis sie dieß anzeigt, ist das, was behandelt wird, in vielfacher, wechselnder Rede hin und her zu drehen, was die nicht in ihrer Gewalt haben, welche ausgearbeitete und wörtlich auswendig gelernte Reden halten. Denn wie der angenehm ist, welcher das, was erkannt werden soll, von Wolken befreit, so ist jener lästig, welcher Erkanntes immer wieder vorkaut, denen vornehmlich, deren ganze Erwartung auf die Lösung der Schwierigkeit dessen, was erklärt wird, gespannt war. Des Ergötzens wegen werden auch bekannte Dinge gesagt, wo man nicht auf diese selbst, sondern auf die Art und Weise, wie sie besprochen werden, gespannt ist." „Die beste Lehrweise ist diese, durch welche erreicht wird, daß der Zuhörer die Wahrheit hört und was er hört, versteht." Der, welcher deutlich redet, fügt Kapitel 11 hinzu, rede auch gefällig. Das Wahre in den Worten, nicht die Worte liebt das gute Gemüth. „Aber was nützt ein goldner Schlüssel," fragt Augustinus, „wenn er nicht öffnen kann, was wir wollen? Oder was schadet ein hölzerner, wenn er dieß zu Stande bringt, wenn wir nichts weiter wollen, als daß, was verschlossen ist, geöffnet sei? Aber weil die, welche essen und lernen, eine gewisse Aehnlichkeit haben, so sind wegen des Ueberdrusses der Meisten auch die Speisen zu würzen, ohne welche man nicht leben kann." „Es hat ein beredter Mann" (vgl. Cicero, Orator 21), lesen wir Kapitel 12, „gesagt und zwar richtig gesagt, der Beredte müsse so sprechen, daß er lehre, daß er ergötze, daß er bewege: dazu fügt er noch: „„das Lehren gehört zur Nothwendigkeit, das Ergötzen zu der Anmuth, das Bewegen zu dem Siege"". Das Lehren ist unstreitig die Hauptsache. „Wie der Hörer zu ergötzen ist, daß er bei dem Hören festgehalten werde, so ist er auch zu bewegen, daß er zum Handeln bestimmt werde. Und wie er ergötzt wird, wenn du anmuthig sprichst, so wird er

bewegt, wenn er liebt, was du versprichst, fürchtet, was du drohst, hasst, was du schiltst, was du empfiehlst, ergreift." „Wenn sie noch unwissend sind, sind sie allewege früher zu belehren, als zu bewegen. Und vielleicht werden sie durch die Erkenntniß der Dinge selbst so bewegt werden, daß es nicht Noth thut, sie durch größere Kraft der Beredsamkeit noch zu bewegen. Wenn dieß aber nothwendig ist, muß es geschehen. Dann aber ist es nothwendig, wenn sie wissen, was zu thun ist, und es nicht thun. Und daher ist das Lehren Sache der Nothwendigkeit. Denn die Menschen können sowohl thun als auch lassen, was sie wissen. Wer aber wollte sagen, daß sie thun müssen, was sie nicht wissen? Und daher ist das Bewegen nicht Sache der Nothwendigkeit, weil es nicht immer Noth thut, wenn dem bloß Lehrenden oder auch Ergötzenden der Hörer schon zufällt. Daher gehört das Bewegen zu dem Siege, weil es geschehen kann, daß gelehrt und ergötzt, aber nicht zugestimmt wird. Was sollen aber jene beiden nützen, wenn dieses Dritte fehlt." „Der beredte Kirchenmann," heißt es Kapitel 13, „muß, wenn er etwas räth, was zu thun ist, nicht bloß lehren, daß er anweise, und ergötzen, daß er fessle, sondern auch bewegen, daß er siege." Fern sei, heißt es in Kapitel 14, von der Kirche jene Anmuth der Rede, welche das, was nicht zu thun, selbst das, was zu fliehen ist, ausschmückt und welche geringe und zerbrechliche Güter mit überschäumenden Worten preist. Für sich und für die, welche er anreden will — 15. Kapitel —, soll der Prediger beten, „er sei ein Beter, ehe er ein Redner ist. Kommt die Stunde, in welcher er reden soll, heran, so erhebe er, ehe er seine Zunge zum Vortrage in Bewegung setzt, zu Gott die durstende Seele, daß er, was er getrunken hat, aussprudele oder ausströme, womit er sich erfüllt hat. Denn wenn über eine jede Sache, welche nach dem Glauben und der Liebe zu behandeln ist, vieles gesagt werden kann und es viele Weisen gibt, in welchen davon gesprochen werden kann von denen, welche es verstehen: wer weiß, was gerade für diesen Augenblick entweder uns zu sagen, oder durch uns gehört zu werden fromme, außer dem, der die Herzen Aller durchschaut? Und wer macht, daß was nothwendig ist, auch so, wie es nothwendig ist, von uns gesagt werde, wenn nicht er, in dessen Hand sowohl wir als auch unsre Reden sind? Deßhalb lerne aber doch Alles, was zu lehren ist, wer es sowohl wissen als auch lehren will, und auch die Fertigkeit zu reden erwerbe er sich,

wie es einem Kirchenmanne geziemt. Er gedenke aber, daß in der Stunde, wo geredet werden soll, dem frommen Gemüthe widerfährt, was der Herr sagt: sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet (Matth. 10, 19 und 20). Wenn demnach in jenen der heilige Geist redet, welche den Verfolgern überliefert werden um Christi willen, warum nicht in jenen, welche den Lernenden Christum überliefern?" Dieses Beten soll mit dem Arbeiten Hand in Hand gehen: Paulus fordert in den Pastoralbriefen von Timotheus und Titus, daß sie für ihre Tüchtigkeit zum Lehren Sorge tragen sollen. Gottes Gnade und der Menschen Bemühung muß zusammen sein, freilich liegt Alles an Gottes Segen. „Denn," heißt es in dem 16. Kapitel, „wie die leiblichen Heilmittel, welche den Menschen vom Menschen gereicht werden, nur denen helfen, welchen Gott die Rettung auswirkt und welche auch ohne dieselben geheilt werden können, da sie ohne ihn nichts vermögen, doch angewandt werden —: so nützen auch die Hülfsmittel der Lehre dann der Seele, durch einen Menschen angewandt, wenn Gott schafft, daß sie nützen, welcher das Evangelium dem Menschen auch nicht von Menschen und nicht durch einen Menschen geben konnte." „Wer also," stellt das 17. Kapitel fest, „darnach trachtet, durch seine Rede zu dem, was gut ist, zu überreden, der bete und arbeite, nichts von diesen drei, daß er nämlich lehre, daß er ergötze, daß er bewege, verachtend, daß er mit Verständniß, mit Lust und mit Gehorsam gehört werde. Wenn er dieß geschickt und passend thut, darf er nicht mit Unrecht beredt genannt werden, wenn ihm auch der Beifall des Hörers nicht nachfolgt. Denn auf dieses Dreifache, nämlich daß er lehre, daß er ergötze, daß er bewege, scheint auch jenes Dreifache ebenderselbe Urheber der römischen Beredsamkeit beziehen gewollt zu haben, wenn er eben dort (c. 29) sagt: Der also wird beredt sein, welcher über kleine Dinge schlicht, über mittlere schön, über große erhaben wird reden können, als ob er jenes Dreifache auch hinzufügte und so auslegte, indem er einen einzigen Satz bildet: jener also ist beredt, welcher, damit er lehre, von kleinen Dingen schlicht, damit er ergötze, von mittleren schön und damit er bewege, von großen erhaben wird reden können." Es ist freilich, bemerkt Augustinus in dem 18. Kapitel, in geistlichen Dingen Nichts klein,

sondern Alles groß. „Weil wir Alles,“ sagt er treffend, „besonders aber, was wir von höherem Orte aus zu den Leuten reden, auf das Heil der Menschen und zwar nicht auf das zeitliche, sondern auf das ewige Heil beziehen müssen, wobei auch das ewige Verderben zu verhüten ist, ist Alles groß, wovon wir reden, so daß sogar das, was ein Kirchenlehrer über Geldsachen, wie Geld erworben und wie es verloren wird, sagt, nicht klein erscheinen darf, mag nun die Geldsumme groß oder klein sein. Denn die Gerechtigkeit, welche doch wahrhaftig auch in kleinen Geldsachen bewährt werden muß, ist nicht klein, wie denn der Herr sagt: wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu.“ (Luc. 16, 10.) „Obschon,“ heißt es im 19. Kapitel, „der Lehrer ein Redner großer Dinge sein soll, so darf er doch nicht immer erhaben davon reden, sondern schlicht, wenn etwas gelehrt wird, schön, wenn etwas getadelt oder gelobt wird. Wenn aber etwas gethan werden soll und wir zu solchen sprechen, welche dieß thun sollen, aber nicht wollen, dann muß das, was groß ist, erhaben gesagt werden und angemessen, um die Gemüther zu bewegen. Und bisweilen wird über einen und denselben großen Gegenstand sowohl schlicht geredet, wenn gelehrt wird, als auch schön, wenn gepredigt wird, und erhaben, wenn das abgewandte Gemüth angetrieben wird, daß es sich herwende.“ In dem 20. Kapitel werden nun zuvörderst Exempel der schlichten Redeweise — Gal. 4, 21 ff., 3, 15 ff., sodann der schönen 1. Tim. 5, 1, Röm. 12, 1 ff., 13, 6 f., 12 ff. und endlich der erhabenen 2. Cor. 6, 2 ff., Röm. 8, 28 ff., Gal. 4, 10 ff. — angeführt. „Es ist bei dem Lehren nicht dafür allein zu sorgen, daß das Verschlossene geöffnet und die Knoten der Fragen gelöst werden, sondern auch dafür, daß, während dieß geschieht, andren Fragen, welche sich vielleicht aufdrängen, entgegengetreten werde, damit nicht das, was wir sagen, durch jene umgestoßen oder widerlegt werde: doch müssen die Lösungen jener Bedenken uns ebenso entgegenkommen, daß wir nicht etwas anfassen, was wir nicht beseitigen können. Es geschieht aber, daß, wenn andere, in eine Frage einfallende Fragen und wiederum andere, in die einfallenden einfallende Fragen behandelt und gelöst werden, in eine solche Länge die Arbeit der Beweisführung sich ausdehnt, daß, wenn das Gedächtniß nicht ausnehmend stark und frisch ist, der Disputator zu dem Hauptpunkte, von dem gehandelt wurde, nicht zurückkehren kann. Sehr gut ist es aber, daß Alles, was dagegen

gesagt werden kann, wenn es sich aufdrängt, widerlegt werde, damit es sich nicht da aufdränge, wo keiner ist, der antworten kann, oder einem zwar anwesenden, aber schweigenden sich aufdränge, welcher dann gar nicht geheilt fortgehen würde. Man hat sich in Acht zu nehmen, daß nicht den göttlichen und wuchtigen Gedanken dadurch, daß ihnen der Wohlklang beigesellt wird, der Nachdruck entzogen werde. Die erhabene Redegattung aber unterscheidet sich dadurch am Meisten von jener schönen Gattung, daß sie nicht sowohl durch den Schmuck der Worte zierlich, als vielmehr durch die Affekte der Seele gewaltig ist. Denn sie nimmt auch jenen Schmuck fast ganz an, aber, wenn sie ihn nicht schon hat, sucht sie ihn nicht. Sie fährt daher in ihrer eigenen Kraft und reißt die Schönheit der Rede, wenn sie ihr entgegenkommt, durch die Macht des Gegenstandes an sich, sie nimmt sie aber nicht an aus Sorge um den Schmuck. Denn es genügt, daß die dem, worum es sich handelt, entsprechenden Worte nicht durch den Fleiß des Mundes gewählt werden, sondern dem Feuer des Herzens folgen. Denn wenn ein tapferer Mann mit einem mit Gold und Edelstein verzierten Schwerte ausgerüstet würde, richtet er, ganz auf den Kampf versessen, Alles, was er ausrichtet, zwar mit jener Waffe aus, aber nicht, weil sie kostbar, sondern weil sie eine Waffe ist: er ist aber doch derselbe und vermag sehr viel, auch wenn „„was jeder nur vorfand, macht ihm zur Waffe der Zorn““ (Virgilius, Aen. 7, 508).“ An diese biblischen Beispiele der drei Stilarten schließen sich im 21. Kapitel Beispiele aus Cyprianus und Ambrosius an. Mit diesen drei Redegattungen hat man nach Kapitel 22 in dem Vortrage abzuwechseln. „Je länger die Rede in einer Gattung fortgeht, desto weniger fesselt sie den Hörer. Wenn man aber von einer in die andre übergeht, so schreitet die Rede, wenn sie auch länger dauert, doch ganz schicklich vorwärts, obgleich auch die einzelnen Gattungen ihre Verschiedenheiten in der Rede der Beredten haben, welche verhindern, daß der Geist der Zuhörer kalt oder schlaff werde. Doch kann leichter das nur Schlichte, als das bloß Erhabene länger ertragen werden. Denn je mehr eine Bewegung der Seele, daß uns der Zuhörer zustimme, hervorzubringen ist, desto weniger kann sie auf der Höhe lange erhalten werden, wenn sie hinlänglich erregt worden ist. Deßhalb müssen wir uns vorsehen, daß, während wir, was aufgeregt ist, noch höher aufregen wollen, es nicht von da herabfalle, wohin es

durch die Aufregung gebracht worden war. Nachdem aber solches, was schlichter zu sagen ist, eingeschaltet worden ist, wird ganz gut wieder zu dem, was erhaben geredet werden muß, gegangen, daß der Andrang der Rede, wie die Fluth des Meeres, abwechsele." Die erhabene Rede gibt, nach Kapitel 23, wie die schlichte den beiden anderen Arten gern in sich Raum: die schöne Rede fordert die erhabene Gattung nicht, denn sie wird, um die Seelen zu ergötzen und nicht um sie zu bewegen, unternommen. Die scharfsinnigen Stellen der schlichten Redegattung, sowie die Schönheiten der zweiten Gattung werden beklatscht, aber, sagt Kapitel 24, „die erhabene Gattung unterdrückt durch ihren Nachdruck die Stimmen des Beifalls, drückt aber Thränen aus. Als ich zu Cäsarea in Mauritanien dem Volke abrathen wollte von dem Bürgerkampfe, der mehr als ein Bürgerkampf war, den sie Caterva nannten, denn nicht bloß Bürger, sondern auch Verwandte, Brüder, endlich Eltern und Söhne, durch Steine (Lose) unter sich in zwei Parteien geschieden, kämpften mehrere Tage hinter einander zu einer gewissen Zeit des Jahres feierlich und jeder tödtete, wen er konnte, sprach ich zwar erhaben, so viel ich vermochte, daß ich eine so grausame und eingerottete Unsitte aus ihren Herzen und Sitten herausrisse und durch meine Rede vertriebe: ich glaubte aber nicht, daß ich schon etwas erreicht hätte, als ich sie mir zurufen hörte, sondern als ich sie weinen sah. Durch das Zurufen nämlich gaben sie zu erkennen, daß sie gelehrt und ergötzt wurden, durch die Thränen aber, daß sie bewegt wurden. Als ich diese sah, glaubte ich, daß jene unmenschliche, von den Vätern und Großvätern und weiterhin von den Vorfahren überlieferte Gewohnheit, welche ihre Gemüther feindselig besessen hatte, oder richtiger, besaß, besiegt sei, ehe sie es mit der That zeigten, und, bald die Rede schließend, wandte ich Herz und Mund zu Gott, um zu danken. Und siehe es sind beinah acht Jahre oder mehr, daß durch Christi Gnade dort nichts dergleichen versucht worden ist. Es gibt noch viele andre Erfahrungen, durch welche wir gelernt haben, daß die Leute, was in ihnen die Erhabenheit einer weisen Rede gewirkt hat, nicht durch Schreien, sondern durch Seufzen, bisweilen auch durch Thränen, endlich durch Veränderung des Lebens gezeigt haben. Durch die schlichte Redeweise sind sehr viele verändert worden, aber so, daß sie wußten, was sie nicht wußten, oder glaubten, was ihnen nicht glaublich schien, nicht aber so, daß sie thaten, was

sie als ihre Pflicht schon erkannten und nicht thun wollten. Um solcherlei Härtigkeit zu bewegen, muß erhaben geredet werden." Die zweite Redegattung will ergötzen, will als schön und wohlgeordnet erkannt werden: der kirchliche Redner verbindet mit dieser Absicht eine andere nach Kapitel 25. Er will, indem er von den Tugenden schön redet, zu diesen Tugenden reizen und locken. „Daher geschieht es, daß wir auch des Schmuckes der schönen Rede uns nicht prahlerisch, sondern klug bedienen, nicht mit seinem Zwecke zufrieden, nach welchem der Hörer lediglich ergötzt werden soll, sondern dieses vielmehr erstrebend, daß er zu dem Guten, wozu wir ihn überreden wollen, auch dadurch unterstützt werde." „Jenes Dreifache," beginnt das 26. Kapitel, „welches wir oben (Kapitel 15 und 17) aufstellten, daß der, welcher weise redet, so er auch beredt sprechen will, das bezwecken müsse, daß er mit Verständniß, mit Lust, mit Gehorsam gehört werde, ist nicht so zu nehmen, als ob diese einzelnen Momente jenen drei Redegattungen so zuertheilt würden, daß zu der schlichten Gattung das mit Verständniß, zu der schönen das mit Lust und zu der erhabenen das mit Gehorsam Gehörtwerden gehöre, sondern vielmehr so, daß dieses Dreifache der Redner stets erstrebe und, so viel er vermag, erreiche, auch wenn er sich mit einer einzelnen von ihnen beschäftigt. Denn wir wollen nicht, daß das, was wir reden, Ekel erwecke, und deßhalb wollen wir nicht bloß mit Verständniß, sondern auch mit Lust gehört werden. Was aber erstreben wir mit den göttlichen Zeugnissen bei dem Lehren dessen, was wir sagen, außer daß wir mit Gehorsam gehört werden, d. i. daß ihnen geglaubt werde, unter dem Beistande dessen, von dem gesagt ist: Deine Zeugnisse sind sehr fest gemacht worden (Ps. 93, 5). Was wünscht der anders, als gehört zu werden, welcher etwas, wenn gleich in schlichter Rede, den Lernenden vorträgt? Und wer wollte ihn wohl hören, wenn er nicht auch durch einige Anmuth den Hörer fesselte. Denn wenn er nicht verstanden würde, wer wüßte nicht, daß er weder mit Lust noch mit Gehorsam gehört werde? Meistens aber erweckt die schlichte Rede, wenn sie die schwierigsten Fragen löst und durch unvermuthete Klarlegung beweist, wenn sie die scharfsinnigsten Sätze, ich weiß nicht aus welchen Höhlen, wo sie nicht verhofft wurden, herausreißt und zeigt, wenn sie den Irrthum des Gegners besiegt und lehrt, daß falsch sei, was von jenem gesagt wurde und unbesieglich schien, solchen Beifall, daß sie kaum als schlicht erkannt

wird, zu allermeist wenn ein gewisser nicht gesuchter, sondern gleichsam natürlicher Schmuck ihr zugehört und eine gewisse nicht prunkende, sondern gleichsam nothwendige und, daß ich so sage, den Sachen selbst ausgepreßte Fülle. Denn weil sie weder geschmückt noch gewaffnet einherschreitet, sondern gleichsam nackt in den Kampf geht, zerdrückt sie dennoch mit ihren Nerven und Muskeln den Widersacher und stößt um und zerstört mit den sehr tapfern Gliedern die widerstehende Unwahrheit. Weßhalb wird aber häufig und viel den so Redenden zugerufen, wenn nicht, weil die also dargestellte, also vertheidigte, also unbesiegte Wahrheit ergötzt? In dieser schlichten Redeweise also auch muß jener unser Lehrer und Redner das zu erreichen suchen, daß er nicht bloß mit Verständniß, sondern auch mit Lust und mit Gehorsam gehört werde. Auch jene schöne Redegattung bleibt bei dem beredten Kirchenmann weder ohne Schmuck, noch wird sie unziemlich geschmückt, auch begehret er nicht allein dieses, daß den ergötze, was er den Andern lediglich vorträgt, sondern auch in dem, was er lobt oder tadelt, daß jenes zu erstreben oder fester zu halten, dieses aber zu vermeiden oder zu verabscheuen sei, will er durchaus mit Gehorsam gehört werden. Wenn er aber nicht mit Verständniß gehört wird, kann er auch nicht mit Lust gehört werden. Wenn es aber Noth thut, den Zuhörer durch die erhabene Gattung zu bewegen und zu erweichen (dieß ist dann Noth, wenn er eingesteht, daß sowohl wahr als auch schön gesprochen werde, und er doch nicht thun will, was gesagt wird), ist ohne Zweifel erhaben zu reden. Aber wer wird bewegt, wenn er nicht weiß, was gesagt wird? Oder wer wird gefesselt, daß er höre, wenn er nicht ergötzt wird? Daher kann auch bei dieser Gattung, wenn zum Gehorsam das harte Herz durch die Erhabenheit der Sprache gebeugt werden muß, nicht mit Gehorsam gehört werden, wenn der, welcher redet, nicht zugleich mit Verständniß und mit Lust gehört wird." „Es hat aber, daß mit Gehorsam gehört werde," beginnt das 27. Kapitel, „das Leben des Redenden mehr Gewicht als die noch so große Erhabenheit der Rede. Denn wer weise und beredt spricht, aber schlecht lebt, unterweist zwar Viele, welche lernbegierig sind, obgleich es, wie geschrieben steht, ihm selber nichts nütze ist. (Sir. 37, 22.) Weßhalb auch der Apostel spricht: daß nur Christus verkündigt werde, es geschehe durch Zufall (so übersetzt die Vulgata) oder in Wahrheit (Phil. 1, 18). Christus aber ist die Wahrheit, und doch kann

auch ohne Wahrheit die Wahrheit verkündigt werden, d. i., daß mit schlechtem und falschem Herzen das, was recht und wahr ist, verkündigt wird. Denn so wird Christus von denen verkündigt, welche das Ihre suchen und nicht, was Jesu Christi ist. Aber sintemalen die guten Gläubigen nicht einen beliebigen Menschen, sondern den Herrn selbst mit Gehorsam hören, welcher sagt: was sie euch sagen, das thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun, sie sagen es wohl und thun es nicht (Matth. 23, 3), werden sie wohl mit Nutzen gehört, welche selbst unnütz leben. Sie befleißigen sich nämlich, das Ihre zu suchen, aber sie wagen nicht, das Ihre zu lehren, von dem höheren Orte nämlich des Kirchenstuhles, welchen die gesunde Lehre errichtet hat. Weßhalb der Herr selbst, bevor er über solche das, was ich angegeben habe, sagt, vorausschickt: auf Mosis Stuhle sitzen sie (Matth. 23, 2). Jener Stuhl also, nicht der ihrige, sondern dem Moses gehörig, zwang sie Gutes zu sagen, wenn sie auch nicht Gutes thaten. Sie trieben in ihrem Leben das Ihrige, aber das Ihrige zu lehren, erlaubte ihnen der fremde Stuhl nicht. Daher nützen sie Vielen dadurch, daß sie reden, was sie selber nicht thun: aber weit Mehreren würden sie nützen, wenn sie thäten, was sie reden. Denn es sind überaus Viele vorhanden, welche eine Vertheidigung ihres schlechten Lebens bei ihren Vorgesetzten und Lehrern selbst suchen wollen, diese antworten in ihren Herzen, oder, wenn sie ausbrechen, auch mit ihrem Munde und sagen: was du mir befiehlst, warum thust du es selbst nicht? So geschieht es, daß sie den nicht mit Gehorsam hören, welcher sich selbst nicht hört, und das Wort Gottes, welches er ihnen predigt, zugleich mit dem Prediger selbst verachten. Endlich fügt der Apostel in dem (1.) Brief an Timotheus, nachdem er gesagt hat: Niemand verachte deine Jugend, hinzu, warum sie nicht verachtet werden darf: sondern sei ein Vorbild den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Keuschheit." (4, 12.) „Ein solcher Lehrer," heißt es im 28. Kapitel weiter, „redet, damit er mit Gehorsam gehört werde, nicht unverschämt, nicht allein schlicht und schön, sondern auch erhaben, weil er nicht verächtlich lebt." — „In der Rede selbst möge er lieber durch den Inhalt als durch die Worte gefallen wollen, und er möge nicht glauben, daß besser geredet werde, als wenn wahr geredet wird, und der Lehrer möge nicht den Worten, sondern die Worte dem Lehrer dienen. Denn das meint der Apostel, wenn er

sagt: nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zu nichte werde (1. Cor. 1, 17)." — „Mit Worten streiten heißt dafür nicht Sorge tragen, daß der Irrthum durch die Wahrheit besiegt werde, sondern wie deine Ausdrucksweise der Ausdrucksweise des Andern vorgezogen werde. Ferner, wer nicht mit Worten streitet, mag er, sei es schlicht, sei es schön, sei es erhaben, reden, betreibt das mit seinen Worten, daß die Wahrheit einleuchte, daß die Wahrheit gefalle, daß die Wahrheit bewege, denn auch die Liebe selbst, welche des Gebotes Ende und des Gesetzes Erfüllung ist, kann auf keine Weise recht sein, wenn das, was geliebt wird, nicht wahr, sondern falsch ist. Was heißt also, nicht bloß beredt, sondern auch weise reden, wenn nicht in der schlichten Redeweise hinlängliche, in der schönen glänzende, in der erhabenen gewaltige Worte, aber zu wahren Sachen, welche gehört werden müssen, anwenden? Wer aber beides nicht kann, der rede lieber weise, was er nicht beredt redet, als daß er beredt rede, was er unweise redet." „Wenn er aber nicht ein Mal dieses kann," sagt Augustinus in dem 29. Kapitel, „so wandle er so, daß er nicht bloß sich einen Lohn erwerbe, sondern auch Andern ein Beispiel darbiete, und die Gestalt seines Lebens sei bei ihm gleichsam die Fülle der Rede. Gewiß gibt es Gewisse, welche gut vortragen können, was sie aber vortragen sollen, nicht ausdenken können. Wenn diese nun, was von Anderen beredt und weise niedergeschrieben ist, nehmen und es dem Gedächtniß einprägen und dem Volke vortragen, wenn sie diese Rolle spielen, so handeln sie nicht unrecht. So werden, was gewiß nützlich ist, Viele Prediger der Wahrheit und nicht Viele Lehrer, wenn Alle das, was von einem wahren Lehrer herrührt, reden und unter ihnen keine Spaltungen sind. Und sie sind nicht zurückzuschrecken durch jene Stimme des Propheten Jeremias, durch welchen Gott diejenigen straft, welche sein Wort stehlen, Einer dem Andern (23, 30). Denn die, welche stehlen, nehmen fremdes Eigenthum fort: das Wort Gottes aber ist denen nichts fremdes, welche ihm gehorchen, vielmehr redet jener fremdes, welcher gut spricht, aber schlecht lebt." Das 30. Kapitel endlich, denn das 31. enthält nur eine kurze Entschuldigung, daß diese Auseinandersetzung etwas weitläufig ausgefallen ist, mahnt nochmals dringend zum Gebete. „Mag Einer nun, sei es zu dem Volke, sei es zu etwelchen reden, oder was vor dem Volke geredet oder von denen, welche es wollen oder können, gelesen

werden soll, diktiren will, so möge er beten, daß Gott ihm eine gute Rede in den Mund lege. Denn, wenn die Königin Esther, als sie für das zeitliche Wohl ihres Volkes mit dem König reden wollte, bat, daß Gott ihr in den Mund die geeignete Rede lege, wie viel mehr muß der beten, daß er ein solches Gnadengeschenk empfange, der an dem ewigen Heile der Menschen mit Wort und Lehre arbeitet! Jene aber, welche das vortragen wollen, was sie von Andern empfangen haben, mögen, bevor sie empfangen, für die beten, von welchen sie empfangen, daß ihnen gegeben werde, was sie von denselben empfangen wollen, und wenn sie empfangen haben, mögen sie beten, daß sie selbst es gut vortragen, und jene, denen sie es vortragen, es gut aufnehmen: und über den glücklichen Ausfall der Rede mögen sie demselben Dank sagen, von welchem sie bestimmt wissen, daß sie es empfangen haben, damit wer sich rühmen will, in jenem sich rühme, in dessen Hand wir und unsre Reden sind."

Dieß ist die Grundanschauung des Augustinus von der Predigt: dieß sind seine Grundsätze, seine Hauptgesichtspunkte. Er hat von Anfang bis an das Ende an ihnen festgehalten und sie haben sich ihm bewährt. Wir wissen, welche ganz hervorragende Stellung dieser Kirchenvater nicht bloß in der afrikanischen, sondern auch in der gesammten abendländischen Kirche einnahm und welche entscheidende Bedeutung er in den großen Kämpfen gegen den Manichäismus, den Donatismus und den Pelagianismus gewann: aber Niemand meine, daß darunter sein Dienst an dem Worte Noth oder auch nur Abbruch gelitten habe. Augustinus, welcher schon nach fünf Jahren dem alten Valerius auf dessen dringenden Wunsch als Mitbischof zur Seite gestellt wurde und der, nachdem sein väterlicher Freund bald darauf das Zeitliche gesegnet hatte, alleiniger Bischof von Hippo Regius geworden war und bis zu seinem Tode, welcher am 28. August 430 mitten in der vandalischen Drangsal erfolgte, mit unermüdlichem Eifer sein bischöfliches Amt verwaltete, erkannte gerade in der Predigt des Wortes die Hauptaufgabe seines oberhirtlichen Berufes, den Mittelpunkt seiner bischöflichen Wirksamkeit. Wir besitzen von Augustinus leider nicht die Rede, mit welcher er sein Episkopat übernahm, dagegen aber zwei Reden, Nr. 339 und 340, welche er an dem Jahrestage seiner bischöflichen Weihe gehalten hat. Die erste Gedächtnißrede beginnt also: „Der Tag heute, meine Brüder, mahnt mich, an meine Bürde fleißiger zu

denken. Wenn ich auch Tag und Nacht an diese Bürde denken muß, so drängt sie der Jahrestag, ich weiß nicht, wie, so meinen Gedanken auf, daß ich sie zu bedenken mich durchaus nicht entwinden kann. Und je mehr die Jahre kommen, oder vielmehr gehen und uns dem letzten Tage näher bringen, der ja sicher ein Mal kommen muß, um so schärfer ist mein Nachdenken, um so schärfer der Stachel, welche Rechenschaft ich dem Herrn, meinem Gotte, von euch geben kann. Denn das ist der Unterschied zwischen einem jeden von euch und uns, daß ihr fast nur über euch selbst Rechenschaft ablegen werdet, wir aber über uns und über euch alle." „Darum erleichtert," bittet er § 3, „meine Brüder, erleichtert meine Bürde und tragt sie mit mir! Der Geburtstag des Herrn steht bevor, wir müssen unsre Mitarmen weiden und ihnen unsre Lindigkeit mittheilen. Eure Gerichte sind diese meine Worte: mit dem greifbaren und sichtbaren Brode alle zu speisen, bin ich nicht im Stande. Damit speise ich, womit ich gespeist werde. Ich bin ein Diener, nicht der Hausvater selbst. Davon setze ich euch vor, wovon ich auch lebe. Von dem Schatze des Herrn, von dem Mahle jenes Hausvaters, welcher, obwohl er reich war, arm geworden ist um unsertwillen, daß wir durch seine Armuth reich würden (2. Cor. 8, 9)." Endlich in dem § 4 sagt er: „Predigen, Strafen, Schelten, Erbauen, an einem jeden seine Schuldigkeit thun, ist eine große Last, eine große Bürde, eine große Arbeit." In der andern Gedächtnißrede sagt er: „Die Unruhigen müssen ergriffen, die Kleinmüthigen getröstet, die Schwachen getragen, die Widersprechenden widerlegt, die Nachstellenden gemieden, die Unerfahrenen belehrt, die Nachlässigen aufgemuntert, die Streitsüchtigen zurückgehalten, die Uebermüthigen niedergedrückt, die Streitenden beruhigt, die Armen unterstützt, die Unterdrückten befreit, die Guten belobt, die Bösen geduldet, Alle geliebt werden. In dieser so großen und so mannichfachen und verschiedenartigen Betreibung verschiedener Dinge helft uns, indem ihr sowohl betet als auch gehorcht: daß es uns ergötze nicht sowohl euch zu leiten (praeesse), als vielmehr euch zu weiden (prodesse)."

Ein rechter, treuer Hirte wollte Augustinus sein, Miethlinge gab es leider, wie er in der 137. Rede § 14 bitter klagt, damals schon genug, welche gern treue Hirten auf ihre schlechten Wege hinüberlocken wollten. „Aber im Namen Christi, wenn dem Herrn gefällt, was wir sagen," heißt es in dem Schlusse des angezogenen

Paragraphen, „kein solcher hat uns versucht und bei uns das gefunden, was er suchte. Denn, wenn es der, welcher uns berufen hat, will, sind wir Hirten und nicht Miethlinge. Aber wie der Apostel spricht: mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage; auch richte ich mich selbst nicht. Ich bin wohl nichts mir bewußt, aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt: der Herr ist es aber, der mich richtet (1, Cor. 4, 3 und 4). Um deßwillen ist mein Gewissen nicht gut, daß ihr es lobt. Denn was lobt ihr, das ihr nicht seht? Jener möge es loben, der da sieht; jener möge es auch verbessern, wenn er etwas darinnen sieht, was seine Augen verletzt. Denn wir auch halten uns nicht für vollkommen heil, sondern wir schlagen an unsre Brust und sprechen zu Gott: sei mir gnädig, daß ich nicht sündige. Denn noch glaube ich, — denn ich rede vor seinem Angesicht — daß ich nichts bei euch suche, als euer Heil: und wir seufzen sehr viel über die Sünden unserer Brüder und leiden Gewalt und werden in dem Geiste gequält und strafen sie auch hin und wieder, oder vielmehr, wir strafen sie in einem fort. Alle sind deß Zeugen, die sich an das erinnern, was ich rede, wie oft von uns die fehlenden Brüder gestraft, ja gewaltig gestraft worden sind."

Das Strafen, wie das Lehren, das Drohen, wie das Loben, überhaupt das Predigen des Kirchenvaters kam aus dem tiefsten Herzen, aus einem Herzen, das von brüderlicher Liebe überfloß. „Was will ich aber? Was begehre ich? Warum rede ich? Warum sitze ich hier? Warum lebe ich?" So fragt er in der 17. Rede § 2. „Wenn nicht in der Absicht, daß wir mit Christus allzumal leben? Das ist meine Begierde, das ist meine Ehre, das ist mein Ruhm, das ist meine Freude, das ist mein Erbtheil. Wenn ihr auch nicht hören wolltet, so würde ich doch nicht schweigen, sondern meine Seele frei machen. Denn ich will nicht selig sein ohne euch."

Der Dienst an dem Worte war ihm deßhalb an die Seele gewachsen, er konnte sich darin nie genug thun; wenn er auch noch so abgespannt und ermattet (s. 94, 1), ja schwach und krank (s. 42, 1) war, so konnte er es doch nicht unterlassen, zu der Gemeinde zu reden. Nicht bloß an den Sonntagen predigte er, nicht bloß an Werktagen, auf welche Gedächtnißtage von Aposteln und Märtyrern fielen, er predigte vielfach in den täglichen Gottesdiensten der Woche, die vornehmlich in der Fastenzeit und in der Zwischenzeit von Ostern

auf Pfingsten allgemein in Uebung waren. Es war ihm nicht zu viel, zwei Tage hinter einander das Wort zu ergreifen (s. 4, 1. 73, 1. 82 u. 83. 93. 123, 3. 182 u. 183. in Psalm 30, I u. II u. 34, s.I u. II): er sprach häufig drei Tage hinter einander (s. 154, 1. u. 155, 1.), ja eine ganze Woche hindurch Tag für Tag (tract. in Joan. 17, 18, 19, 20, 21, 22 u. 23).

Niedergeschrieben vor dem Vortrage hat Augustinus, wie es mir scheint, die allerwenigsten Predigten; er beschränkte sich meistentheils auf eine gründliche Meditation, auf eine tüchtige Durcharbeitung des Redestoffes in seinen Gedanken. Wiederholt ist es ihm aber begegnet, daß er selbst ohne diese Vorbereitung aus dem Stegreife sprechen mußte, und wie es dem Chrysostomus in dem Drange des Augenblicks erging, so erging es ihm auch: die so ganz frei gehaltenen Reden stehen den andern, im Geiste ausgetragenen und lose gestalteten Reden durchaus nicht weder an Form noch an Inhalt nach. In dem Eingange der 352. Rede sagt er, daß er keine Predigt vorbereitet habe, daß aber Gott und ihre Begierde nach einer Rede ihn treibe, zu ihnen zu reden. Seinem Freunde Alypius schreibt er ep. 29, 7, daß er in ganz unvorbereiteter Rede, nachdem er aus der heiligen Schrift der Gemeinde eine Anzahl von Stellen vorgelesen hätte, um sie von den in ganz Nordafrika üblichen Schmausereien an den Gedächtnißtagen der Heiligen, welche an deren Grabmälern oder in den Kirchen stattfanden, abzubringen, so gut er es vermocht und so weit ihn die Gefahr gedrängt und der Herr ihm Kraft gegeben hätte, ihnen die Gefahr, in welche sie sich damit stürzten, so eindringlich vor die Augen gemalt habe, daß er den tiefsten Eindruck gemacht und jenen Unfug mit Gottes Hülfe ganz abgestellt habe. „Ich habe ihre Thränen nicht mit meinen Thränen erregt, sondern, als solches geredet wurde, ich bekenne es, konnte ich, indem ihr Weinen mir zuvorkam, mich des Weinens nicht enthalten. Und da wir gleicher Weise geweint hatten, beschloß ich meine Rede in der vollsten Hoffnung ihrer Besserung.“ Da Augustinus hier und andre Male erfahren durfte, daß der Herr einen ganz besondern Segen auf solch eine extemporirte Ansprache gelegt hatte, so entschloß er sich wohl, von dem Gegenstande, welchen er sich zu behandeln vorgenommen hatte, ganz abzustehen und sich über einen andern Gegenstand ganz frei auszusprechen, wenn er in einem zufälligen Versehen des Schriftvorlesers einen Wink seines Herrn zu erblicken

oder in seiner Brust die Aufforderung seines Herrn über einen bestimmten Punkt sich endlich ein Mal auszulassen zu vernehmen meinte. „Ich hatte mich auf einen kurzen Psalm vorbereitet,“ berichtet er in dem Eingange der enarratio des 138. Psalmes, „welchen zu singen ich dem Lektor aufgab: aber in dem Augenblicke, wie es scheint, verwirrt, hat er einen andern Psalm dafür gelesen. Wir wollen aber lieber in dem Irrthum des Lektors dem Willen Gottes folgen, als unsern durchsetzen in unsrem Vorsatze. Wenn wir euch daher durch seine Länge etwas aufhalten, so wollet uns das nicht anrechnen, sondern glaubt, daß Gott uns nicht ohne Frucht habe arbeiten lassen wollen.“ Der andere Fall wird durch die beiden Reden über die Sünde wider den heiligen Geist und über das Schwören belegt.

Allen geistlichen Reden des Augustinus liegt, mit Ausnahme einiger wenigen Festreden, wie z. B. Rede 202, 203, 208, 209 ꝛc., ein Bibelabschnitt zu Grunde: freilich bei den verschiedenartigen Reden auch in verschiedener Art. Es herrschte ja in der gesammten alten Kirche des Morgen- wie des Abendlandes die Sitte, daß in dem Laufe der Predigt selbst der Text nicht verlesen wurde. Die letzte Stelle aus Augustinus legt das ganze Verfahren klar. Die Rede schloß sich enger oder freier an die Schriftvorlesung an, welche ihr vorausging. Der Redner hatte da in zwiefacher Weise, bei aller Gebundenheit, doch ganz freie Hand. Ein einziger Schriftabschnitt ward in keiner christlichen Kirche verlesen, stets mehrere zu gleicher Zeit in rascher, wohl nur durch ein kurzes Gebet oder einen Ausruf unterbrochener Reihenfolge. In der Afrikanischen Kirche war die Vorlesung von drei Schriftabschnitten hergebracht, aus dem Alten Testament, aus den Evangelien und aus dem Apostel (den Episteln) ward ein Stück von dem mit dem Vorleseramte betrauten Lektor mit lauter Stimme verlesen. Es stand nun dem Redner ganz frei, über eines von diesen drei Lesestücken, oder über zwei von ihnen, oder über alle drei zugleich zu reden. Unser Kirchenvater hat in seinen allermeisten Reden sich nur auf eine von diesen üblichen drei Lektionen eingelassen, gelegentlich beruft er sich im Vorübergehen auf die anderen Lesestücke, um sie nicht ganz außer Acht zu lassen: mehrfach aber, wie s. 45, 48, 82, 128, 160, 166 u. ö., behandelt er zwei Lektionen, ja in etlichen Reden, wie s. 112, 165, 170, 176, greift er auf alle drei zurück. Wenn aber eine Combination ver-

schiedener Schriftabschnitte gestattet ist, so ergibt sich ganz von selbst, daß der Redner nicht die Pflicht hat, jeden dieser Texte zu erschöpfen oder nach seinem Hauptgesichtspunkte zu betrachten. Es war also ganz in das Belieben des Redners hineingestellt, was er aus den verlesenen Schriftworten herausholen und für die Gemeinde fruchtbar machen wollte. Er konnte sich ganz ungehindert bewegen, wohin er wollte; er konnte dem Mittelpunkte zustreben, aber auch in dem Umkreise sich ergehen, in die Tiefe der Schrift sich versenken und in die Weite des Lebens und auf die Höhe seiner Zeit hinausfahren. Er brauchte nur von dem Texte auszugehen, durch den Text seine Gedanken in Bewegung setzen zu lassen: es ward im Ganzen von der Gemeinde nichts mehr verlangt, als ein schriftgemäßes Reden, als ein Vortrag von Gedanken, welche der Forschung in der Schrift ihr Leben verdankten.

Wir besitzen nun von Augustinus Reden von ganz verschiedener Art. In einer großen Anzahl von Reden — es gehören hierher seine enarrationes in psalmos, seine tractatus in Joannis evangelium und in epistolam Joannis und der größte Theil seiner Reden — wird ein Abschnitt der heiligen Schrift mehr oder weniger eingehend behandelt: hier wird die Bibel ausgelegt, der Prediger ist vor allen Dingen ein Schriftgelehrter, welcher die dunklen Stellen der Schrift erklären, die rechte Lehre aus ihr herausziehen und die kräftigsten Motive zu einem gottgefälligen Leben aus ihr entwickeln will. Nicht alle Reden aber gehen in dieser Weise in die Schrift ein: viele — hierher gehören seine Reden an den Festtagen des Herrn und seiner Heiligen — graben nicht in die Tiefe des Schriftwortes, sondern erheben sich auf dem Grunde eines Schriftwortes zu Gottes Lob und Preis. Die großen Thaten Gottes, welche an dem Herrn und seinen Knechten geschehen sind, von denen der Text geredet hat oder auf die er sich deuten läßt, werden mit jauchzendem Munde dann verkündigt. Ich möchte jene lehrhaften Vorträge Predigten, diese, von dem Texte mehr absehenden, aus vollem, begeistertem Herzen hervorsprudelnden Vorträge aber lieber Reden nennen. Die tiefe Schriftkenntniß Augustins tritt in jenen Predigten, seine hohe Begeisterung, der volle Schwung, die Erhabenheit seiner Beredsamkeit aber in diesen Reden hervor.

Die Auswahl des Textes stand damals noch ganz in der Hand des Bischofs: er und kein Perikopensystem bestimmte, was an dem

betreffenden Tage der Gemeinde aus dem Worte Gottes vorgetragen wurde. Die Gemeinde hatte sich nur gewöhnt, an bestimmten Festtagen ganz bestimmte Texte zu vernehmen, und dieser Gewöhnung mußte Rechnung getragen werden. Augustinus sagt in der 232. Rede, § 1 (in diebus Paschatis III): „Die Auferstehung unsres Herrn Jesu Christi ist auch heute verlesen worden, aber aus einem andern Buche, nämlich aus dem Evangelium Lukas. Zuerst ist sie verlesen worden aus Matthäus, am gestrigen Tage aber aus Markus, heute aus Lukas: so bringt es die Ordnung der Evangelien mit sich. Denn wie sein Leiden von allen Evangelisten beschrieben worden ist, so geben diese sechs oder acht Tage Zeit, daß die Auferstehung des Herrn nach allen Evangelisten verlesen werde. Weil aber das Leiden an einem Tage gelesen wird, pflegt es nur aus Matthäus verlesen zu werden. Ich wollte ein Mal, daß in jedem Jahre nach einem andern Evangelisten auch das Leiden verlesen würde: es ist geschehen: weil aber die Leute nicht hörten, was sie gewöhnt, wurden sie verwirrt.“ Er unterbrach deßhalb, wie er in dem kurzen Vorworte zu seinen Traktaten über den ersten Brief Johannis schreibt (III., 2, 601 f.), seine Vorträge über das Evangelium desselben Apostels, da die Festtage (der Ostern) dazwischen fielen, „an welchen in der Kirche gewisse Lektionen vorgelesen werden müssen, welche so jährlich sind, daß sie andre nicht sein können.“

Mochte Augustinus nun an einen selbstgewählten Text oder an ein von der kirchlichen Sitte ihm vorgeschriebenes Wort mit seiner Rede sich anschließen, mochte er in diese Lektion mit verständigen Worten hineinführen oder über dieselbe mit hohen Worten jauchzen: die Schrift wollte er auf diese wie auf jene Weise treiben, sie wollte er seinen Hörern nahe bringen, aus ihrem Quell wollte er sie tränken zum ewigen Leben. „Ihr seht,“ ruft er ein Mal s. 128, 7 aus, „wie es zu der Pflicht des Pastors gehört, die bedeckten Quellen zu öffnen, und reines, gesundes Wasser den durstenden Schafen zu spenden.“ Für alle Glieder seiner Gemeinde schöpft er aus diesem Quellborne, sie alle finden in diesem lebendigen Wasser ihr Genüge. „Hieraus trinkt,“ heißt es in der dritten Rede über Ps. 103, § 4, „der Hase, hieraus der Waldesel; der kleine Hase und der große Esel; der furchtsame Hase und der wilde Esel, beide trinken daraus, aber jeder nach seinem Durst. Das Wasser sagt nicht: ich bin nur für den Hasen auskömmlich, und weist den Waldesel fort, noch

spricht es also: der Waldesel mag herantreten, wenn aber der Hase kommt, so wird er fortgerissen werden. Es fließt so sicher und so maßvoll, daß es den Waldesel also sättigt, daß es den Hasen nicht abschrecke. Es ertönt das Geräusch der tullianischen Stimme, Cicero wird gelesen, es ist ein Buch, es ist ein Gespräch von ihm oder von Plato, oder von irgend einem desgleichen: hören die Unerfahrenen, die Schwachen, kleinmüthigeren Geistes, wer wagt sich dorthin zu nahen? Das Geräusch des Wassers, des vielleicht erregten oder doch wenigstens reißend dahin fließenden, ist so, daß ein furchtsames Wesen nicht wagt heranzutreten und zu trinken. Wem ertönte es: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und wer wagte nicht zu trinken? Wem ertönt ein Psalm und er spräche: es ist mir zu viel? Siehe, was der Psalm ertönen läßt, sind sicher verborgene Geheimnisse: doch ertönt es so, daß es auch Knaben ergötzt zu hören, daß die Ungelehrten herzutreten zu trinken und die Gesättigten in Lobpreisen ausbrechen."

Augustinus will, was er aus dieser Gottesquelle geschöpft hat, einzig und allein mittheilen: er betrachtet sich nur als einen Austheiler des Wortes des Herrn, als einen Verwalter über Gottes Geheimnisse. Er will sich nicht zum Meister aufwerfen über das Christenvolk: Einer ist euer Meister, das ruft er zu wiederholten Malen der Gemeinde der Gläubigen zu. So heißt es in der 134. Rede gleich im Eingange: „Eure Liebe weiß, daß wir Alle Einen Meister haben und unter ihm allzumal Schüler sind. Und wir sind nicht deßhalb eure Meister, weil wir von höherer Stätte aus zu euch reden, sondern das ist der Meister Aller, welcher in uns allen wohnt. Er sprach soeben in dem Evangelium zu uns allen, was ich euch auch sage: er sprach aber von uns, von mir und von euch: so ihr bleiben werdet in meiner Rede — gewiß nicht in meiner Rede, der ich jetzt rede, sondern in dessen Rede, der soeben aus dem Evangelium sprach — wenn ihr bleiben werdet in meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger (Joh. 8, 31). Es genügt für den Jünger nicht heranzutreten, er muß bleiben. — So bleiben wir in ihm aus Bedürftigkeit und er bleibt in uns aus Barmherzigkeit." Das Gefühl der eigenen Bedürftigkeit, der Untauglichkeit, für die Gemeinde des Herrn das rechte Wort zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit zu finden, treibt, den Gott, dessen Kraft in dem Schwachen mächtig sein

will, um das rechte Wort zu bitten. Dieses Gebet, welches Augustinus in seiner doctrina christiana so lebhaft empfiehlt, hat er nie verabsäumt. Er hat sich im Gebet auf seine Rede vorbereitet, er hat, ehe er seinen Mund zum Reden öffnete, seinen Herrn inbrünstig angerufen, daß es ihm wohlgefalle, das rechte Wort auf seine Lippen zu legen. Er fordert daher in vielen Reden gleich in dem Eingang die Gemeinde auf, Gott anzurufen, daß er ihn recht lehren und sie recht hören lasse. So heißt es s. 23, 1: „Er selbst führe unsre Herzen zu klarem Verständnisse und helfe mir nach seiner Barmherzigkeit und Gnade bei dem Reden, euch aber bei dem Urtheilen. Denn obwohl wir, damit die Stimme desto bequemer gehört werde, an höherer Stätte zu stehen scheinen, so urtheilt ihr doch an höherer Stelle und wir werden beurtheilt. Lehrer werden wir genannt, aber wir suchen in vielen Punkten nach einem Lehrer, wir wollen auch nicht, daß wir für Meister gehalten werden." „Eine große Frage," so hebt die 71. Rede an, „ist durch die neue evangelische Lektion aufgeworfen worden, welche zu lösen wir, soweit es uns anlangt, nicht fähig sind: aber unsre Fähigkeit kommt von Gott, in so fern wir seinen Beistand aufnehmen und fassen können. Betrachtet zuerst die Größe der Frage, damit ihr, wenn ihr auf unsren Schultern ihre Last liegen seht, für unsre Bemühungen betet und in der Hülfe, welche uns gewährt wird, Erbauung für eure Seelen findet." In dem Eingange der 153. Rede sagt er: „Die Lektion, welche uns aus dem Briefe des heiligen Apostels vorgetragen worden ist, um darüber zu sprechen, wie schwierig, wie dunkel, wie verderblich (wenn sie nicht oder falsch verstanden wird) sie sei, das habt ihr, glaube, ja weiß ich, Brüder, als sie uns vorgelesen wurde, gehört; ihr habt geschwankt, wenn ihr Acht gegeben habt, oder, wenn Einige sie verstanden haben, habt ihr ohne Zweifel gesehen, wie überaus schwierig sie ist. Diese Lektion nun und diese ganze schwierige und dunkle Stelle haben wir übernommen, unter dem Beistande der Gnade Gottes durch Reden auszulegen. Ich weiß, daß wir Schuldner eurer Liebe sind und ich merke, daß ihr diese Schuld einfordert. Wie nun wir, daß ihr dieß aufnehmet, beten, so betet auch ihr, daß wir dieß euch auszulegen vermögen." „Auf die apostolische Lektion," so beginnt die 169. Rede, „lenke eure Heiligkeit die Ohren und den Sinn, indem ihr uns durch eure Liebe

bei dem Herrn, unsrem Gotte, unterstützt, daß wir das, was er uns zu offenbaren würdigt, euch geschickt und heilsam vortragen können."

Es genügt Augustinus nicht, im Anfange seiner Reden Gott um seinen Gnadenbeistand angerufen zu haben: während sein Mund Gottes Wort predigt, betet sein Herz fort und fort zu seinem Gotte um die rechte Erkenntniß, wie um das rechte Wort. Daher unterbricht er seine Rede gar nicht selten durch ein kurzes Gebet oder durch die Aufforderung zu einem gemeinschaftlichen Gebet. „Wenn ich das, was ich fühle, aussprechen soll, unterstütze mich die Anstrengung eurer Liebe," so heißt es in Ps. 64, 6. Was er meint, lassen die Worte in der ersten Rede über Ps. 70, § 19 ahnen: „Der Herr stehe mir bei, daß ich mit Worten aus einander setzen kann, was er mich mit dem Herzen zu schauen gewürdigt hat." „Der heilige Geist wolle mir beistehen," heißt es Rede 24, 4, „daß ich reden kann und ihr es verstehet." „Sehet zu, meine Brüder," bittet er in Rede 24, 4, „habt Acht und helfet uns, daß wir in seinem Namen aus diesen Engen herauskommen, helfet uns mit frommer Andacht und heiligem Gebete." „Betet für uns," so bittet er in der 52. Rede § 3 eindringlich seine Zuhörer, „und öffnet gleichsam den Schoß. Er möge schenken, womit das, was ihr geöffnet habt, erfüllt werde. Ihr seht ja, was ich auf mich genommen habe, nicht allein was, sondern auch wer; wie wollen wir reden, da, so wie wir nun einmal beschaffen sind in einem Körper, welcher vergeht und die Seele beschwert, auch die irdische Behausung den viel denkenden Sinn niederdrückt. Wenn ich nun diesen Sinn aus den vielen Dingen herausziehe und ihn auf den Einen Gott, die untrennbare Dreieinigkeit sammle, damit ich etwas sehe, was ich sagen kann, glaubst du, daß ich in diesem Leibe, welcher die Seele beschwert, so reden kann, daß ich etwas zu euch spreche, wie es würdig ist? Denn nach Dir, Herr, verlanget mich. Ps. 86, 4. Er helfe mir, er erhebe meine Seele mit mir. Denn ich bin für ihn zu schwach und er ist mir zu stark." „Dieß habe ich," heißt es im 4. tract. in Joan. § 16, „eurer Liebe gesagt, daß ich euch gespannt mache, wie ich zu thun pflege, daß ihr, wie es sich gebührt, für uns und für euch betet, daß der Herr uns zu sagen gebe und ihr werth seiet aufzunehmen, wie es recht ist."

Was Gott ihm auf sein und seiner Gemeinde Gebet gibt, das gibt er der Gemeinde. „Wie wir," sagt er in Ps. 58. s. II. 1,

„ergebene Schuldner sind, so müßt ihr begierige Gläubiger sein, d. h. wie wir das, was jener gibt, wieder geben, denn er ist der Herr und wir sind seine Knechte, so nehmt es so an, daß von eurem Hören eine Frucht erwachse in eurem Leben.“ Was er also redet, ist nicht sein Wort, seine Rede, sondern Gottes Wort, Gottes Rede durch seinen Mund an sein Volk. „Die Erwartung eurer Liebe,“ so beginnt die 51. Rede, „möge der erfüllen, welcher sie erregt hat. Denn, wenn wir auch von dem, was zu sagen ist, voraussetzen, daß es nicht unser Eigenthum, sondern Gottes ist, so sagen wir doch noch viel mehr, was der Apostel demüthig sagt: wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns (2. Cor. 4, 7). Wir zweifeln daher nicht, daß ihr unsres Versprechens euch erinnert. In dem haben wir es versprochen, durch welchen wir es jetzt erfüllen. Denn sowohl als wir es versprachen, erbaten wir es von ihm, als wir auch jetzt, da wir es erfüllen, von ihm selbst es empfangen.“

Augustinus weiß recht gut, daß sein Gebet um Eröffnung der heiligen Schrift, daß er sie predigen kann, und um Erschließung der Herzen, daß sie sein Wort mit Sanftmuth und Verstand aufnehmen, Erhörung findet; nie aber redet er sich ein, daß auf sein Gebet hin der Herr, sein Gott, ihm die ganze volle Wahrheit offenbare. Er betont es immer wieder, daß Gott nur mit Maßen gibt: und so verspricht er auch nur, so viel als Gott ihm erschließe, so weit als Gott, der Herr, ihm beistehe, Gesetz und Evangelium zu predigen (vgl. s. 6, 7. 18, 1. 20, 1. 29, 8), wie er sich überhaupt über seine Erkenntniß des Wortes Gottes, so wie über seine Leistung als Prediger immer sehr bescheiden, höchst demüthig ausspricht, obgleich er sowohl als Gelehrter als auch als Redner allgemein bewundert wurde. „Glaubst du,“ sagt er in s. 27, 7, „daß wir dieses erforschen können, was selbst den seligen Apostel in Staunen setzte? Und als er in diese so große Tiefe und Höhe hineinblickte, erzitterte er und rief aus: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes“ (Röm. 12, 30). — „Wenn du gekommen bist, Unerforschliches zu erforschen, und gekommen bist, Unergründliches zu ergründen: glaube mir, so bist du schon verloren! Unerforschliches erforschen und Unergründliches ergründen wollen, das heißt Unsichtbares sehen und Unaussprechliches sprechen wollen.“ „Sehet, meine Brüder,“ sagt

er in der 265. Rede, § 9, „es könnte mich Einer fragen, warum er den heiligen Geist zwei Mal gegeben hat? Viele haben vieles gesagt und wie Menschen geforscht: und sie haben auch etwas gesagt, was nicht wider den Glauben ist. Der Eine dieses, der Andre jenes, beides, was die Regel der Wahrheit nicht überschreitet. Wenn ich sagen wollte, ich wüßte es, warum er ihn zwei Mal gegeben hat, so würde ich euch belügen. Ich weiß es nicht. Welcher sagt, er wisse, was er nicht weiß, ist frech: wer sagt, daß er nicht wisse, was er weiß, ist undankbar.“ In der 362. Rede, in welcher er von dem himmlischen Leben der auferstandenen Gerechten spricht, sagt er § 4: „Wie also, meine Brüder, jenes Geheimniß, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und nicht in eines Menschen Herz gekommen ist, mit welcher Sprache könnten wir es euch beschreiben, oder mit welchem Auge sehen? Wir können wohl zuweilen etwas wissen, was wir nicht aussprechen können: was wir aber nicht wissen, das vermögen wir niemals auszusprechen. Da es also geschehen könnte, daß ich selbst dann, wenn ich jenes wüßte, es euch nicht aussprechen könnte, wie viel schwerer muß mir die Rede werden, da ich auch, meine Brüder, mit euch im Glauben wandle und nicht im Schauen?“ „Wollt ihr denn,“ heißt es im folgenden Abschnitte, „daß ich euch sage, was ich weiß? Ich täusche euch nicht. Hört auch, was ich glaube.“ „Und wenn einer von euch mehr zu fassen im Stande ist, als ich zu sagen vermag: der achte nicht auf das geringe Bächlein, sondern laufe hin zu der reichlichst strömenden Quelle, denn bei ihm ist der Quell des Lebens, in dessen Lichte wir das Licht sehen.“ Zu den Schriften des Johannes fühlte sich Augustinus fort und fort mächtig hingezogen: allein er wußte auch, daß er diesem Adler nicht nachfolgen konnte in seinem hohen, erhabenen Fluge. Mehrfach spricht er in seinen Traktaten über das vierte Evangelium von diesem seinen Unvermögen und bittet mit den demüthigsten Worten seine Zuhörer um Nachsicht und Geduld. So sagt er in dem 18. Traktate gleich im Anfang: „Der Evangelist Johannes hat unter seinen Gesellen und Gefährten, den andern Aposteln, diese vornehmliche und eigenthümliche Gnade empfangen von dem Herrn, an dessen Brust er bei dem Mahle lag, wodurch bezeichnet werden soll, daß er die höheren Geheimnisse aus seiner Brust trank, daß er von dem Sohne Gottes das sagen konnte, was die andächtigen Seelen der Kindlein wohl

erregen kann, aber die noch nicht fähigen nicht erfüllen kann: allen herangereiften Seelen und denen, die innerlich zu einem gewissen männlichen Alter gekommen sind, gibt er aber etwas mit diesen Worten, wodurch sie sowohl geübt, als auch geweidet werden." „Daher," heißt es zum Schlusse dieses ersten Paragraphen, „meine Theuersten, müssen wir dieses sehr vorsichtig hören, welches zu fassen wir zu klein sind, und mit frommen Herzen und mit Furcht, wie geschrieben steht, diese Regel der Gesundheit festhaltend, daß wir an dem, was wir nach dem Glauben, in dem wir unterrichtet sind, zu verstehen vermögen, wie an einer Speise uns erfreuen, daß wir aber das, welches wir nach der gesunden Glaubensregel zu verstehen noch nicht vermögen, nicht bezweifeln und das Verständniß erwarten, d. i., daß, wenn wir auch etwas nicht wissen, doch durchaus nicht daran zweifeln, daß es gut und wahr sei. Und bedenken müßt ihr, meine Brüder, wer ich bin, der ich es auf mich genommen habe zu euch zu reden, und was ich zu reden mich unterfange: ich, ein Mensch, habe unternommen von göttlichen Dingen zu handeln, ein Fleischlicher von geistlichen, ein Sterblicher von ewigen! Auch von mir, meine Theuersten, sei ferne die eitle Anmaßung, wenn ich in dem Hause Gottes gesund leben will. Nach meinem geringen Maße erfasse ich, was ich euch vorsetze; wo mir geöffnet wird, weide ich mich mit euch; wo mir verschlossen wird, klopfe ich mit euch an." Als er in dem 20. Traktate sich daran macht auszuführen, daß die Werke des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes unzertrennbar sind, schickt er diese Worte (§ 3) voraus: „Dieß ist es, was ich eurer Liebe sagen will, wenn ich es kann, aber nach den Worten des Herrn: wer es fassen mag, der fasse es! (Matth. 19, 12). Wer es aber nicht fassen kann, der schreibe nicht mir, sondern seiner Schwachheit es zu und wende sich zu dem, welcher das Herz öffnet, daß er hineingieße, was er schenkt. Wenn Einer endlich um deßwillen es nicht verstanden haben wird, weil es von mir nicht so gesagt worden ist, wie es hätte gesagt werden sollen, der verzeihe es der menschlichen Gebrechlichkeit und flehe zur göttlichen Güte. Denn wir haben inwendig Christus als Meister. Wenn ihr durch euer Ohr und meinen Mund etwas nicht fassen könnt, so wendet euch mit eurem Herzen zu dem, welcher sowohl mich lehrt, was ich spreche, als auch euch mittheilt, was er für gut hält. Er, der da weiß, was

er gibt und wem er gibt, wird dem Bittenden beistehen und dem Anklopfenden aufthun. Und wenn er nicht sofort gibt, so sage keiner, er sei verlassen. Vielleicht zögert er, etwas zu geben, aber keinen läßt er hungrig im Stich. Wenn er nicht im Augenblicke gibt, so prüft er den Suchenden, den Bittenden verachtet er nicht." In seiner enarratio des 74. Psalmes, § 12 sagt er: „Der Becher also, voll reines Weins, ist in der Hand des Herrn, so weit der Herr es mich verstehen läßt. Ein Andrer vermag es besser, denn so verhält es sich mit der Dunkelheit der Schrift, es ist schwer, daß sie einen einzigen Sinn gibt. Welcher Sinn aber herauskomme, er muß mit der Glaubensregel übereinstimmen: wir beneiden die größeren Geister nicht und verzweifeln nicht, wenn wir auch klein sind. Was uns scheint, sage ich eurer Liebe, nicht daß ich damit eure Ohren gegen die verstopfen wollte, welche vielleicht etwas Besseres sagen werden."

Augustinus denkt von sich sehr gering: er traut sich so wenig zu, weil er in die unergründlichen Tiefen der Schrift und der Gottheit so tiefe Blicke gethan hat. Wir erstaunen, wenn wir in der 180. Rede hören, daß er viele Jahre lang nicht gewagt hat, über das Schwören zu reden, daß er sich nur, da er sich im Geiste gebunden fühlt, mit Furcht und Zittern zu dieser Predigt entschließt. „Ich weiß," sagt er hier § 4, „daß es eine schwierige Frage ist, und ich gestehe eurer Liebe, ich habe sie immer vermieden. Jetzt aber, da an dem Tage des Herrn diese Lektion vorgelesen wurde, mit der Verpflichtung, Rede zu stehen, glaube ich, daß Gott mir geboten hat, daß ich davon handle. Gott will es, daß ich davon rede und ihr davon höret. Ich beschwöre euch, verachtet es nicht; ich beschwöre euch, macht euer Herz fest, ändert die Leichtfertigkeit eurer Zunge! Es geschieht durchaus nicht umsonst, es hat seinen guten Grund, daß jene Frage, welche ich, wie schon gesagt, immer vermeiden wollte, mir jetzt mit zwingender Nothwendigkeit aufgelegt ist, daß sie auch eurer Liebe aufgelegt werde." Weit eher können wir es begreifen, daß er von der Sünde wider den heiligen Geist so lange nicht zu reden wagte und es sich nur unterfing, da er die Stimme Gottes in seiner Brust hörte: rede und schweige nicht. Wir hören hierüber in der 71. Rede das Nähere. Hier heißt es § 8: „Erhebet, meine Brüder, erhebet daher zu mir euer Ohr, zu dem Herrn euren Geist! Ich sage eurer Liebe: vielleicht wird in

der ganzen heiligen Schrift keine größere, keine schwierigere Frage gefunden. Daher, damit ich euch etwas von mir selbst bekenne, habe ich immer in den Reden, welche ich an das Volk gehalten habe, die Schwierigkeit und Last dieser Frage vermieden: nicht weil ich nichts hatte, was ich hierüber gedacht hätte; denn wie könnte ich es unterlassen haben, in einer so großen Sache zu bitten, zu suchen, anzuklopfen: sondern weil ich nicht glaubte, daß ich der Erkenntniß, welche mir einiger Maßen aufgeschlossen wurde, mit den mir zur Stunde zufließenden Worten Genüge leisten könnte. Als ich aber heute die Lektionen hörte, über welche ich euch einen Vortrag halten muß, als das Evangelium gelesen wurde, ist mein Herz so getroffen worden, daß ich glaube, Gott will, daß ihr etwas hierüber durch meinen Dienst hört." Es folgt nun eine ebenso klare als tiefe Untersuchung dieses Problems: aber genug gethan hat sich der Redner nicht. Er schließt mit den demüthigen Worten § 38: „Wie ich vermocht habe, habe ich die sehr schwierige Frage, wenn ich überhaupt etwas vermocht habe, unter Gottes Erbarmung und Beistand behandelt. Was ich aber bei ihrer Schwierigkeit nicht zu fassen vermocht habe, werde nicht der Wahrheit selbst, welche die Frommen, auch wenn sie sich verbirgt, heilsam übt, Schuld gegeben, sondern meiner Schwachheit, da ich theils das, was verstanden werden kann, zu erkennen, theils das, was verstanden war, aus einander zu setzen nicht im Stande gewesen bin. Dafür aber, was wir etwa sowohl durch Nachdenken erforschen, als auch durch Reden erläutern konnten, ist jenem Dank zu sagen, bei dem wir suchen, von dem wir bitten, bei dem wir anklopfen, daß wir haben, womit wir sowohl uns meditirend nähren, als auch euch redend bedienen können." Vgl. auch den Schluß der 51. Rede.

Weil Augustinus sich nur als einen Mundboten Gottes an sein Volk ansah und das nur redete, was Gott ihm auf sein inbrünstiges Gebet gegeben hatte, kannte er keine Menschenfurcht. Er redete mit dem höchsten Freimuthe, mit der größten Unerschrockenheit. In der 9. Rede hält er ein unerbittlich strenges Gericht über Hurerei und Ehebruch, Laster, welche in seiner Gemeinde furchtbar im Schwange waren. Hier sagt er § 3: „Ich fürchte, daß ich selbst Einigen, weil ich dieses sage, feind werde. Was geht das mich an? Stark mache mich der, welcher mich in Schrecken setzt, daß ich rede und nicht fürchte die Klagen der Men-

schen. Denn die, welche ihren Frauen nicht die Keuschheit bewahren wollen, und deren gibt es überflüssig viele, wollen nicht, daß ich davon rede. Aber sie mögen wollen oder nicht, ich werde davon reden. Denn wenn ich euch nicht ermahne, daß ihr euch mit dem Widersacher auf dem Wege vertraget, werde ich mit ihm im Streite zurückbleiben. Wer euch gebietet, daß ihr es thun sollt, gebietet uns, daß wir reden sollen. Wenn ihr dadurch, daß ihr nicht thut, was er euch zu thun gebietet, seine Widersacher seid, so werden wir, wenn wir nicht reden, was er uns zu reden gebietet, als seine Widersacher zurückbleiben." „In allen meinen Reden," sagt er in der 82. Rede § 15, „halte ich einen Spiegel vor. Es sind nicht meine Worte, sondern auf Befehl des Herrn rede ich, wenn er mich schreckt, schweige ich nicht. Denn wer würde nicht erwählen zu schweigen und von euch nicht Rechenschaft abzulegen? Aber wir haben nun ein Mal die Last auf uns genommen, welche wir von unsren Schultern nicht abschütteln können und auch nicht dürfen."

Gott gibt nun seinem Knechte sein Wort, das soll er dem Volke vortragen, so weit als ihm das Verständniß aufgegangen ist und so weit und so viel als die Zuhörer es tragen können. Augustinus ist nicht der Ansicht, daß der geistliche Redner den Text zu erschöpfen habe, derselbe hat überhaupt nur „etwas" aus dem Texte zu schöpfen. Denn so sagt er selbst in der 112. Rede gleich im Anfange: „Die heiligen Lektionen sind vorgetragen worden, lasset sie uns hören und über sie aliquid sermonis mit des Herrn Hülfe hervorbringen." „Gott, unser Herr," so beginnt die 32. Rede, „welcher alle Krankheit der Seele behandeln und heilen will, hat viele Heilmittel aus der heiligen Schrift, wie aus seinen Schränken, herausgetragen, als die göttlichen Schriftabschnitte verlesen wurden, welche durch unsern Dienst auf eure Wunden angewandt werden sollen. Denn wir behaupten nicht, daß wir eine Art von Heildienern wären, durch welche er Andere zu heilen so gnädig ist, und daß wir selbst einer Heilung nicht mehr bedürfen. Wenn wir zu ihm hinblicken, wenn wir uns mit ganzem Herzen ihm hingeben, daß er uns behandle, werden wir Alle genesen. Vieles ist verlesen worden und zwar Wichtiges und Nothwendiges, obgleich Alles derartig ist, so wird doch Andres heimlicher in der heiligen Schrift verborgen, daß es die Suchenden übe, Anderes aber ist bereit und offen hingesetzt, daß es die Begehrenden heile. Dieser Psalm (144.)

enthält große Geheimnisse, wenn wir sie aber alle eins nach dem andern behandeln wollten, fürchte ich, würde es unsre gemeinsame Schwachheit nicht ertragen, sei es wegen der Gluth der Jahreszeit, sei es wegen der Leibeskräfte, sei es wegen der Trägheit des Verstandes, sei es auch wegen unsrer eignen allzu geringen Tüchtigkeit. Daher wollen wir einiges Wenige hiervon kosten, so viel wir unsrer Verpflichtung und der Andacht eurer Liebe zu genügen erachten." Die 41. Rede beginnt ähnlich: „Als die heilige Schrift verlesen wurde, über deren Gedanken alle wir nicht im Stande sind jetzt zu sprechen, habe ich einen Gedanken bemerkt, der sehr kurz ist, wenn man die Worte zählt, aber sehr bedeutend ist nach dem Gewicht seines Sinnes, ihn habe ich gewählt, um unter des Herrn Beistand dieser so großen Erwartung eurer Liebe nach dem geringen Maße unserer Kräfte zu dienen und euch aus dem Keller des Herrn dar zu reichen, wovon auch ich mit euch lebe." „Von dem Menschen, der blind geboren war und den der Herr Jesus sehend machte," heißt es in dem 44. Traktate über das Evangelium Johannis, „hat die ausführliche Lektion uns berichtet; wenn ich es wagen wollte, sie ganz zu durchsprechen, wie sie es verdient, so wie wir es vermögen, so würde der Tag nicht ausreichen, wenn wir eins nach dem andern betrachten wollten."

Augustinus hält es nun, wenn er sich aus den Lektionen das Wort ausgesucht hat, über welches er reden will, für seine erste Pflicht, den buchstäblichen Verstand, den Wortsinn festzustellen: das ist die Grundlage, auf welcher die Predigt, wenn sie nicht ein Luftschloß werden soll, ruhen muß. Erst der Wortsinn, dann der Tiefsinn!" „Vor Allem aber, meine Brüder," sagt er s. 2, § 7, „erinnern wir dieses in dem Namen des Herrn, so gut wir es vermögen, und gebieten, daß, wenn ihr hört, es solle das Geheimniß einer Geschichtserzählung der Schrift ausgelegt werden, ihr das, was vorgelesen worden ist, als so geschehen, wie es verlesen wurde, im Glauben annehmt, damit ihr nicht, nachdem der Boden der Thatsache entzogen ist, wie in die Luft zu bauen versucht." „Alles, was die Schrift von Abraham sagt, ist sowohl Geschichte als auch Weissagung." Aehnlich heißt es in der 8. Rede § 1: „Nachdem zuvor die Zuverlässigkeit der geschichtlichen Thatsachen als Fundament gelegt worden ist, müssen wir nach der Bedeutung forschen,

damit wir nicht, nachdem das Fundament weggeschafft ist, in die Luft zu bauen scheinen."

Trotzdem beschäftigt sich aber Augustinus im Ganzen sehr selten mit der Feststellung und geschichtlichen Bedeutung der heiligen Geschichten, mit der Ermittlung und klaren Darstellung des Wortsinnes. Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinab in die reizenden, verlockenden Tiefen der Allegorie, der mystischen Auslegung. Er spricht es wiederholt aus, daß der Redner sich mit dem, was an und für sich schon klar und deutlich, nicht beschäftigen dürfe, das Dunkle, das Schwere müsse er angreifen. So sagt er in der 3. Rede über Ps. 30, § 1: „Ich bitte eure Liebe, daß ihr es lieber habt, wenn wir bei den deutlichen Worten dieses Psalmes uns nicht aufhalten, und uns das nicht festhält, was nicht nothwendig ausgelegt werden muß. Denn Vieles ist den Seelen der Gläubigen von selbst klar, Vieles bedarf nur einer kurzen Erinnerung, Anderes aber, und zwar kommt dieses seltener vor, ist da, und man muß darüber schwitzen, daß man es verstehen kann." In der 2. Rede zu Ps. 68, § 1 sagt er ganz ähnlich: „Daher schicke ich dieses voraus und bitte euch, daß ihr keine längere Rede über das, was klar ist, erwartet. Denn so können wir bei dem Dunkleren, wie es die Nothwendigkeit mit sich bringt, länger verweilen und das, was wir euch schuldig sind, vielleicht erfüllen." „Einiges in der Schrift," sagt er Trakt. 50 über Joh. § 1, „ist so klar, daß es mehr einen Hörer als einen Ausleger erfordert: dabei dürfen wir uns nicht aufhalten, damit zu dem Nöthigen, dabei wir uns aufhalten müssen, die Zeit ausreiche." An und für sich wird man gegen diesen Grundsatz nicht viel einwenden können: aber wie handhabt ihn nun Augustinus? Was ist in der Schrift klar und deutlich? Er antwortet uns ohne Bedenken: das, was man gewöhnlich für ganz offenbar hält, verbirgt die tiefsten Geheimnisse. Wir lesen in dem Vorworte zu den Reden über den 118. Psalm; „Je offenbarer er zu sein scheint, desto tiefer pflegt er mir zu scheinen, so daß ich sogar, wie tief er sei, nicht zu zeigen vermag. Die Dunkelheit andrer, welche schwer verstanden werden, wenn auch in der Dunkelheit ein Sinn verborgen steckt, tritt von selbst hervor: bei diesem aber durchaus nicht, denn er zeigt eine solche Oberfläche, daß man glauben sollte, er bedürfe nur eines Lesers und Hörers und nicht eines Auslegers." Gestehen wir offen ein, Augustinus sieht Tiefen,

wo schlechterdings keine sind: er bringt aus einer ganzen Anzahl von Stellen der heiligen Schrift Geheimnisse an das Licht, welche er erst durch seinen erfindungsreichen Verstand mit geschickten Händen hineingetragen hat. Er hat ganz ersichtlich an diesem Rennen und Haschen nach Allegorieen seines Herzens Freude: er legt ihnen den höchsten Werth bei und findet in ihnen die rechte Würze seines Wortes, den köstlichsten Schatz seiner Rede. „Wenn uns diese Freude," sagt er in liebenswürdiger Offenherzigkeit in dem 17. Trakt. über Joh. § 5, „die Geheimnisse zu verstehen, entzogen würde, so würden wir in der Arbeit ermatten und keiner würde zum Lohne gelangen." Er wendet sich daher, wenn er zu der mystischen Ausdeutung übergehen will, an seine Zuhörer mit der Bitte um ihre Fürbitte und ihre Aufmerksamkeit, wie z. E. in diesem 17. Traktate § 1: „Von dem tiefen Geheimnisse dieser Geschichte und dieses Zeichens (der Heilung der Kranken am Teiche Bethesda) werde ich, so weit Gott mich würdigt, es mir zu schenken, und ihr aufmerkt und durch euer Gebet meine Schwachheit unterstützt, reden, so gut ich kann. Was ich aber nicht kann, das wird der ausfüllen in euch, durch dessen Hülfe ich thue, was ich kann." Und § 4: „Ich wünsche, daß ihr andächtig seid, der Herr wird helfen, daß ich recht rede und ihr zur Genüge höret." Alles verwandelt sich nun in ein Gleichniß: der Teich, die fünf Hallen, der Wassersprudel. Die Auslegung der Psalmen ist ganz in diesem Stile ausgefallen: jeder Psalm handelt von dem Herrn und seiner Kirche. Es kommt mir nicht in den Sinn, zu leugnen, daß gar manche Allegorieen ansprechen: allein ich kann nur im Großen und Ganzen Luther beistimmen, der über dieses Allegorisiren an mehr wie einer Stelle seiner Predigten das Verdammungsurtheil ausgesprochen hat. Die heilige Schrift soll uns zu heilig sein, als daß unsre Phantasie mit ihr ein solches loses Spiel treiben darf: in allen Allegorieen spielt des Menschen Geist mittelst seiner Einbildungskraft mit dem Worte Gottes — und zum Spielen ist Gottes Wort uns nicht gegeben! Was soll man dazu sagen, daß Augustinus in der 8. Rede sich bemüht nachzuweisen, daß die zehn Plagen in Aegyptenland mit den zehn Geboten zusammenstimmen! Daß (Rede 10) die beiden Weiber, welche vor König Salomo ihren Handel bringen, die Synagoge und die Kirche in erster Linie und in zweiter die Heuchler und die ächten Christen darstellen! Der Feigenbaum, unter

welchem der Herr den Nathanael sah, ist nichts andres als die Sünde, in welcher er sich befand: das sagt uns Rede 69, 4 und 122, 1. Die Schuhe, mit welchen sich nach Luk. 10, 4 die ausgesandten Jünger des Herrn nicht tragen sollen, bedeuten nach Rede 101, 7 die todten Werke, denn die Schuhe sind aus Leder, und Leder ist die verarbeitete Haut todter Thiére. Ich wollte dem großen Kirchenvater ganz gern diese Hetzjagd auf Allegorieen verzeihen, wenn er auch in jeder Predigt zehn Allegorieen zum Besten gäbe, wenn er sie nämlich so knapp wie nur irgend möglich und zum gefälligen Gebrauche hinstellte. Allein dieses ist durchaus nicht der Fall. Die allegorischen Auslegungen machen sich meistentheils außerordentlich breit und treten mit dem Anspruche auf, im Gehorsame des Glaubens als absolute, geoffenbarte Wahrheit angenommen zu werden. Wer etwa glaubt, dieses sei zu viel gesagt, der lese ein Mal die Reden 248—252 und er wird gestehen, es ist noch zu wenig gesagt. Man denke, unser Kirchenvater handelt in diesen fünf Reden von den beiden wunderbaren Fischzügen, welche die Evangelien Luk. 5, 1 ff. und Joh. 21, 1 ff. uns erzählen. Er bemüht sich, den Unterschied zwischen beiden Fischzügen darzuthun; der erste Fischzug ist ein Bild mitten aus dieser Zeit heraus; die Predigt des Evangeliums ist das ausgeworfene Netz, es beschließt eine unendliche, zahllose Menge, denn die Kirche auf Erden enthält eine ungezählte Menge verschiedenartigster Menschen, Gerechte und Gottlose. Der zweite Fischzug nach der Auferstehung dagegen ist ein Bild, das auf das Ende der Zeit hinweist. Zur Rechten soll das Netz jetzt allein ausgeworfen werden: denn an dem Ende sollen nur die, welche der Herr zu seiner Rechten stellt, an das Ufer der Ewigkeit, an das Ufer des himmlischen Vaterlandes gebracht werden. Die Netze zerreißen jetzt nicht: denn in der jenseitigen, himmlischen Gemeinde gibt es keine Risse, keine Spaltungen. Einhundert dreiundfünfzig große Fische sind in dem Netze: in dem ewigen Leben ist jeder groß, denn ein jeder ist dann den Engeln gleich. Und eine bestimmte Anzahl von Fischen ist angegeben, denn nur eine bestimmte Anzahl von Menschen wird selig: die Zahl aber einhundertdreiundfünfzig ist die Gesammtsumme, die Gesammtheit der Heiligen. Es gibt zehn Gebote, daher ist die Zahl zehn die Zahl des Gesetzes: der heilige Geist ist siebenfältig, daher bezeichnet die Zahl sieben diesen Geist. Der Erbe des Himmelreichs, der,

welcher in der Kraft des Geistes das Gesetz Gottes erfüllt, ist also gleich 10 + 7 = 17. Wir gewinnen nun die Gesammtzahl der seligen Gerechten, wenn wir einfach die Zahlen, welche bis 17 zählen, addiren, diese Zahlenreihe ergibt die Summe von 153. Von der Richtigkeit dieser allegorischen Auslegung ist unser Kirchenvater so fest überzeugt, daß er in der enarratio des 150. Psalmes § 1 von ihr als einer ausgemachten Sache redet und sie im 122. Traktate zu Johannis nochmals, aber kürzer, zum Besten gibt.

Augustinus nimmt sonst in seinen Reden Rücksicht auf die Schwachen, als er so z. B. in der 32. Rede § 25 auf die Worte des 144. Psalmes kommt, welche nach der lateinischen Uebersetzung lauteten: Ihre Töchter sind geschmückt ähnlich dem Tempel, spricht er: „Schnell wollen wir hierüber hinweggehen und der Schamhaftigkeit der Weiber Rechnung tragen. Sie selbst mögen vielmehr dadurch, daß sie es besitzen, erkennen, was sie haben, was wir zu erwähnen erröthen." Aber solche zarte Rücksichten nimmt er nie, wenn er sich in Allegorieen ergeht; er weiß, daß er Vielen über den Kopf hinaus redet, daß sie ihm mit dem besten Willen in seine mystischen Tiefen nicht nachfolgen können, aber das rührt ihn nicht. „Ich befürchte," sagt er zu Ps. 44 § 5, „daß dieses von solchen, die langsameren Geistes sind, nicht verstanden werden kann, ich will's aber doch sagen; es folge, wer kann, damit der, welcher es kann, dem, was gesagt wird, folge." Die ungebändigte Lust an Allegorieen ließ ihn die Grundsätze, welche er sonst bei seinen Reden stets beobachtete, ganz vergessen: er konnte der Versuchung nicht widerstehen.

Was nun die Form der Predigten anlangt, so ist sich Augustinus hier ganz treu geblieben. Er war ein trefflich geschulter Redner und hatte mit großem Beifalle an verschiedenen Orten in der Rhetorik Unterricht ertheilt, in seinen geistlichen Reden aber vermeidet er auf das Aengstlichste alles rhetorische Wesen: sie stehen zu den Vorträgen Gregorius' von Nazianz in dem schroffsten Gegensatze. Von übertriebener Kunst, ja selbst von Kunst ist fast keine Spur in ihnen zu finden: sie sind zum allergrößten Theile Kinder des Augenblicks, Erzeugnisse einer gottgeweihten Stunde, Ergüsse und Aussprachen seines tiefbewegten Herzens oder seines scharf denkenden Geistes.

Wir haben gesehen, daß Gregorius von Nazianz und Chrysostomus, welche mit den heidnischen Rednern ihrer Zeit um die

Palme der Wohlredenheit wetteiferten, ganz vorzüglich auf die Eingänge ihrer Reden großen Fleiß und viele Kunst verwandten. Sie wußten, wie sehr die Aufnahme, der Erfolg einer Rede davon abhängt, daß man den Zuhörer von vornherein anspricht, anregt, ergreift, packt und fesselt. Augustinus weiß das auch, aber es erscheint ihm, wie eine Versündigung an dem Worte Gottes, wenn man durch Menschenwort ihm einen Weg, einen Eingang bereiten will: er hat das Vertrauen zu dem Worte Gottes, daß es solcher Beihülfen und Nachhülfen nicht bedarf, daß es durch seine ihm innewohnende Kraft, welche er ja in der entscheidenden Stunde seines Lebens so wunderbar an seinem Herzen erfahren hatte, das Herz gewinnt, erobert und sich unterwirft. Daher suchen wir vergebens nach schönen oder erhabenen Eingängen in seinen Reden: einfacher, schlichter, ruhiger, gelassener kann man nicht leicht eine Rede anfangen, als er sie angefangen hat; selbst in seinen Festreden, in welchen sich die Gabe der Rede, die Gott ihm verliehen hatte, am deutlichsten offenbart, sind die Eingänge nur ein wenig gehoben. Meistens geht Augustinus ohne Weiteres auf das ein, worüber er zu der Gemeinde reden wollte; er schickt gar nichts voraus, sondern sagt: aus den gehörten Lektionen will ich diese eine besprechen, von den verlesenen Gottesworten ist mir dieses besonders auf die Seele gefallen, dieser oder jener Gedanke hat mich bei der Vorlesung ergriffen; vielfach unterläßt er auch dieses Geringste, ohne Weiteres beginnt er seinen Vortrag: so in der 61. 62. 63. 64. 65. 82. 158. 165. 170. 176. Rede, um nur einige herauszuheben. Ebenso häufig fast tritt das ein, daß er den Inhalt der Rede, welche die Gemeinde zuletzt gehört hat, ganz kurz wiederholt, um die neue Rede daran anzuknüpfen; dieß empfahl sich um so mehr, als er vielfach theils über zusammenhängende Texte der Schrift sprach, theils aber auch mehrere Tage hinter einander redete. Wir begegnen solchen Wiederholungen am häufigsten in den 124 Traktaten über das Evangelium des Johannes, seltener in den enarrationes der Psalme, in den Reden aber auch wiederholt, so z. B. Rede 154. 155. 362 u. s. w. Sonst beruft er sich hin und wieder auf ein Versprechen, das er in einer früheren Rede gegeben hatte, und erklärt sich bereit, jetzt dieses sein gegebenes Wort einzulösen und einen Theil der Schuld, welche er der Gemeinde gegenüber hat, — er erinnert mit derselben Vorliebe wie Chrysostomus sich gern des

paulinischen Wortes Röm. 13, 8 — in dieser Stunde abzutragen. So beginnt er z. B. die 1. 4. 51. 149. Rede. Gelegentlich bahnt er sich dadurch den Eingang, daß er sich kurz über den Werth der heiligen Schrift ausläßt, wie dieß z. B. in dem schon mitgetheilten Anfange der 32. Rede geschehen ist. Er bringt wohl auch den Gegenstand, den es gilt, mit den Thatsachen, welche die Gemeinde im Laufe des Kirchenjahres schon gefeiert hat, in Verbindung; so knüpft er seine Rede am Stephanustage an die Weihnachtsgeschichte mit folgenden Worten in der 314. Rede an: „Den Geburtstag des Herrn haben wir am gestrigen Tage gefeiert, heute feiern wir den Geburtstag des Knechtes: aber als Geburtstag des Herrn haben wir den Tag gefeiert, an welchem es ihm wohlgefiel, geboren zu werden, als Geburtstag des Knechtes feiern wir den Tag, an welchem er gekrönt wurde. Wir haben gefeiert als Geburtstag des Herrn den Tag, da er die Hülle unsres Fleisches annahm, als Geburtstag des Knechtes feiern wir den Tag, da er die Hülle unsres Fleisches ablegte. Als Geburtstag des Herrn haben wir den Tag gefeiert, da er uns ähnlich geworden ist, als Geburtstag des Knechtes feiern wir den Tag, da er dem Herrn zunächst gekommen ist.“ So deckt er in seinen Himmelfahrtspredigten gleich den Zusammenhang, in welchem dieser Tag mit dem Osterfeste steht, zu mehreren Malen auf: die erste Himmelfahrtspredigt (s. 261) beginnt sofort mit den schlagenden Worten: „Die Auferstehung des Herrn ist unsre Hoffnung, die Auffahrt des Herrn unsre Verherrlichung. Heute feiern wir das Fest der Himmelfahrt. Wenn wir daher recht, wenn wir gläubig, wenn wir andächtig, wenn wir heilig, wenn wir fromm die Himmelfahrt des Herrn feiern wollen, so lasset uns mit ihm auffahren und die Herzen zum Himmel erheben.“ „Die Verherrlichung unseres Herrn Jesu Christi,“ fängt die dritte Predigt auf Himmelfahrt (s. 263) gleichfalls packend an, „ist durch seine Auferstehung und Himmelfahrt vollendet. Die Auferstehung haben wir an dem Sonntage des Osterfestes gefeiert, die Himmelfahrt feiern wir heute. Beide Tage sind uns Festtage. Denn darum ist er auferstanden, daß er uns ein Exempel der Auferstehung zeige, und darum ist er aufgefahren, daß er uns von oben her beschütze. Wir haben also unsern Herrn und Heiland Jesus Christus zuerst am Kreuze hangen und jetzt in dem Himmel

sitzen. Unser Lösegeld gab er, da er an dem Holze hing: er sammelt, was er erkauft hat, da er im Himmel sitzt."

Ein Thema der Rede wird höchst selten angekündigt: gelegentlich aber doch, so gleich in der ersten Rede: „Ich erinnere mich, daß ich eurer Liebe versprochen habe, auf die thörichten und verderblichen Verläumdungen der Manichäer, mit welchen sie dem Alten Testamente nachstellen, die Antwort nicht schuldig bleiben zu wollen, insoweit der Herr mir Gnade schenkt. Daher gebt Acht und sehet die Schlingen der Schlangen, entzieht euch ihnen und beuget eure Nacken unter das Joch Christi! Denn jene wagen den Unschuldigen Schlingen der Art zu legen, daß sie sagen, die Schriften des Alten und des Neuen Testamentes widersprechen sich so, daß man an beiden nicht im Glauben festhalten könne, und sie geben sich Mühe nachzuweisen, daß die Anfänge der Genesis und des Evangeliums Johannis so wider einander sind, daß sie sich gleichsam in den Haaren liegen." In der 81. Rede sagt er § 2: „Es ist also mein Vorsatz zu sehen, oder zu fragen, oder zu lernen, wie wir sanft sein müssen, und aus dem, was ich eben aus der Schrift angeführt habe, werden wir ermuntert, zu finden, was wir suchen." Die 164. Rede beginnt gleich also: „Uns alle ermahnt durch den Apostel die Wahrheit, daß wir tragen Einer des Andern Last, und dadurch gerade, wozu er uns ermahnt, daß wir tragen Einer des Andern Last, zeigt er uns auch, welche Frucht wir davon haben, indem er hinzusetzt und spricht: und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen (Gal. 6, 2). Dieses wird nicht erfüllt, wenn wir nicht gegenseitig unsre Last tragen. Ich werde mit Gottes Hülfe versuchen zu zeigen, was diese Last sei und wie sie getragen werden muß, dieweil wir alle nach unsren Kräften versuchen müssen, das Gesetz Christi zu erfüllen." „Wie nützlich und nothwendig die Medizin der Buße sei, erkennen die Menschen sehr leicht, welche dessen, daß sie Menschen sind, eingedenk sind," so beginnt die 351. Rede, welche über den Nutzen der Buße ausführlich handelt, und deutet sogleich im Anfang an, wovon gehandelt werden soll. In der folgenden Rede, der 352., zu welcher er sich innerlich getrieben fühlte, und deßhalb im Vertrauen auf den Gott, dessen Gebot er in seinem Herzen deutlich zu vernehmen glaubte, sich frischweg entschloß, denn er hatte diesen Tag, da er wußte, daß die Gemeinde reichlich gespeist sei mit dem Brod des Lebens, ihr „zum Wiederkäuen", wie er sich ausdrückt,

überlassen wollen, sagt er zum Schlusse des ersten Abschnittes: „Von dem Nutzen der Buße wollen wir etwas reden." „Wir haben bemerkt," so eröffnet er die 361. Rede, „als der Brief des Apostels vorgelesen wurde, eine löbliche Bewegung eures Glaubens und eurer Liebe, wie ihr verabscheut habt die Menschen, welche glauben, es gebe nur dieses Leben allein, und daß es mit dem Menschen im Tode ein Ende habe und es gebe keine Hoffnung eines anderen bessern Lebens und, das Jucken böser Ohren mißbrauchend, sagen: lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. (1. Cor. 15, 32.) Hiervon nehme unsre Rede ihren Ausgang und dieß sei gleichsam die Angel unsres Vortrages, woran das Uebrige, was der Herr nach seiner Gnade gibt, hängt." In dem Schlusse des zweiten Paragraphen bestimmt er dann das Thema dieser und der folgenden Rede noch genauer. „Daher müssen wir die Sätze aufstellen: wenn die Todten nicht auferstehen, so haben wir keine Hoffnung des zukünftigen Lebens; wenn aber die Todten auferstehen, so gibt es ein zukünftiges Leben. Die erste Frage ist daher, ob es eine Auferstehung der Todten gibt; die zweite Frage aber ist, wie das Leben der Heiligen in der Auferstehung sein wird." Die erste Frage beantwortet die erste dieser beiden klassischen Reden; die zweite Frage wird gleich in den ersten Sätzen der folgenden Rede als Thema wieder aufgeworfen. Ist es auch Augustinus' Sitte nicht, in seinen Reden den Gegenstand derselben mit kurzen, schlagenden, behaltlichen Worten festzustellen und der Gemeinde zu verkündigen, so wäre es doch ein großer Unverstand, deßhalb behaupten zu wollen, daß er bei den anderen Reden nicht ein ganz bestimmtes Feld sich abgesteckt, nicht ein ganz bestimmtes Ziel in das Auge gefaßt habe. Augustinus war kein Schwätzer, der aus dem Hundertsten in das Tausendste hineinfällt und jeden Gedanken, der ihm in den Wurf kommt, festhält und weiter verfolgt; Augustinus war ein scharfer Denker, der seine Gedanken in strenger Zucht hielt und ihnen nicht gestattete, nach rechts oder nach links auszuschweifen und sich zu zerstreuen und zu verirren, er war ein geborener und durch Gottes Gnade tüchtig geschulter Dialektiker, wie es in der christlichen Kirche nicht viele mehr gegeben hat: redete er zu der Gemeinde, so hatte er sich in seinem Geiste auch das Thema formulirt. Die allermeisten Reden sind Werke aus einem Gusse: hin und wieder findet sich eine Rede, welche uns der inneren Geschlossenheit und Einheit zu ermangeln

scheint. Der Redner bemerkt dieses selber: „Ich bin von dem Einen auf das Andere zu reden gekommen nach Gelegenheit,“ heißt es s. 299, 12, „aber es dient doch zur Befestigung unsres Glaubens gegen gewisse, sich arg vermehrende Schwätzer.“ Hier setzte der Redner den Grundsatz der Einheit außer Acht, weil eben jene bösen Disputatoren, denen er entgegentreten wollte, das Verschiedenartigste behaupteten. An anderen Orten ist die Einheit der Rede aus anderen Rücksichten Preis gegeben. In der 149. Rede gibt der Kirchenvater auf vier sehr aus einander liegende Fragen Antwort: erstlich, was das Gefäß, das Petrus sah, und die Worte: schlachte und iß! die er hörte, zu bedeuten haben; zweitens, was die Worte: lasset euer Licht vor den Leuten leuchten (Matth. 5, 16) in Vergleich mit 6, 1: habt Acht auf eure Almosen, daß ihr sie nicht gebt vor den Leuten, sagen wollen; drittens, wie die Worte (Matth. 6, 3): laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, zu verstehen sind, und viertens endlich, warum wir die Feinde lieben sollen, da doch den Alten erlaubt war, ihre Feinde zu hassen. Es versteht sich hier von selbst, daß die Rede nicht eigentlich fortschreitet, sondern von einem Punkte auf den andern überspringt. Es mag Augustinus wohl durch Stimmen aus der Gemeinde veranlaßt worden sein, diese vier Punkte zu behandeln, denn er kündigte an einem Sonntage an, daß er das nächste Mal hierüber zu sprechen gedenke. Es kam wohl auch vor, daß ihm die verlesenen Schriftabschnitte so wichtig vorkamen, daß er keinen von ihnen hintenansetzen mochte, weil in einem jeden etwas enthalten war, welches zur Erbauung der Gemeinde diente und gerade jetzt recht an der Zeit war. „Von den göttlichen Lektionen höret, geliebte Brüder,“ beginnt die 176. Rede, „was der Herr zu erinnern für gut achtet, er gibt es und ich diene ihm. Wir haben zuerst das Wort des Apostels gehört: das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort u. s. w. (1. Tim. 1, 15 und 16). Dieses haben wir aus der apostolischen Lektion vernommen. Hierauf haben wir den Psalm gesungen, indem wir uns gegenseitig ermunterten und mit einem Munde und einem Herzen sprachen: kommt, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat (Ps. 95, 6), und lasset uns mit Danken vor sein Angesicht kommen und mit Psalmen ihm jauchzen (V. 2). Darauf zeigte uns die evangelische Lektion die zehn rein gewordenen Aussätzigen und Einen von ihnen, den Fremdling, seinem Reiniger

danken. Diese drei Lektionen wollen wir, so weit die Zeit es erlaubt, behandeln und einiges Wenige über jede einzelne sagen."

Da Augustinus gewöhnlich kein Thema angibt, so können wir auch nicht erwarten, daß er eine Disposition seiner Rede mittheilt: nur an einigen wenigen Stellen gibt er an, in welcher Ordnung er reden will. So sagt er in der zweiten Rede über die Buße (s. 352) § 2: „Eine dreifache Erwägung Buße zu thun, wird in der heiligen Schrift gefunden. Denn auch zu der Taufe Christi, in welcher alle Sünden getilgt werden, tritt keiner in der rechten Weise heran, wenn er nicht Buße gethan hat über sein früheres Leben." Er spricht nun von der Buße derer, welche getauft werden wollen. „Wir werden schon erinnert," heißt es § 7, „von der zweiten Buße zu reden. Denn ich habe aufgestellt, daß in der heiligen Schrift eine dreifache Erwägung gefunden werde," und er geht nun zu der täglichen Buße fort. „Es bleibt," heißt es § 8, „die dritte Art der Buße übrig, über welche ich kurz etwas sagen will, damit ich unter Gottes Beistand das Aufgestellte und Versprochene vollende," und es wird nun von der Buße über Todsünden gehandelt. Eine Art von Disposition findet sich auch in der 137. Rede, in welcher § 5 es heißt: „Drei Personen nennt der Herr und wir müssen nach ihnen in dem Evangelium forschen: den Hirten, den Miethling, den Dieb. — Von dem Hirten sagt er, daß er sein Leben für die Schafe lasse und durch die Thüre hineingehe; von dem Diebe und Räuber sagt er, daß er von einer anderen Seite her einsteige; von dem Miethlinge sagt er, daß er, wenn er den Wolf oder auch nur den Dieb siehet, fliehe. Wenn wir diese drei Personen gefunden haben, so hat auch eure Heiligkeit gefunden, wen wir zu lieben, wen wir dulden, wen wir zu fliehen haben." Vgl. auch den vorhin mitgetheilten Anfang der 164. Rede.

Es gelang dem Augustinus nicht immer, die angefangene Rede ganz zu Ende zu führen: der Gegenstand war oft zu reichhaltig, die Gedanken strömten ihm zu mächtig zu, seine Gemüthsbewegung war zu stark, die Gemeinde zu tief ergriffen; er mußte, wenn er seiner Rede nicht selbst schaden wollte, kurz abbrechen und den Schluß auf einen andern Tag verschieben. Häufig findet dieses in den Traktaten, seltener in den Enarrationen statt. „Meine Brüder," sagt er in dem vierten Traktate zu Johannes § 16, „wenn diese Frage heute gelöst werden sollte, würde sie ohne Zweifel euch beschweren, da schon

viel gesagt worden ist. — Gestattet inzwischen, daß ich sie heute verschiebe, vor der Hand aber sage ich dieses, bis daß sie gelöst wird: fraget in Frieden, ohne Zank, ohne Streit, ohne Wortwechsel, ohne Gehässigkeit, forschet bei euch selbst, fraget Andere und saget: diese Frage hat heute unser Bischof uns vorgelegt, und wenn der Herr es verleiht, wird er sie auch ein Mal lösen. Mag sie nun gelöst oder nicht gelöst werden, glaubet, daß ich, was mich bewegt, vorgetragen habe, denn ich werde tief bewegt." „Ich meine hinlänglich geredet zu haben," sagt er in dem 18. Traktate § 12, „und doch habe ich die evangelische Lektion nicht zu Ende gebracht. Wenn ich das Uebrige noch sagen wollte, würde ich euch belästigen, und ich fürchte, daß das, was geschöpft wurde, verschüttet werde: daher möge dieses eurer Liebe genügen. Schuldner sind wir nicht bloß jetzt, sondern so lange wir leben, denn euretwegen leben wir." Die 48. Rede beschließt er mit diesen Worten: „Wie sich das Uebrige verhält, meine Brüder, wie die Gerechtigkeit zu bewahren und wie die Barmherzigkeit zu lieben ist und wie ein jeder bereit sein muß mit dem Herrn, seinem Gotte, zu gehen, wollen wir zu einer andern Zeit, wenn es dem Herrn gefällt, besprechen. Behaltet mich als euren Schuldner, damit ihr mich nicht lange als euren Mattmacher, sondern, so weit meine Kräfte ausreichen, als euren Helfer habt." Vgl. 182 § 7, 241 § 8. Ich erinnere hier daran, daß Augustinus uns in seinem Buche über die Christenlehre erzählt, daß er seine Rede habe fallen lassen und Gott gedankt habe, als er bemerkte, daß die Christen zu Cäsarea in Mauritanien ihrer Caterva sich schämten. Augustinus hatte ein Mal das Buch von den Wundern des heiligen Stephanus (es wurden an den Tagen der Heiligen damals schon gern die acta des betreffenden Heiligen der Gemeinde vorgelesen) vorlesen lassen und erzählte eben ein neues Wunder, welches sich bei Uzalis zugetragen hatte, da brach das Volk in die Jubelrufe aus: Gott sei Dank, Christo sei die Ehre, und konnte nicht aufhören. Als nun unter diesem Jauchzen und Frohlocken der ganzen Gemeinde das kappadocische Mädchen, welches an so vielen Orten vergebens mit seinem Bruder Hülfe gegen schreckliche epileptische Anfälle gesucht hatte und nach Hippo gekommen war, von dem Grabe des Märtyrers her, an dem sie gebetet hatte, von ihrer Plage befreit, in die Kirche geführt wurde, da brach das Volk in noch nie dagewesener Weise in Thränen, Freude und Jubelgeschrei

aus, daß der Redner verstummen mußte. Als endlich eine gewisse Stille eingetreten war, sprach Augustinus, seinen angefangenen Vortrag mit Recht ganz aufgebend, nur diese wenigen Worte: „Es steht geschrieben im Psalme (32, 5): ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde. Ich sprach: ich will bekennen, noch nicht hatte ich bekannt: ich sprach: ich will bekennen und du vergabst. Ich empfahl diese Arme, ja die Tochter einer Armen, ich empfahl sie euren Gebeten. Wir entschlossen uns zu beten und wir sind erhört worden. Unsere Freude sei unser Dank! Schneller ist die Mutter, die Kirche, erhört worden, als jene arge Mutter zum Verderben.“ Vgl. Rede 323, 4.

Am häufigsten schließt die Predigt mit einem Schriftworte oder einer kräftigen Sentenz ab, wodurch gleichsam das Gesagte bestätigt und versiegelt werden soll, oder mit einer kurzen, eindringlichen Ermahnung, sei es zum Gebete, sei es zum Desgleichenthun, damit das Wort, welches mit Lust und Begierde angehört worden war, auch eine Frucht schaffe, die da bleibe. So heißt es zum Schlusse der 5. Rede: „Es wird aber die Zeit kommen, da die Kirche erhört wird, die da spricht: richte mich, Gott, und führe mir meine Sache wider das unheilige Volk (Ps. 43, 1). Wenn der Herr kommen wird mit seinen heiligen Engeln, werden alle Völker vor ihn versammelt werden und er wird sie scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, und er wird die Schafe zu seiner Rechten und die Böcke zu seiner Linken stellen, und jenen wird gesagt werden: kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, und ererbet das Reich, jenen aber: gehet hin in das ewige Feuer, das dem Teufel bereitet ist und seinen Engeln.“ Die 36. Rede endigt also: „Er rühmte sich. Aber das ist Aufgeblasenheit und nicht Fülle. Er hielt sich für reich, da er doch nichts hatte, und jener erkannte sich als arm, da er doch schon etwas hatte. Daß ich nichts weiter sage; er besaß dieses fromme Bekenntniß. Und sie gingen beide hinab. Aber gerechtfertigt, heißt es, dieser vor jenem, denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden“ (Luc. 18, 14). „Jaget nach dem Frieden gegen jedermann und nach der Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird“ (Hebr. 12, 14), heißt es in der 53. Rede zu Ende, „denn durch sie wird das Herz gereiniget, denn da ist der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Daher: selig sind, die

reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Die 62. Rede schließt so ab: „Gegen die Götzen predigen wir, aus den Herzen reißen wir sie heraus, wir sind Verfolger der Götzen, wir bekennen es offen. Sollen wir etwa Erretter derselben sein? Ich thue es nicht, wo ich es nicht kann: ich thue es nicht, wo sich der Herr des Schuldigen darüber beklagt, wo er aber will, daß es geschehe und dafür dankt, würde ich schuldig sein, wenn ich es nicht thun wollte." „Der Gott der Märtyrer," heißt es zum Beschlusse der 64. Rede, „ist auch unser Herr und Gott: er krönt uns auch! Wenn wir gut gekämpft haben, werden wir von ihm gekrönt, der die gekrönt hat, welche wir nachzuahmen uns bestreben." „Ich will nicht, daß du solches glaubst," also lesen wir zum Schluß der 237. Rede. „Der hat den ganzen Menschen erlöst, welcher den ganzen Menschen geschaffen hat: den ganzen hat er an sich genommen, den ganzen hat das Wort errettet. Hierzu gehört der Geist des Menschen und der Verstand, hierzu die Seele, die das Fleisch belebt, hierzu das wahre, das unbefleckte Fleisch: die Sünde allein gehört nicht dazu." Mit einer Aufforderung zur Demuth schließt die 77. Rede. „Wahrlich, ich sage euch," heißt es hier, „solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. (Matth. 8, 10.) Lasset uns lernen oder bewahren die Demuth! Haben wir sie noch nicht, so lasst sie uns lernen: haben wir sie, so lasst sie uns nicht verlieren! Haben wir sie noch nicht, so lasst sie uns haben, daß wir eingepflanzt werden: haben wir sie, so lasst sie uns bewahren, daß wir nicht abgeschnitten werden." Die 79. Rede schließt also: „Den sollt ihr hören: den wollen wir hören! Als das Evangelium zu uns sprach, so glaubt, daß es die Wolke war, aus ihr ertönte uns diese Stimme. Ihn wollen wir hören und was er uns sagt, wollen wir thun, was er verheißt, hoffen!" „Wisse nur," heißt es in der 4. Rede zu Ende, „daß du einen Anführer hast, der dir in den Himmel vorausgegangen ist: er zeigt dir den Weg, auf welchem du folgen sollst, halte dich zu ihm. Wolle nicht, wenn du gesiegt hast, es dir hochmüthig zuschreiben, als ob du mit deiner Kraft gekämpft hättest: sondern glaube von ihm, welcher dir die Kraft gegeben hat, daß du siegen konntest, daß er die Welt überwunden hat. Immer wirst du gekrönt werden und als Märtyrer aus dieser Welt gehen, wenn du die Versuchungen des Teufels überwunden hast." „Wenn wir auf irgend eine Weise," so schließt Rede 7 ab, „den Herrn suchen und ihn finden

können, der da ist und zwar nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir; so lasset uns unaussprechlich sein Wesen loben und seine Barmherzigkeit lieben! Amen." Außerordentlich ergreifend ist der Schluß der 232. Rede: „Ich schüttle vor dem Herrn meine Kleider aus. Ich fürchte, daß es mir angerechnet wird, wenn ich nicht rede. Ich erfülle meine Pflicht, eure Frucht suche ich, an euren guten Werken will ich meine Freude haben, nicht Geld will ich! Denn wer gut lebt, macht mich nicht reich. Mein Reichthum ist nichts als eure Hoffnung in Christo. Meine Freude, mein Trost und meine Erquickung in den Gefahren dieser Versuchungen ist einzig euer frommes Leben. Ich beschwöre euch, meine Brüder, wenn ihr euch vergessen habt, erbarmet euch meiner!" Gelegentlich, wie in der 236. Rede, wird der Schluß mit diesen Worten gemacht: „Amen, das ist wahr! Hallelujah! Lobet den Herrn!" ein Mal stoßen wir auch auf eine in die Rede hineingewobene Doxologie des dreieinigen Gottes. Zum Schluß der 72. Rede heißt es: „Er murre nicht wider seinen Züchtiger, wenn er sieht, daß er Schläge verdient, damit er Barmherzigkeit erlange durch Christus, unsern Herrn, welcher lebt und regiert mit Gott dem Vater und dem heiligen Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen." Meistentheils aber läßt Augustinus seine Predigten in ein Gebet auslaufen und zwar in ein und dasselbe, welches er sich, wie es scheint, selbst festgestellt hatte. Es ist ganz stereotyp und wird deßhalb in den meisten Reden wie 1. 18. 26. 30. 153. 154. 155. 156 u. s. w. nur mit seinen Eingangsworten: conversi ad Deum etc. angedeutet: dieses Gebet lautete nach der 34. und 67. Rede also: „Hierauf zu dem Herrn, Gott, dem allmächtigen Vater, uns wendend, lasset mit reinem Herzen ihm, so weit es unsre Niedrigkeit vermag, den größten und überschwänglichen Dank sagen: wir bitten von ganzem Herzen seine einzigartige Milde, daß er unsre Bitten nach seinem Wohlgefallen zu erhören würdige, daß er auch unsern Widersacher aus unsern Handlungen und Gedanken durch seine Kraft vertreibe, uns den Glauben wahre, den Sinn lenke, geistliche Gedanken schenke und zu der ewigen Seligkeit uns hinführe, durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Herrn, welcher mit ihm lebt und regiert in Einigkeit des heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen."

Die geistlichen Reden des Augustinus, welche er gelegentlich auch

auf dem bischöflichen Throne sitzend, — ich erinnere an die aus dem § 2 der 17. Rede schon angeführte Stelle: „warum rede ich? warum sitze ich hier?" — aber meistens, um besser verstanden zu werden, auf einem erhöhten Orte, einer Art Kanzel in dem Schiffe der Kirche stehend, — ich verweise auf die S. 197 schon beigebrachte Stelle aus der 23. Rede § 1 cf.: tractat. in Joa. 19, 15 — die Schrift in der Hand, — das sagt die Stelle aus der 37. Rede § 1 „und das, was wir in den Händen halten, die heilige Schrift nämlich, welche ihr sehet", aus welcher er gelegentlich wichtige Stellen vorlas, vgl. s. 363, 25. 356, 1, tract. in Joa. 15, 1 und Ep. 29, 4; ein Mal brachte er auch die Werke des Cyprianus mit auf die Kanzel, um einen längeren Abschnitt aus ihnen vorzulesen, vgl. s. 294, 19 — zu halten pflegte, zeichnen sich vor den Reden so vieler griechischen Väter und auch den wenigen Gedächtnißreden des Ambrosius durch ihre Kürze aus: einige Reden können kaum 8 bis 10 Minuten gedauert haben, die durchschnittliche Länge ist etwa eine halbe Stunde, nur einige wenige Reden gehen über dieses bescheidene Maß hinaus, wie etwa die 37. Rede über das Lob der tugendreichen Frau aus den Sprüchwörtern, die 51. Rede über die beiden Stammtafeln des Herrn, die beiden Reden über die Auferstehung der Todten (s. 361 und 362), die vierte Rede über Jakob und Esau, die neunte über die zehn Saiten u. s. w. Einzelne Enarrationen, wie z. B. die des 39. Psalmes, sind zu lang: die Traktate befleißigen sich ohne Ausnahme einer ansprechenden Kürze. Die größere Länge dieser Reden hat ihren Grund nicht in dem Umstande, daß der Redner extemporirte und sich deßhalb nicht kurz fassen konnte, sondern entweder darin, daß das Thema sich durchaus nicht in weniger Zeit durchführen ließ, oder darin, daß der Redner von der Gemeinde so begierig gehört wurde, daß er nicht abbrechen konnte, sondern ein Uebriges noch thun mußte. „Ich habe vergessen," heißt es zum Schluß der Rede über den Ps. 72, „wie lange ich gesprochen habe. Der Psalm ist nun zu Ende und aus diesem meinem Schweiße schließe ich, daß ich eine lange Rede gehalten habe: eurem Eifer thue ich aber nicht genug: ihr seid zu gewaltig: o daß ihr doch mit dieser Gewalt das Himmelreich an euch risset!"

Was nun die Sprache in den Reden unsres Kirchenvaters betrifft, so redet er durchaus kein klassisches Latein, was man eigentlich nach seiner tüchtigen Schulbildung zu erwarten berechtigt wäre.

Er hätte sich gewiß ohne Mühe in einem besseren, reineren Latein ausdrücken können, wenn er dieß für zweckgemäß erachtet hätte. Er redete aber vor Afrikanern, vor Puniern, welche in dem gewöhnlichen Leben sich allerdings auch der lateinischen Sprache bedienten, aber bekanntlich ein sehr schlechtes, barbarisches Latein redeten. Da seine Zuhörer weder an eine reine Aussprache gewöhnt waren, noch in dem Besitze des klassischen Wortschatzes sich befanden, Augustinus aber vor allen Dingen von seinen Leuten verstanden werden wollte, verzichtete er freudig auf den Ruhm eines reinen, feinen Latinisten. Er entäußerte sich hier und erniedrigte sich selbst, da ihm Alles darauf ankam, daß er diesen Ungebildeten und Ungelehrten in seinen Reden klar und deutlich sei. Er spricht sich hierüber mehrfach aus, so in der dritten Rede über Ps. 36 § 6: „Foeneratur," sagt er hier, „kann im Lateinischen bedeuten, sowohl wer leiht, als auch wer nimmt: deutlicher aber wird es ausgedrückt, wenn wir sagen, welcher foenerat. Was geht es uns an, was die Grammatiker wollen? Es ist besser, daß ihr uns in unserer barbarischen Sprache versteht, als daß ihr durch unsre reine Sprache rein verlassen seid." Er greift deßhalb in die platte Sprache des Volkes mehrfach hinein, um einen Ausdruck der lateinischen Bibelübersetzung, welche er seinen Predigten zu Grunde legte und mit welcher er gelegentlich den griechischen Text des Neuen Testamentes und der Septuaginta vergleicht, recht klar zu legen. So sagt er, daß das lateinische fortasse, wofür in dem Griechischen ἄρα gesetzt sei, sich nicht ganz mit forsitan decke, sondern treffend durch ein allerdings im klassischen Lateinischen nicht vorkommendes, aber ihnen Allen sehr geläufiges und deßhalb für ihr Verständniß sehr passendes Wort in der punischen Sprache wiedergegeben werden könnte, nämlich mit iar, natürlich nicht als Hauptwort gleich Holz gefasst, sondern als Partikel genommen, welche einen Zweifel ausdrücken solle, wie etwa das lateinische: putas, welches aber auch nicht gut sei. „Wenn ich mit euch rede, kann ich das sagen," heißt es in der Auslegung des 123. Psalmes § 8, „denn oft gebrauche ich unlateinische Ausdrücke, daß ihr mich verstehet."

Es gelang dem Augustinus nicht immer, für das, was er sagen wollte, den rechten, runden und vollen Ausdruck zu finden: er ringt in seinen Reden an vielen Stellen mächtig mit der Sprache, um sie sich und seinen Gedanken unterthänig zu machen. Er klagt

darüber selbst aus der Tiefe seines frommen Gemüthes in der goldenen Schrift de catechizandis rudibus (c. 2): „Fast immer mißfällt mir meine Rede," heißt es hier, „denn ich ringe nach dem Besseren, dessen ich oft, bevor ich es durch Worte auszudrücken versuche, innerlich genieße, und wenn ich es dann, weniger als mir selbst bewußt ist, darstellen kann, betrübe ich mich, daß meine Zunge meinem Herzen nicht Genüge leistet. Ich wünsche, daß der, welcher mich hört, das Ganze erkenne, was ich erkenne, und ich fühle, daß ich nicht so rede, um dieses zu bewirken, zumal jene Erkenntniß mit Blitzesschnelle den Geist durchdringt, die Rede aber langsam fortschreitet, und während sie mich beschäftigt, sich jenes innere Schauen schon wieder in seine verborgenen Tiefen zurückgezogen hat." Er war keineswegs ein Mensch von schwerer Zunge, er beherrschte auch die lateinische Sprache, in welcher er redete, aber, da er in seinen Predigten alle Mal in die Tiefe des Wortes Gottes und der Erfahrung des eignen Herzens hinabdringen wollte, so hatte er alle Zeit große Noth, das rechte Wort zu finden. Das, was er sagen wollte, war zu unergründlich tief, zu überschwänglich, als daß es sich völlig in Worten ausdrücken ließ: vor seiner sinnenden, schauenden Seele stand die Wahrheit klar und bestimmt, aber sobald als er das, was er ohne Wort innerlich so klar erkannt hatte, Andern durch das Wort klar legen wollte, versagte ihm das Wort, welches ihm sonst auf den leisesten Wink zur Verfügung stand, den Dienst. Große Geister, tiefe Denker haben allemal die leidige Erfahrung machen müssen, welche dem Augustinus nicht erlassen werden konnte: nur kleine Geister, nur oberflächliche Redner meinen, daß sich Alles leicht und glatt aussprechen lasse.

Wortspielen begegnen wir häufig in diesen Reden, ich habe bei keinem griechischen Kanzelredner sie so oft gefunden. Sie stellen sich ganz ungesucht, aus freien Stücken ein. Ich erinnere an die beiden gelegentlich schon mitgetheilten von praeesse und prodesse (leiten und weiden, s. 340, 1), von disertitudo und deserti (Reinheit der Rede — rein verlassen, s. 214, 6), ich erwähne noch Trakt. 43, 1: a potentia discimus patientiam (von der Erhabenheit lernen wir Ergebenheit), s. 302, 15: „Denn von dem Wohlthun hält uns nicht ab militia, sed malitia" (das Soldatensein, sondern das Ungerathensein). Hierher würde auch das gehören, wie er mit dem Krächzen der Raben spielt und es ausdeutet: in der 82. Rede § 14

warnt er sehr eindringlich davor, daß man seine Buße und Bekehrung von einem Tage auf den andern Tag verschiebt. „Das ist es, was Viele getödtet hat, sie sagen: cras, cràs, cras (morgen, morgen, morgen), und plötzlich wird die Thüre zugemacht. Und er bleibt draußen mit seiner Rabenstimme, weil er nicht girrt wie eine Taube. Cras, cras, so sagen die Raben, girre wie eine Taube und schlage an deine Brust."

Die Rede des Augustinus scheut alle langen Perioden, eine größere Periode, wie die griechischen Redner sie liebten und wie sie in den Rhetorenschulen bewundert wurde, habe ich nirgends gefunden. Er spricht fast in lauter kurzen, knappen, einfachen Sätzen. Die Rede wird dadurch scharf und bestimmt, klar und faßlich, schroff und kräftig, schneidend und wuchtig: aber auch, was nicht zu leugnen ist und aus dem unvermittelten Nebeneinanderstehen der Sätze resultirt, hin und wieder zu sehr springend und auch dunkel. Oefters treten diese einfachen Sätze in Reih und Glied einander gegenüber; eine große Schlachtreihe marschirt auf, wo jeder seinem Gegner in das Weiße des Auges sieht und hart auf den Leib rückt. In solchen Antithesen entfaltet Augustinus seine Meisterschaft: mehrere von ihnen sind Gemeingut der Kirche geworden, sie klingen durch so manches Kirchenlied, vornehmlich in der Weihnachtszeit, hindurch, und mancher Prediger heut zu Tage tritt, ohne es zu wissen, in seine Fußtapfen. Die Rede — ich spreche hier nicht von den Festpredigten, welche mehr erhaben, hymnenartig sind — beginnt so schlicht und einfach wie nur irgend möglich, an dem Worte Gottes, das sie behandelt, steigt sie in die Höhe und wächst, das Wort Gottes ist ihre Kraft und Stärke. Aus der Fundgrube der heiligen Schrift wird mit tiefeindringender Schriftforschung, mit unermüdlichem Eifer das edle Metall zu Tag gefördert und zu gangbarer Münze ausgeprägt. Die rechte Lehre wird mit sicherer Hand, mit klarem Auge, mit Kraft und Nachdruck auf den Leuchter gestellt: und anderer Seits wird Gottes Wort als eine Leuchte hineingetragen in das Leben des alten Menschen, damit es zu einer gründlichen Erkenntniß des Sündenelendes, der vollständigen Verderbtheit unserer Natur komme, und vorgetragen dem neuen Menschen, daß er in allen Lagen und Beziehungen seines Lebens Gottes Wohlgefallen sich erwerbe. Und diese Ziele verfolgt der Redner nicht so, daß er die Wahrheit einfach mit lauter Stimme verkündigt als eine fertige,

abgeschlossene, längst abgemachte Sache, sondern so, daß er vor unsren Augen mit unsrem Beistande, im Einverständnisse mit uns, unter unsrem Beifalle und unter steigender Bewunderung immer tiefer in die heilige Schrift eindringt, immer reichere Schätze aus ihr hervorträgt, immer schneidigere Waffen aus ihr schmiedet und siegesgewiß dem stolzen, übermüthigen Widersacher entgegentritt. Augustinus übersieht so leicht nicht eine Frage, die sich wider sein Wort aufdrängen kann, er überhört keinen Einwurf, welchen man seiner Lehre machen konnte. Er steht Antwort auf jede Frage: vielfach thut er eine beschämende, zurechtweisende, vernichtende Gegenfrage: er weiß jedem Einwurfe die Spitze zu bieten und lässt sich für sein Leben gern in ein höchst lebhaftes Zwiegespräch, in eine scharfe Disputation mit dem Gegner ein. „So haben, meine Brüder," sagt er, sein Verfahren treffend zeichnend, Rede 150, 9, „vor unsern Augen die Epikureer und Stoiker sich mit dem Apostel gemessen und uns, was wir verwerfen und was wir erwählen müssen, durch diese ihre Unterredung gelehrt." Wie er nicht ruhen konnte in seinem Suchen und Forschen in der heiligen Schrift, bis daß er zu dem tiefsten Grunde hinabgekommen war, so lässt er auch von dem, welcher sich nicht unter die Lehre der Schrift, die er allein verkündigen will, beugen mag, nicht ab, er verfolgt ihn bis in seinen letzten Schlupfwinkel hinein und macht ihn vollständig wehrlos. Ein unerbittlicher Dialektiker ist unser Mann, er scheut keine Consequenzen, er muß überall den Gedanken bis zu seiner äußersten Spitze ausdenken, er muß überall bis zu dem letzten Punkte, bis zu dem tiefsten Grunde vordringen: seine streitbare Seele, seine kampfesfreudige Heldennatur kann sich bei nichts Halbem beruhigen. Am meisten streitet er in seinen Reden gegen die Manichäer, so z. B. in der Rede 1. 12. 50. 150. 153. 155 u. s. w., gegen die Donatisten, wie in den Reden 88. 90. 99. 129. 138. 164. tract. in Joa. 6, 13, und gegen die Pelagianer, z. B. in den Reden 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 165. 26. 30. 131 u. m., aber auch die Arianer werden angegriffen, wie in den Reden 117. 135. 139. 140, selbst die Photinianer und Sabellianer in dem 47. Traktate zu Johannes, ja sogar die Heiden werden vorgenommen in den Reden 240. 241 und 242 und mit den Epikureern und Stoikern in Rede 150 die Waffen gemessen. Schlachten werden in diesen Reden geliefert, denn es handelte sich ja in dem Kampfe wider die Arianer, Pelagianer und Donatisten,

von den andern Gegnern zu schweigen, um Hauptpunkte, um Bollwerke des christlichen Glaubens, und nicht um kleine Außenwerke, die aufgegeben werden können.

Geben wir einige Proben dieser schneidigen Dialektik. „Welches sind jetzt die Uebel der Menschen?" So fragt er in der 182. Rede § 6. „Irrthum und Schwachheit. Entweder weißt du nicht, was du thun sollst und fällst durch Irrthum, oder du weißt, was du thun sollst und wirst durch Schwachheit überwunden. Also ist alles Uebel der Menschen Irrthum und Schwachheit. Gegen den Irrthum rufe: der Herr ist mein Licht! Gegen die Schwachheit füge hinzu: und mein Heil! (Ps. 27, 1.) Glaube, du sollst gut sein: du bist böse und wirst gut sein! Wolle nicht theilen! Die Natur in dir soll geheilt und nicht getheilt werden! (natura in te sananda, non separanda est!) Willst du wissen, was du bist? Finsterniß! Weßhalb Finsterniß? O Mensch, der du sagst: Gott verdirbt (ein Manichäer ist angeredet), kann etwas tiefere Finsterniß sein, als dieses? Glaube und erkenne an, daß Christus in's Fleisch gekommen ist, daß er angenommen hat, was er nicht war, und daß er nicht verloren hat, was er war, daß er den Menschen in sich verwandelt hat und nicht in einen Menschen verwandelt worden ist. Erkenne dieß an, du selbst wirst aus einem bösen Menschen ein guter, aus Finsterniß Licht werden. Oder lüge ich und vermag ich nicht dieß zu beweisen? Du nimmst den Apostel an, wenn du dich nicht etwa so stellst, als wenn du ihn annehmest: du liesest den Apostel und wirst betrogen und betrügst. Weßhalb wirst du betrogen? Weil du selbst zu deinem Verderben irrst. Wenn du aber glauben und den Irrthum abschütteln wolltest, würdest du von dem Apostel hören: ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seid ihr ein Licht (Eph. 5, 8). Licht, aber wo? Er fügt hinzu: in dem Herrn. Daher in dir die Finsterniß, in dem Herrn das Licht! Denn du kannst dir nicht selbst leuchten; wenn du herankommst, wirst du erleuchtet, wenn du zurückweichst, wirst du verfinstert, denn du bist dir nicht selbst ein Licht, von anderswoher wirst du erleuchtet. Kommt zu ihm und werdet erleuchtet!" Wie vortrefflich, wie lebendig und getreu, mit lauter kleinen Pinselstrichen, versteht er es das Treiben der Kinder dieser Welt vor die Augen zu malen und wie schneidend deckt er ihnen schließlich die Thorheit ihres Treibens auf. „Aber, meine Theuersten," heißt es in der 302. Rede § 2, „da es zwei

Leben gibt, eins vor dem Tode, und eins nach dem Tode, so hatten und haben beide ihre Liebhaber. Wie kurz dieses Leben sei, was soll man das noch beschreiben? Wie mühevoll, wie kläglich, wie umringt von Versuchungen und erfüllt mit Schrecken, brennend von Begierden, unterworfen dem Zufall, im Unglück leidvoll, im Glücke sich blähend, über Gewinne jauchzend, über Verluste sich quälend, das erfahren wir. Und bei dem Jauchzen selbst über das Gewonnene zittert es, daß es verliere, was es gewonnen hat, daß ihm nachgetrachtet werde, dem, ehe er es hatte, nicht nachgetrachtet wurde. Ein wahres Unglück, ein falsches Glück! Der Niedrige wünscht hinaufzusteigen und der Erhöhte fürchtet herabzusteigen. Wer nichts hat, beneidet den, der etwas hat: wer etwas hat, verachtet den, der nichts hat. Und wer kann mit Worten darlegen, die so große und so augenscheinliche Abscheulichkeit dieses Lebens? Und doch hat diese Abscheulichkeit ihre Liebhaber und zwar solche, daß wir nur sehr wenige finden werden, welche das ewige Leben so lieben, welches kein Ende nimmt, als dieses Leben geliebt wird, welches sowohl bald ein Ende nimmt, als auch, wenn es länger währt, täglich sich fürchtet, daß es jede Stunde zu Ende gehen könne. Was sollen wir thun? Was sollen wir machen? Was sollen wir sagen? Welche Stacheln der Drohung, welche Feuer der Ermahnung sollen wir heranbringen an diese trägen und harten Herzen, die erstarrt sind von dem Eise des irdischen Stumpfsinns, daß sie ein Mal diese weltliche Stumpfheit abwerfen und für das Ewige entbrennen."
„Aber, wie ich angefangen habe, meine Brüder," heißt es in § 4 weiter, „wozu ich euch ermahnt habe, was ich euch vorgestellt habe, ich beschwöre euch, lasset uns darauf Acht geben, wie dieses zeitliche Leben von seinen Liebhabern geliebt wird: in welcher großen Furcht leben die Menschen, daß sie, die doch sterben müssen, sterben sollen! Siehst du den Menschen zittern, fliehen, Schlupfwinkel aufsuchen, nach Vertheidigungsmitteln haschen, flehen, sich in den Staub werfen, wenn es geschehen kann, was sie nur haben hingeben, damit ihnen das Leben geschenkt werde, daß sie einen Tag länger leben, damit die ungewisse Lebenslänge immer noch etwas länger ausgedehnt werde. So vieles thun die Menschen, wer thut etwas der Art für das ewige Leben? Reden wir den Liebhaber des gegenwärtigen Lebens an! Was treibst du, was beeilst du dich, was zitterst du, was fliehst du, was suchst du Schlupfwinkel? Damit ich lebe, spricht

er. Gewiß, daß du lebst? Daß du lebst, um immer zu leben? Nein. Also du bemühst dich nicht, den Tod aufzuheben, sondern aufzuschieben. Der du so viel thust, um ein wenig später zu sterben, thue doch auch etwas, daß du nie stirbst! §. 5. Wie Viele finden wir, die da sagen: mag der Fiskus meine Güter nehmen, wenn ich nur später sterbe: wie selten finden wir Einen, der da spricht: mag Christus nehmen, was ich habe, wenn ich nur niemals sterbe. Und dennoch, o Liebhaber des zeitlichen Lebens, wenn der Fiskus es nimmt, beraubt er dich in dieser Welt: wenn Christus es nimmt, bewahrt er es dir in dem Himmel. Um dieses Lebens willen wollen die Menschen haben, wovon sie leben, und um dieses Lebens willen wollen sie hingeben, wovon sie leben. Was du dir bewahrst, um davon zu leben, das gibst du hin, um zu leben und vielleicht Hungers zu sterben! Und dennoch sagst du: er mag es nehmen! Was kümmere ich mich drum! Ich will betteln! Du gibst hin, wovon du leben willst, bereit zu betteln, daß du leben kannst. Du bist bereit, wenn du das Nothwendigste dahingegeben hast, zu betteln in dieser Welt, und du bist nicht bereit, das Ueberflüssige zu verleihen, um mit Christus zu herrschen! Ich bitte dich, wäge das ab! Wenn irgend eine Wage der Gerechtigkeit in der Kammer deines Herzens gefunden wird, bringe sie heraus und lege dieses Beides hinein und wäge: Betteln in dieser Welt und mit Christus Herrschen. Es läßt sich nichts abwägen. Denn in Vergleich mit diesem hat jenes kein Gewicht. Wenn ich sagte, in dieser Welt herrschen und mit Christus herrschen, wäre nichts abzuwägen. Es gereut mich, daß ich gesagt habe: wäge ab, denn es gibt nichts abzuwägen. Was nützt es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele (Matth. 16, 26). Wer aber an seiner Seele nicht Schaden genommen hat, der wird für Christus herrschen. Wer aber herrscht in dieser Welt sicher? Gesetzt, daß er sicher herrsche, wer herrscht ewig? § 6. Darauf gebet Acht, was ich euch vorgestellt habe, was für Liebhaber hat das gegenwärtige Leben, das zeitliche Leben, das kurze Leben, das abscheuliche Leben! Was für welche Liebhaber hat es! Der Mensch wird meistentheils dieses Lebens wegen ein nackter Bettler. Fragst du ihn, warum? so antwortet er: daß ich leben kann. Was hast du geliebt und wohin bist du durch diese deine Liebe gekommen? Was willst du sagen, du verkehrter Liebhaber der argen Geliebten? Was willst du diesem

deinem geliebten Leben sagen? Rede, sprich es an, schmeichle, w
du kannst! Was willst du sagen? In diese Nacktheit hat mich d
Schönheit gebracht. Es ruft dir zu: ich bin abscheulich und du li
mich? Es ruft: ich bin hart und du umarmst mich? Es ruft:
bin flüchtig und du wagst mir zu folgen? Siehe, so antwortet
deine Geliebte: ich bleibe nicht bei dir und wenn ich auch eine Kl
Weile bei dir bin, so werde ich bei dir doch nicht aushalten. N
machen kann ich dich, seligmachen aber kann ich dich nicht."

In der neunten Rede, § 19 ff., setzt er sich in dieser W
mit denen aus einander, welche zur Mildthätigkeit gegen die N
leidenden sich nicht entschließen können und allerlei Ausflüchte such
„Was sagt er: ich faste zwei Mal in der Woche und gebe
Zehnten von Allem, was ich habe (Luc. 18, 12). Und das B
des Herrn war noch nicht vergossen! Ein solches Lösegeld ist
uns bezahlt worden und wir leihen nicht ein Mal so viel aus,
der Pharisäer! Du weißt auch, daß der Herr an einem and
Orte offen sagt: es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn
Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himm
reich kommen (Matth. 5, 20). Jene gaben also den Zehnten: u
du, wenn du den Hundertsten gibst, rühmst dich, etwas Großes
than zu haben. Du siehst auf das, was der Andere nicht thut, u
nicht auf das, was Gott dir zu thun gebietet. Du beurtheilst d
in Vergleichung mit Einem, der schlechter ist, nicht mit dem Bes
dessen, der besser ist. Nicht darum, weil jener nichts thut, thust
etwas Großes, sondern weil man sich freut über eure Werke, mö
sie noch so klein sein, denn so groß ist eure Unfruchtbarkeit, d
man sich über Mäßiges freut: ihr schmeichelt euch, als sichere Le
über die kleinsten Körner von Almosen und vergesset den Hau
eurer Sünden. Du hast vielleicht, ich weiß nicht was für ein klein
vorgebracht, was der Andere entweder nicht hatte oder, obgleich
es hatte, nicht hervorbrachte. Wolle nicht darauf achten, wer
nach dir nicht thut, sondern was Gott dir befiehlt zu thun. Endl
warum genügen euch bei jenen weltlichen Lüsten nicht die, denen
vorausgekommen seid, aber ihr wollt reich sein, denen gleich,
reicher sind als ihr. Ihr beachtet nicht, wie vielen Armen
vorausgekommen seid, ihr wollt die Reicheren übertreffen. Aber
den Almosen wird ein Maß festgehalten. Hier heißt es: wozu d
thue ich es? Und da heißt es nicht: wie viel reicher bin ich d

als viele Reiche! Nicht wird beachtet die Armuth unzähliger Bettler, nicht berücksichtigt die Menge der Armen dahinter: sondern die geringe Zahl der vorausgehenden Reichen wird in das Auge gefaßt. Warum wird bei dem guten Werke nicht jener Zachäus beachtet, der die Hälfte seiner Güter den Armen gab? Wir werden sogar gezwungen zu wünschen, daß wenigstens jener Pharisäer beachtet wird, welcher den Zehnten gab von Allem, was er hatte. § 20. Wolle deine vergänglichen Schätze, deine eitlen Reichthümer nicht schonen. Wolle nicht unter dem Scheine der Frömmigkeit dein Geld vermehren. Ich bewahre es meinen Söhnen: große Entschuldigung! Ich bewahre es meinen Söhnen! Lasset uns zusehen: dein Vater bewahrt es dir, du bewahrst es deinen Söhnen, deine Söhne ihren Söhnen, u. s. w., und keiner wird die Gebote Gottes erfüllen! Warum verausgabst du für den nicht Alles, welcher dich aus Nichts gemacht hat? Der, welcher dich gemacht hat, erhält dich von dem, was er gemacht hat: er erhält dich und deine Söhne. Verweist du deine Söhne wohl besser auf dein väterliches Gut, als auf deinen Schöpfer? Die Menschen lügen. Der Geiz ist schlecht. Sie wollen sich mit dem Namen der Frömmigkeit umhüllen und sich weißbrennen, daß sie gleichsam für ihre Söhne aufbewahren, was sie des Geizes wegen aufbewahren. Denn damit ihr erkennt, daß es meistentheils so zugeht: es wird von jemandem gesagt: warum gibt er nicht Almosen? Weil er für seine Söhne es aufbewahrt. Es geschieht, daß er einen verliert: wenn er für seine Söhne es aufbewahrte, so sende er diesem sein Theil nach. Warum behält er dieses in dem Säckel und jenen läßt er los von seinem Herzen? Er ist gestorben, sagt er. Aber er ist zu Gott vorausgegangen, sein Theil gebührt den Armen: dem gebührt es, zu dem er gegangen ist: Christus gebührt es, denn zu diesem ist er gegangen und dieser spricht: was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! (Matth. 25, 40.) Aber, was sagst du? Ich bewahre es seinen Brüdern. Wenn jener am Leben geblieben wäre, würde er nicht mit seinen Brüdern theilen? O todter Glaube! Dein Sohn ist ja gestorben! Was du auch sagen mögest, dem Todten schuldest du, was du ihm, als er lebte, bewahrtest. Mein Sohn ist todt, aber das Theil meines Sohnes bewahre ich seinen Brüdern. Du glaubst also, daß er todt ist? Wenn Christus für ihn nicht gestorben ist, so ist er todt: wenn aber Glaube in dir ist,

so lebt dein Sohn. Er lebt gewiß: er ist nicht fortgegangen, sondern vorausgegangen. Mit welcher Stirne willst du zu deinem Sohne kommen, der vorangegangen ist, wenn du dem Vorangegangenen nicht sein Theil in den Himmel sendest? Oder kann es nicht in den Himmel gesandt werden? Gewiß, es kann. Höre den Herrn selbst sprechen: sammlet euch Schätze in dem Himmel! (Matth. 6, 20.) Wenn also jener Schatz besser in dem Himmel bewacht wird, ist er dann nicht dem Sohne zu senden, da er, wann er gesendet ist, nicht umkommen wird? Er wird behalten hier, wo er umkommen kann, und nicht dorthin geschickt, wo Christus der Wächter ist. Das, was du hier behältst und deinem Sohne nicht nachschicken willst, wem willst du es anvertrauen? Deinen Kassenführern vertraust du das Theil dessen an, der vorausgegangen ist, und Christo vertraust du es nicht an, zu dem er vorausgegangen ist? Ist dein Prokurator dir dazu geschickt, und Christus ist weniger geschickt dazu? § 21. Ihr sehet, meine Brüder, daß eine Lüge ist, was die Menschen sagen: meinen Söhnen bewahre ich es. Eine Lüge ist es, meine Brüder, eine Lüge! Geizig sind die Menschen. So mögen sie doch wenigstens gezwungen werden zu bekennen, was sie nicht wollen, wenn sie erröthen zu verschweigen, was sie sind: sie mögen im Bekenntniß ausschütten, abwerfen, was sie tragen. Das Herz wird bedrückt durch den Rausch der Ungerechtigkeit: das Bekenntniß möge diesen herausspeien: aber nicht werde zu dem Ausgespieenen nach Weise der Hunde zurückgekehrt! Ihr sollt Christen sein! Es ist viel zu wenig, ein Christ genannt zu werden."

Geben wir noch eine Probe der christologischen Gegensätze, welchen wir bei Augustinus so oft begegnen, nirgends aber häufiger als in seinen Weihnachtsreden. „Hier," heißt es in der ersten Weihnachtspredigt s. 184, § 3, „hat er, der von einer Mutter Geborene, den Jahrhunderten diesen Tag empfohlen, welcher, vom Vater geboren, alle Jahrhunderte geschaffen hat. Jene Geburt konnte keine Mutter haben und diese forderte keinen Menschen als Vater. Endlich ist Christus geboren worden sowohl von Vater als auch von Mutter und ohne Vater und ohne Mutter: vom Vater Gott, von der Mutter Mensch, ohne Mutter Gott, ohne Vater Mensch. Wer kann seine Geburt erzählen? Sei es jene ohne Zeit, sei es jene ohne Samen: jene ohne Anfang, jene ohne Beispiel, jene, welche niemals nicht war, und jene, welche weder vorher noch nachher war;

jene, welche kein Ende hat, diese, welche einen Anfang da hatte, wo sie auch ein Ende hatte. Mit Recht also verkündigten die Propheten, daß er geboren werden sollte, die Himmel aber und die Engel, daß er geboren sei. Es lag in der Krippe, der die Welt trägt in seiner Hand, und war ein unmündiges Kind und das Wort. Welchen die Himmel nicht fassen, den trug ein Weib im Schoße. Jene beherrschte unsren König: den, in dem wir sind, trug jene; unser Brod säugte jene! O offenkundige Schwachheit und wunderbare Niedrigkeit, in welcher so die ganze Gottheit sich verbarg! Die Mutter, welcher die Kindheit unterthan war, regierte die Allmacht: und er weidete die, deren Brüste er sog, in der Wahrheit."

Diese dialektische Form, welche sich in allen Predigten geltend macht, brachte es mit sich, daß diese Predigten vielfach die Gestalt von Unterredungen, von Zwiegesprächen an sich nahmen: diese Dialektik empfahl den Dialog. Augustinus redet seine Zuhörer sehr häufig an, sei es mit „eure Liebe", sei es mit „eure Heiligkeit", sei es als seine „Brüder", sei es als seine „geliebtesten" oder „theuersten Brüder": er bittet sie außerordentlich oft um ihre Aufmerksamkeit, um ihre angespannteste Andacht. „Gebt Acht, intendite," heißt es z. B. s. 2, 9. 4, 15, adtendite s. 5, 5. 9, 8, „seid mit eurem Geiste da (adeste animo s. 57, 11), wohlan, Brüder, ihr sollt mit ganzem Herzen dabei sein (eia, fratres, adestote toto animo, s. 52, 16)." Mit ihnen setzt er sich in dem spannendsten, bewegtesten Zwiegespräche aus einander und verständigt sich so mit ihnen über den Sinn der Schriftstelle, welche er behandelte, oder über die tiefsten Geheimnisse unsres Glaubens, welche er ihnen erschließen, oder über die wichtigsten Fragen und Aufgaben des christlichen Lebens, welche er ihnen an das Herz legen wollte; mit ihnen tritt er an den Widersacher, mag er nun irgend ein Ketzer oder Sektirer sein, oder der alte, natürliche Mensch heißen, schlagfertig und kampfeslustig heran, spricht ihn an und verwickelt ihn in ein lebhaftes Gespräch, in welchem der Gegner alle Mal den Kürzeren zieht. Ja in dem Eifer des Gespräches wendet er sich vielfach an den Herrn, wie Rede 135, 3; 302, 14, an die Propheten, wie Rede 95, 4, und an die Apostel, vornehmlich an Paulus, wie Rede 154, 4 ff., um sie um ihre Meinung zu befragen und sich durch sie in alle Wahrheit leiten zu lassen, und personificirt er die

Laster, wie z. E. in Rede 86, 6 ff. die Habsucht und die Verschwendung, um sie so besser ausholen zu können.

Diese dialogische Redeweise verleiht den Predigten des Augustinus eine wohlthuende Bewegung, einen rüstigen Fortschritt, eine spannende, fesselnde Kraft: sie lassen keine Abspannung, keine Ermüdung zu. Der Redner zieht den Zuhörer unwiderstehlich durch die Frische und Macht seiner Gedanken tiefer und tiefer in den Kreis seiner Ideen hinein, so daß er, wenn der Weg auch noch so lang und noch so schwer ist, mit Lust und Eifer nachfolgt. Augustinus hält nichts von den Bildern, welche die griechischen Redner mit solcher Vorliebe und in solcher Weitläufigkeit und Fülle vortrugen, höchst selten begegnet in seiner Rede ein Bild, und wenn es ein Mal vorkommt, so soll es nicht, wie bei den griechischen Kanzelrednern, zur Zierde und Ausschmückung der Rede dienen, es soll nicht zu einer behaglichen Anschauung und erquickenden Ruhe einladen, es soll nur dem Gedanken dienen, sein einziger Zweck ist, einen Gedanken in anschaulichster Weise klar und greifbar hinzustellen. Wir kommen leicht auf den Gedanken, daß unser Redner kein Auge und Ohr, überhaupt keinen Sinn gehabt habe für das große Bilderbuch unsres Gottes, seine Schöpfung, welches so gute Dienste leistet zur Illustrirung des geschriebenen Buches unsres Gottes: aber wir müssen diesen Gedanken aufgeben, Augustinus hat ein Auge gehabt, das auch für die Dinge in dieser Welt erschlossen war. „Ich will die Erde betrachten," sagt er in der Auslegung des 41. Psalmes § 7, „geschaffen ist die Erde! Groß ist die Schönheit der Erde, aber sie hat einen Künstler. Groß sind die Wunder der Samen und der Erzeuger: aber dieß Alles hat seinen Schöpfer. Ich weise hin auf die Größe des ringsum ausgegossenen Meeres, ich staune, ich verwundere mich, ich frage nach dem Künstler, ich betrachte den Himmel und die Schönheit der Gestirne, ich bewundere den Glanz der Sonne, der da ausreicht, den Tag heraufzuführen, und den Mond, den Tröster in den nächtlichen Finsternissen. Wunderbar ist das, zu loben ist das, ja selbst anzustaunen ist das. Denn es ist nichts irdisches, es ist das schon himmlisch: aber bei diesem steht mein Durst noch nicht still. Das bewundere ich, das lobe ich: aber nach dem, der solches gemacht hat, dürste ich." An den Blumen hatte er seine Freude. „Wenn das Ende der Welt kommt," heißt es in der Rede 38, 11, „müssen

wir aus der Welt gehen, die Welt ist nicht zu lieben. Siehe, die Welt wird beunruhigt und doch wird die Welt geliebt. Wie, wenn die Welt ruhig wäre? Wie würdest du an ihr, der schönen, hangen, wenn du sie in ihrer Häßlichkeit schon so schön findest! Wie würdest du ihre Blumen sammeln, da du von ihren Dornen die Hand nicht zurückziehst." Den Vögeln unter dem Himmel sieht er sinnend zu. „Ihr wisset," heißt es in der 90. Rede § 10, „wie die Sperlinge und die Schwalben ihren Gemahl lieben, die Eier ausbrüten, die Jungen atzen, aus einer lieblichen und natürlichen Güte und ohne an irgend welchen Lohn zu denken. Denn der Sperling sagt nicht: ich will meine Jungen nähren, daß, wenn ich alt geworden bin, sie mich ernähren. Er denkt an nichts dergleichen: umsonst liebt er, umsonst atzt er, er übt väterliche Liebe und frägt nach keinem Lohne." Vornehmlich hat er an der Henne seines Herzens Freude, wiederholt — 1. Rede zu Psalm 58, 10; 1. Rede zu Psalm 90, 5 und Trakt. über Joh. 15, 7 — kommt er auf sie zu sprechen. „Nicht haben wir dieses jemals," sagt er an der ersteren Stelle, „an irgend einem Vogel bemerkt, auch nicht an denen, welche vor unsren Augen ihre Nester bauen, wie der Sperling an den Wänden und wie die Schwalben, unsre jährlichen Gastfreunde gleichsam, wie die Störche und andere und noch andere Vögel, welche vor unsren Augen ihre Nester bauen und auf den Eiern sitzen, Junge füttern, wie die Tauben selbst, welche wir täglich sehen, wir haben keinen Vogel wahrgenommen und gesehen, welcher mit seinen Jungen schwach würde. Wie ist das doch bei der Henne? Sicher sage ich euch eine bekannte Sache, die sich täglich vor euren Augen zuträgt: wie ihre Stimme heiser wird und wie sie an dem ganzen Körper rauh wird. Die Flügel hängen herab, die Federn werden schlaff und du siehst an den Jungen irgend was Krankes, und dieß ist die mütterliche Liebe, welche sich als Schwachheit erfinden läßt." Die kleinen Tropfen, welche aus den Wolken herabfallen, die kleinen Ritze in dem Boden eines Schiffes veranschaulichen, was es mit sogenannten kleinen Sünden auf sich hat. In der 58. Rede § 10 sagt er: „Auch die leichten und kleinen Sünden sollen nicht gering geachtet werden. Von kleinen Tropfen werden die Ströme voll. Auch die kleinen Sünden sollen nicht gering geachtet werden. Durch kleine Ritzen des Schiffes sickert das Wasser hinein und es wird voll Schmutzwasser, und wenn das Schmutz-

wasser nicht geachtet wird, sinkt das Schiff unter. Aber die Schiffer lassen es nicht darauf ankommen, die Hände sind geschäftig; sie sind geschäftig, daß täglich das Schmutzwasser ausgeschöpft werde. So mögen auch deine Hände geschäftig sein, daß täglich das Schmutzwasser weggeschafft werde." Das Haus, welches, wenn es vollendet ist, ohne Gerüst dasteht, hilft ihm verdeutlichen, wie das ewige Heil auf Thaten, die in der Zeit geschehen sind, beruhen kann. „Durch zeitliche Begebenheiten und durch gewisse vorübergehende und vergehende Thaten," lesen wir Rede 362, 7, „werden wir zu dem ewigen Leben unterwiesen. Alles, was geschehen ist, daß wir etwas heilsames hörten und Wunder geschähen, daß unser Herr geboren wurde, hungerte und dürstete, gefangen, verspottet, geschlagen, gekreuzigt, getödtet, begraben, auferweckt und in den Himmel erhoben wurde — das Alles ist vorübergegangen: und wenn es gepredigt wird, so werden gewisse zeitliche und vorübergehende Thatsachen unsres Glaubens gepredigt. Etwa weil auch das, was durch dieß erbaut wird, ebenso vorübergeht? Eure Heiligkeit gebe Acht, daß ihr dieß durch ein Bild sehet. Ein Baumeister baut mittelst vorübergehender Maschinen ein Haus, das bleiben soll. Denn bei diesem so großen und stattlichen Hause, das wir sehen, wurden, als es aufgeführt wurde, Maschinen gebraucht, welche jetzt nicht mehr hier sind, weil das, welches mittelst derselben erbaut wurde, vollendet dasteht. So also, meine Brüder, wurde etwas in dem christlichen Glauben erbaut und gewisse zeitliche Maschinen sind zu Ende. Denn daß unser Herr Jesus Christus auferstanden ist, ist geschehen, denn er steht nicht mehr auf; und daß er zu dem Himmel aufgefahren ist, ist geschehen, denn er fährt jetzt nicht mehr auf. Daß er aber in jenem Leben sich befindet, wo er nicht mehr stirbt und der Tod nicht mehr über ihn herrschen wird, daß er lebt in Ewigkeit in eben jener menschlichen Natur, welche er anzunehmen, in welcher er geboren zu werden, in welcher er zu sterben und begraben zu werden sich herabließ, das ist das, was erbaut ist, das bleibt immer. Die Maschinen aber, durch welche das erbaut worden ist, sind vergangen." Die Milch, welche das Kind aus der Mutterbrust saugt, gibt ihm Antwort auf die Frage, warum der Sohn Gottes durch seine Menschwerdung uns erlöst und nicht auf eine andere Weise. Er sagt in der 117. Rede § 16: „Denn deßhalb kam er, deßhalb nahm er unsre Schwachheit an sich, damit

du das Wort Gottes, das deine Schwachheit trägt, fest in dich aufnehmen kannst. Und ganz richtig ist er Milch genannt worden. Denn Milch gibt er den Kleinen, daß er die Speise der Weisheit den Größern geben könne. Trinke die Milch mit Geduld, daß du vollkommen gesättigt werdest! Wie entsteht denn die Milch, damit die Kindlein getränkt werden? Stand nicht Speise auf dem Tische? Aber das Kind ist unvermögend die Speise zu verzehren, welche auf dem Tische steht: was thut die Mutter? Sie verwandelt die Speise in ihr Fleisch und macht Milch daraus. Sie macht uns zurecht, was wir vertragen können. So ist das Wort Fleisch geworden, daß wir Kleinen mit Milch ernährt würden, die wir in Bezug auf die Speise Kinder waren. Doch dieses ist der Unterschied, daß, wenn die Mutter aus der incarnirten Speise Milch macht, die Speise in Milch verwandelt wird; das Wort aber, welches unverändert bleibt, nimmt das Fleisch an sich, daß es auf gewisse Weise mit ihm zusammengewoben sei." Selbst auf dem Misthaufen der Sünde findet er noch ein Korn, aus welchem er Nutzen zieht. So sagt er in der 34. Rede § 4: „Ich wage eurer Liebe zu sagen: in dem niederen Gebiete lasset uns darauf achten, was wir in dem höheren finden möchten! Selbst die unterste und irdische Liebe, sogar die befleckte und lasterhafte Liebe, welche den Schönheiten des Körpers nachjagt, deutet uns auf etwas hin, von wo aus wir zu dem Höheren und Reineren aufsteigen können. Es liebt ein lüsterner und schamloser Mensch eine sehr schöne Frau: es reizt ihn zwar die Schönheit des Leibes, aber innerlich verlangt er noch Gegenseitigkeit der Liebe. Wenn er nun hört, daß jene ihn haßt, ist dann nicht seine Hitze und Begierde nach den schönen Gliedern erkaltet und von dem, wonach er trachtete, springt er, so zu sagen, zurück, er wendet sich ab, er ist verletzt, er fängt schon an zu hassen, was er liebte. Ist etwa die Gestalt verändert? Ist nicht noch Alles da, was ihn angezogen hatte? Es ist noch da! Aber indem er gegen das, was er sah, brannte, forderte er von dem Herzen, was er nicht sah. Wenn er aber erkennt, daß er wieder geliebt wird, wie viel heftiger entbrennt er dann? Jene sieht ihn, er sieht sie, die Liebe sieht Niemand: und doch wird sie geliebt, die nicht gesehen wird. — § 5. Erhebet euch von dieser schmutzigen Begierde, damit ihr bleiben möget in der erleuchtetsten Liebe. Gott siehst du nicht: liebe ihn, und du hast ihn!"

Wir müssen den Predigten des Augustinus den Charakter der Lehrhaftigkeit nach dem Gesagten im höchsten Grade beilegen: ich darf bestimmt behaupten, kein Kanzelredner in der alten und mittleren Kirche kommt ihm darin gleich, überhaupt werden aus der Wolke von Kanzelrednern nur wenige ganz bevorzugte Geister ihm sich nähern. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, ein solcher lehrhafter Prediger ist in der Kirche nicht wieder aufgestanden. Es liegt der Gedanke so nahe, daß Augustinus sich mit ganz besonderer Vorliebe auf die brennenden Fragen des christlichen Glaubens eingelassen, daß er vor allen Dingen Dogmatik in seinen Predigten getrieben habe — das ist ein großer Irrthum. Er hat es unternommen, über das Mysterium der immanenten Trinität, über das Verhältniß der beiden Naturen in Christo, über die Prädestination Gottes zu dem Christenvolke zu reden, wie er über das innerste Wesen der Sünde, über die Erbsünde, über die Sünde wider den heiligen Geist gepredigt hat — welche tiefe Gedanken hat er in diesen Vorträgen für alle Zeiten ausgesprochen, welche großartige Gedankenreihen in geschlossener Ordnung entwickelt! Aber für diesen scharfen und feinen Dialektiker, für diesen so großen speculativen Kopf erhalten und haben auch die gewöhnlichen Verhältnisse des christlichen Lebens, alle praktischen, ethischen Fragen einen hohen, einen ganz außerordentlichen Werth. Er hat es an sich selbst erfahren, daß die Wahrheit nur denen sich enthüllt, welche mit reinen Händen ihren Schleier zu lüften suchen, daß Gott nur von denen, die reines Herzens sind, geschaut wird, daß die Wahrheit, welche wir aus Gottes Gnade gefunden haben, ganz unnütz bei uns liegen bleibt und unsren Händen entschlüpft, wenn wir uns nicht anschicken wollen, darnach zu leben. Er weiß, welch ein hohes Gut die Erkenntniß ist: aber er vergißt es nie, daß es noch ein höheres Gut gibt: er will deßhalb nicht eine bestimmte Summe von Erkenntnissen der Gemeinde zuführen, er will dadurch, daß er sie in der Erkenntniß mächtig fördert, sie erbauen. Erbauung, nicht Erkenntniß ist das höchste Ziel seiner Reden. Er sagt dieses selbst an mehr, wie einer Stelle. „Also möge das Haus erbaut werden,“ sagt er Rede 27, 7, „wenn es bis zur Weihe gekommen ist, dann wird man vielleicht einen ganz deutlichen Grund jener Verborgenheit finden.“ „Dieß,“ heißt es in Rede 252 z. E., „sei in den Herzen eurer Heiligkeit eingeschrieben, daß der Mensch, welcher weniger erkennt, aber besser

lebt, besser ist als der, welcher viel erkennt, aber schlecht lebt. Das ist zwar die Fülle und vollkommene Seligkeit, daß man erkennt und gut lebt; aber wenn beides zugleich nicht sein kann, ist es besser, gut zu leben, als schlecht zu erkennen. Denn wer gut lebt, verdient mehr zu erkennen, wer aber schlecht lebt, wird, was er erkennt, verlieren. Es steht also geschrieben: wer da hat, dem wird gegeben werden; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden." (Matth. 25, 29.) „Glaubt den Geboten Gottes und thut sie," heißt es zum Schluß der 117. Rede, „und er wird euch die Kraft der Einsicht schenken. Zieht und setzt die Erkenntniß nicht dem Gebote Gottes vor!" Vgl. auch den schon angeführten Anfang der Rede 71.

Ausgezeichnet sind die Predigten, in welchen Augustinus wider die Hurerei und den Ehebruch, vgl. die 9. Rede, über das Schwören und den Meineid, siehe die 180. Rede, sich ausspricht; von der Buße handeln die Reden 18. 19. 20. 351 und 352 u. a. m. eingehend; zu der Liebe Gottes wird in den Reden 34. 125. 344 gar lieblich gelockt; die Auslegungen des Vater-Unsers in den Reden 56—59 sind klassisch, und Luther hat aus dieser Auslegung viele Gedanken, ja manche Wendungen — vgl. 56, 5: Was bittest du, daß er (der Name Gottes) geheiligt werde. Er ist schon heilig. Das aber bittest du, daß, was immer heilig ist in sich, in dir geheiligt werde; § 6: Daß es (das Reich) zu uns komme, wünschen wir; § 7: Er (der Wille Gottes) geschehe in uns u. s. w., und 57, 5: Wir mögen bitten oder nicht, es (das Reich) kommt doch; § 6: Der Wille Gottes geschieht nothwendig, — entlehnt. Als die beiden Flügel des Gebetes, zu welchem so oft und herzlich ermahnt wird, werden in der 205. Rede zum Schlusse die Barmherzigkeit gegen die Armen und die Versöhnlichkeit gegen den fehlenden Bruder bezeichnet; sehr beweglich ermahnt unser Kirchenvater in der 9. 25. 60. 61. 68. Rede und oft noch zu der ersten und ebenso in der 49. 211. Rede zu der letzten Tugend. Auf Enthaltsamkeit und Ergebung kommt so viel an: „Zweierlei ist es," beginnt die 38. Rede, „was in diesem so mühevollen Leben geboten wird, uns zu enthalten und zu dulden. Denn es wird uns geboten, der Güter uns zu enthalten, welche in dieser Welt so heißen, und die Uebel zu ertragen, von welchen diese Welt so überflüssig voll ist." In seinen vielen Streitpredigten gegen die Donatisten fand er reichlich Gelegenheit, sich über das Wesen der

Kirche und insbesondere über das Tragen der Namenchristen auszusprechen.

Wir sehen hieraus, daß Augustinus gleich stark nach beiden Seiten, nach der dogmatischen, wie nach der ethischen, nach der theoretischen, wie nach der praktischen Seite der Christenlehre hingezogen wird: welche Seite aber in der Predigt hauptsächlich betont wird und hervortritt, hängt nicht sowohl von dem zum Ausgangspunkte des Vortrags dienenden Schriftworte ab, sondern von der augenblicklichen Stimmung des Redners oder dem jeweiligen Bedürfnisse der Gemeinde. Texte, welche zu einer gründlichen Besprechung eines Problemes unsres Glaubens einladen, werden nach dieser Hinsicht mehrfach nicht ausgebeutet und die Rede wendet sich dem weiten Gebiete des christlichen Lebens zu: und wiederum Texte, welche wie gemacht waren, über wichtige Fragen des Christenlebens und des Lebens der Kirche tiefe Aufschlüsse zu geben, werden im Interesse der Glaubenslehre behandelt. Die Reden wogen zwischen diesen beiden Punkten der Gestalt hin und her, daß sich durchaus nicht die Behauptung wagen läßt, der Redner habe sich mehr nach der einen Seite hin treiben lassen.

Der Wissenstrieb, welcher in unsrem Augustinus in seiner Jugend schon lebhaft erregt worden war und der ihn durch den ganzen Kreis der Künste und Wissenschaften, wie sie zu seiner Zeit in den Schulen der Weisheit gepflegt wurden, gleichsam im Triumphe hindurchgeführt hatte, so daß er sie alle an sich reißen und für sich erobern konnte — bekanntlich hat er nicht bloß alle Redner nnd Philosophen der Griechen und Römer durchstudirt, sondern überhaupt in ihrer gesammten Litteratur sich so heimisch gemacht, daß er selbst über die Grammatik, über die Principien der Dialektik, über die Rhetorik, über die zehn Kategorieen uns Schriften hinterlassen hat, welche die Mauriner in den Anhang des ersten Theils gestellt haben, daß er gegen die Akademiker mit drei Büchern in das Feld rückte (I, 249 ff.), ja sogar über die Musik in sechs Büchern seine Gedanken vortrug (I, 443 ff.) —, sowie die eingeborne Kraft seines Geistes, welcher nirgends auf halbem Wege stehen bleiben mochte, sondern überall bis auf den letzten Grund hinabdringen wollte, mußte für ihn als Redner sehr gefährlich werden. Wie sehr nahe wird es ihm nicht dadurch gelegt, sein Licht vor den Leuten leuchten zu lassen und sich in dem Vollbesitze

aller weltlichen Künste und Wissenschaften zu zeigen, um auch auf diesem Wege den Weisen in dieser Welt Achtung vor dem Christenglauben abzunöthigen! Wie leicht konnte er sich nicht zu wissenschaftlichen, gelehrten Untersuchungen und Auseinandersetzungen verleiten lassen, welche über den Horizont seiner Gemeinde weit hinausgingen! Von der ersten Verirrung hat er sich frei gehalten. Er prunkt nirgends mit seiner Belesenheit, mit seiner ganz großartigen Kenntniß der griechischen und römischen Schriftwelt: nur einige Mal, und stets am passenden Orte, fließen in seine Predigten Stellen aus den Classikern ein, so aus Plato Rede 141, 8, aus Sallustius 81 am Schluß, aus Virgilius ebenfalls 81 zum Schluß, 105, 10 u. 241, 5. Er hat seine Rede, das sieht man deutlich, nicht mit diesen Citaten ausschmücken wollen, sie haben sich unwillkürlich ihm in den Mund gedrängt. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß Augustinus wohl gelegentlich des Guten in seinem löblichen Eifer zu viel gethan und sich in Erörterungen eingelassen hat, welche über das Verständniß, am Ende auch über das Bedürfniß des Christenvolkes, zu welchem er sprach, hinausreichten. So kann ich es nicht loben, daß er vornehmlich in den Enarrationen der Psalme, wie Ps. 3, 5. 6, 3. 67, 19 u. s. w. sich auf eine Besprechung des griechischen Textes einläßt, viel seltener greift er in den Traktaten zu den johanneischen Schriften auf den Urtext zurück; ebenso wenig kann ich es billigen, daß er sich in der Rede 288 herbeiläßt, den Unterschied zwischen den beiden lateinischen Ausdrücken verbum und vox, wobei ihm übrigens Origenes in seinen Commentaren zu Johannes schon die Fackel vorgetragen hatte, und zwischen dem griechischen θεός und dem lateinischen deus zu ermitteln. Es könnte wohl auch gefragt werden, ob die beiden Genealogieen des Herrn Christus nach dem Fleische bei Matthäus und Lukas sich zu einem Predigtthema (vgl. Rede 51) eignen, doch war damals wohl durch den Gebrauch, welchen Widersacher von diesen nicht ganz gleichen Stammtafeln machten, ein solcher harmonistischer Versuch in der Predigt entschuldigt, wenn nicht gar geboten. Ueber die Fassungskraft gewöhnlicher Gemeinden möchte wohl auch hinausgehen eine Predigt über die ewige Zeugung des Sohnes vom Vater, über die Wesenstrinität. Aber der Redner versteht es meisterhaft, solche speculative Fragen dem Verständnisse nahe zu bringen. In dem 20. Traktate zu Johannes § 8 behandelt er die erste Frage und

löst sie so: „Der Sohn ist nicht von ihm selbst. Denn wenn er der Sohn ist, so ist er geboren: wenn er geboren ist, so ist er von dem, aus welchem er geboren ist. Aber dennoch hat er einen gezeugt, der ihm gleich ist. Denn es fehlte nichts dem Zeugenden; auch bedurfte er keiner Zeit, daß er gebäre, er, der den Gleichewigen zeugte; auch suchte er nach keiner Mutter, daß sie gebäre, er, der aus sich selbst das Wort hervorbrachte; auch ging der gebärende Vater dem Sohne an Alter nicht voran, daß er einen jüngeren Sohn geboren hätte. Und vielleicht sagt jemand, daß Gott nach vielen Jahrhunderten in seinem Greisenalter den Sohn annahm. Wie der Vater ohne Alter ist, so ist auch der Sohn ohne Wachsthum: jener alterte nicht, und dieser wuchs nicht heran: sondern der Gleiche zeugte den Gleichen, der Ewige den Ewigen. Wie, fragt einer, der Ewige den Ewigen? Wie das zeitliche Feuer erzeugt das zeitliche Licht! Die Flamme, die da zeugt, ist mit dem Lichte, welches sie erzeugt, gleichaltrig, die erzeugende Flamme geht in der Zeit dem gezeugten Lichte nicht voraus: sondern in dem Augenblicke, da die Flamme zu sein anfängt, fängt auch das Licht an. Gib mir eine Flamme ohne Licht und ich gebe dir den Vater ohne Sohn." Zu vergleichen wäre aus den Reden vornehmlich die 117. Gelegentlich wurde es dem Redner selbst angst und bange, ob er dasjenige, was er seinen Leuten klar machen wollte, auch klar zu machen im Stande sei, daß sie es fassen konnten. Er bittet dann um Aufmerksamkeit, um die größte Sammlung der Gedanken, um das Aufgebot aller Kraft, um ihr inbrünstiges Gebet; er hatte sie gut geschult, hielt sie in scharfer Zucht, daß sie ihm folgen konnten und dankte dann von ganzem Herzen seinem Gotte, daß ihm das große Wagniß gelungen sei. Hierüber verbreitet der § 20 der Predigt über die heilige Dreieinigkeit (s. 52) ein helles Licht. „Der Herr wird gegenwärtig sein und ich sehe, daß er gegenwärtig ist: ich erkenne aus eurem Verständniß, daß er gegenwärtig ist. Aus diesen euren Stimmen bemerke ich, wie ihr verstanden habt: und ich hoffe, daß er helfen werde, so daß ihr Alles verstehet. Ich habe versprochen ein Dreifaches nachzuweisen, das unterschiedlich ist, aber ununterschiedlich wirkt. Siehe, ich wußte nicht, was in deinem Geiste sei, du hast es mir gesagt, indem du sagtest: das Gedächtniß. Dieses Wort, dieser Laut, diese Stimme kam zu meinen Ohren aus deinem Geiste. Denn dieses, was das Gedächtniß ist, dachtest du

stille und sagtest es nicht laut. Es war in dir, und noch nicht zu mir gekommen. Damit aber das, was in dir war, zu mir getragen würde, sprachst du das Wort selbst aus, nämlich: das Gedächtniß. Ich habe es gehört: diese drei Sylben habe ich im Namen meines Gedächtnisses gehört. Das Wort hat drei Sylben, es ist eine Stimme, es tönte, es kam zu meinen Ohren und theilte meinem Verstande etwas mit. Was tönte, ist vorüber gegangen: der, von dem es ausging, und was es mittheilte, ist geblieben. Aber nun frage ich: als du dieses Wort: Gedächtniß: aussprachst, bemerktest du gewiß, daß dieses Wort sich nur auf das Gedächtniß bezieht? Die beiden andern haben ihre eigenen Namen. Denn das Andere wird Verstand, das Andere Wille genannt, und nicht Gedächtniß; dieß allein wird das Gedächtniß genannt. Aber damit du dieses Wort aussprechen, damit du diese Sylben hervorbringen konntest, woher hast du sie hervorgebracht? Dieses Wort, welches sich allein auf das Gedächtniß bezieht, hat in dir hervorgebracht sowohl das Gedächtniß, daß du behieltest, was du sagtest, als auch der Verstand, daß du wußtest, was du behieltest, als auch der Wille, daß du aussprachst, was du wußtest. Dem Herrn, unsrem Gotte, sei Dank! Er hat uns geholfen, beides sowohl mir als euch. Ich sage eurer Liebe in Wahrheit, ich war ganz voll Zittern darangegangen, dieß zu behandeln und zu eröffnen. Ich fürchtete nämlich, daß ich den Geist der Fähigen erfreuen, aber denen, die trägeren Geistes sind, einen großen Ekel erregen würde. Nun aber sehe ich, daß ihr das Gesagte nicht bloß mit gespannter Aufmerksamkeit und mit schnellem Verstande begriffen habt, sondern auch vorausgeflogen seid mir, da ich es sagen wollte. Dem Herrn sei Dank!" Vgl. noch Rede 117, 15.

Wir sehen, in welchem lebhaften Verkehre sich Augustinus, während er redete, mit der Gemeinde befand: Lehrer und Hörer standen mit einander in der innigsten Beziehung, in fortwährendem Wechselverkehre. Ein tiefer, sympathischer Zug macht sich in diesen Predigten geltend. Die Worte, welche aus einem Herzen hervorströmten, welches nur für das Wohl, für das ewige Heil seiner Zuhörer schlug, fielen nicht auf den Boden, sie drangen in die Herzen, sie beugten und demüthigten sie tief, sie trösteten und erquickten sie reichlich, sie erleuchteten sie mit hellem Lichte und ließen sie aufjauchzen in heiliger Freude. Leicht erregbar waren die Gemüther der Afrikaner, sie schlugen sich vor die Brust und frohlockten

vor Freude gelegentlich da schon, wo es gar nicht an dem Orte war. Augustinus hält ihnen dieß gelegentlich vor: so sagt er Rede 67, 1: „Als das heilige Evangelium gelesen wurde, haben wir gehört, daß der Herr Jesus im Geiste frohlockt und gesprochen habe: ich bekenne dir, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart (Matth. 11, 25). Wenn wir die Worte des Herrn bis hieher würdig, fleißig und, was die Hauptsache ist, andächtig betrachten, so finden wir für das Erste, daß wir nicht immer, wenn wir in der Schrift ein Bekenntniß hören, die Stimme eines Sünders erkennen dürfen. Dieß war zu allermeist zu sagen und eure Liebe zu erinnern, da, sobald, als dieses Wort aus dem Munde des Lektors schallte, auch vernommen wurde der Schall von eurem Brustschlagen, da ihr nämlich den Herrn sagen hörtet: ich bekenne dir, Vater. Dabei als es hieß: ich bekenne dir, habt ihr euch vor die Brust geschlagen. Vor die Brust sich schlagen, was bedeutet es, wenn nicht das, was im Herzen verborgen ist, beschuldigen und die verborgene Sünde durch sichtbaren Schlag züchtigen?“ Und ein andres Mal, da sie aufgejauchzt hatten, setzt er sie wegen ihres voreiligen, sinnlosen Treibens zur Rede: in der 96. Rede § 4 heißt es: „Die Welt ist schlecht, und doch ist der gut, von welchem die Welt geschaffen worden ist. Wie werde ich dieß ausführen und beweisen können, was ich gesagt habe? Gott möge helfen! Was habe ich denn gesagt: was lobt ihr? Siehe, es ist noch die Frage, und doch lobt ihr schon?“ Sonst aber trafen sie es besser: und der Redner konnte aus ihrem Brustschlagen, wie in der Rede 29, 2. 332, 4 u. Ps. 117, 1, merken, daß sein Wort sie getroffen und den Ankläger in der Brust geweckt hatte, sowie aus ihrem vernehmlichen Seufzen, daß sie ihr weltliches Treiben bereuten und nach einem himmlischen Leben sich sehnten, wie in Rede 302, 7. Gelegentlich brachen die Tiefergriffenen in lautes Weinen aus, wie dort zu Cäsarea nach der eindringlichen Rede wegen der Caterva und zu Hippo selbst nach Ep. 29, 7 während der scharfen Zurechtweisung wegen der üppigen Schwelgereien an den Gräbern der Märtyrer. Hin und wieder wandte sich Augustinus mit einer Frage an seine Zuhörer, auf welche er von ihnen eine laute Antwort begehrte: so sagt er in Rede 306 § 4: „Also lasset uns bestimmen, wenn wir es können, was das selige Leben ist, und Alle mögen antworten:

das will ich! Da nun Niemand da ist, welcher, gefragt, ob er das selige Leben haben will, sagt: ich will es nicht, fragen wir weiter, was das ewige Leben selbst ist: wir müssen eine solche Begriffsbestimmung aufstellen, welcher jeder denkende Mensch beifällt und wovon Niemand sagt: ich will es nicht." Der § 7 bestätigt unsre Auffassung: denn hier lesen wir: „Was ist es, meine Brüder? Als ich fragte: ob ihr leben wolltet, antwortetet ihr Alle, ihr wolltet es: ob ihr gesund sein wolltet, antwortetet ihr auch, ihr wolltet es." Ich glaube, daß er in Rede 127, 2 auf die Frage: was wünschest du? auch die Antwort: zu leben, und auf die weitere Frage: was fürchtest du? die Antwort: zu sterben! aus dem Munde seiner Zuhörer hören wollte: und daß er in der 154. Rede § 17 mit seinen dringenden Worten: „Du aber, o Christ, bitte so sehr du kannst, rufe aus und sprich: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes! (Röm. 7, 24) — sprich, sprich: wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes?" zu erreichen suchte, daß die ganze Gemeinde diesen Nothschrei aus der Tiefe mit lauter Stimme vor Gott brächte. Gespannt folgten die Hörer dem Vortrage ihres Lehrers, sie trugen ihn mit ihren Gebeten, sie rangen mit ihm nach der Erkenntniß der Wahrheit: sie riefen ihm lauten Beifall zu, wenn sie es ahnten, welches den Ausschlag gebende Schriftwort er anführen wollte, — so heißt es in der 19. Rede § 4: „Im Psalme steht geschrieben (hier riefen Beifall, die es merkten): und einen Herrn, der vom Tode errettet." (Ps. 68, 21), oder wenn sie wahrnahmen, daß er einen Spruch der Bibel, ohne es besonders zu bemerken, in seine Worte hineingewoben hatte, so lesen wir Rede 299 § 9: „Ich will nicht entkleidet, sondern überkleidet werden (2. Cor. 5, 4), nicht aber so, daß die Verweslichkeit unter der Unverweslichkeit sich verstecke, sondern daß das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. Vortrefflich hast du Beifall gerufen, der du die heilige Schrift kennst. Aber damit nicht einer, der die heilige Schrift nicht kennt, glaube, daß das meine Worte sind, Pauli Worte sind es, das Alles sind apostolische Worte." Wenn sie die Deutung eines Bildes, welches der Redner zu erklären sich anschickte, ahnten oder wußten, so wurden sie oft schon laut und riefen dem Redner ermunternd, beistimmend zu, so als er in seiner allegorischen Auslegung des Lobes des tugendreichen Weibes zu der Stelle gekommen war: Ihrem Manne macht sie zwiefache Kleider

(nach der Vulgata, Sprüchwörter 31, 22). „Ihr ruft schon Beifall," sagt Augustinus, „ich glaube, weil ihr erkannt habt, was die zwiefachen Kleider sind, welche die Kirche ihrem Manne macht." Ihre Sinne und Gedanken begleiteten also den Redner fortwährend voll heiligem Eifer, sie überholten, sie überflogen ihn, und mehr wie ein Mal genoß er die Freude, daß sie seine Gedanken zu Ende gedacht und ganz richtig aufgefaßt hatten, wenn er noch in der Entwicklung derselben begriffen war. So kamen sie ihm, wie wir gesehen haben, als er das Geheimniß der Trinität durch eine Analogie aus dem Geiste des Menschen dem Verständnisse näher bringen wollte, voraus und entgegen und riefen ihm freudig den Begriff, auf welchen er losging, „das Gedächtniß" entgegen (s. 52, 20). Diese flinken Geister, diese geübten Denker und glücklichen Finder des Richtigen kamen dem Redner dann bereitwillig zu Hülfe; sie bemühten sich, denen, welche noch nicht verstanden hatten, sofort noch in der Kirche, ja während der Lehrer noch sprach, die Sache klar zu machen. Wir ersehen dieses aus der Rede 23 § 8: „Es ist aber doch ein Unterschied in dem Sprachgebrauche," sagt Augustinus hier, „zwischen arra und pignus. Denn wenn ein pignus gegeben wird, so wird es, wenn das, weßhalb das pignus gegeben wurde, gegeben worden ist, wieder abgenommen. Ich zweifle nicht, daß Viele von euch es verstanden haben. Ich sehe es nicht, aber aus der Unterhaltung, da Einer mit dem Andern spricht, nehme ich ab, daß die, welche verstanden haben, es denen aus einander setzen wollen, welche noch nicht verstanden haben. Ich will daher noch etwas deutlicher reden, damit es Allen einleuchtet." Aehnliches berichtet die 101. Rede § 9. „Was heißt das: grüßet Niemand auf der Straße (Luc. 10, 4)? Welche auf der Straße grüßen, grüßen aus Gelegenheit. Ich sehe, daß ihr schnell verstanden habt, aber ich darf noch nicht schließen. Denn ihr habt nicht Alle schnell verstanden. Ich habe die, welche verstanden haben, an ihren Stimmen erkannt: Mehrere aber sehe ich noch stille fragen. Aber weil wir von der Straße reden, so lasset uns wie auf der Straße wandeln: ihr Schnellen wartet auf die Langsamen und gehet in gleichem Schritt." Diese Ausbrüche des Lobes und der Bewunderung, dieses Sprechen der Zuhörer unter einander störte gelegentlich den Redner in seinem Vortrage, so daß er die versammelte Gemeinde ernstlich um Ruhe und Schweigen bitten mußte: so heißt es in der 134. Rede § 2: „Habt Mitleid

mit mir, da ihr merkt, daß meine Stimme stumpf geworden ist: unterstützt mich durch Ruhe;" und in Rede 153, § 1: „wenn ihr Ruhe schafft, werdet ihr hören."

Diese Haltung der Gemeinde bei dem Gottesdienste, diese ihre Theilnahme an der Verkündigung des Wortes Gottes hatte für den Prediger etwas sehr Förderndes einer Seits, aber anderer Seits auch etwas sehr Gefährliches. Die Wahrnehmung, daß die Gemeinde mit ganzem Herzen dem Vortrag folgte, daß sie alle Kräfte anstrengte, um in die Tiefen des Wortes Gottes mit einzudringen, daß sie unter der Predigt der Buße sich beugte und zu Gott um Vergebung der Sünden flehte, daß sie im Geiste frohlockte über die Wunder der heilsamen Gnade, mußte dem Redner ein mächtiger Sporn, ein durch Mark und Bein, in das tiefste Herz hineindringender Stachel sein, auch seiner Seits Alles aufzubieten, das Höchste, was er vermochte, zu leisten, der Gemeinde, welche so aufnahm, auch das Beste zu bieten. Das that Augustinus: der Beifall, welchen er erntete, ließ ihn nicht selbstgefällig auf seinen Lorbeeren ruhen, sondern hieß ihn nur desto höhere Ansprüche an sich stellen. Er sagt in der 24. Rede im § 5: „Eure Seele, wie der Eifer eures Glaubens und die Gluth der Liebe und der Ueberschwang des Eifers um das Haus Gottes hat in euren Stimmen sich deutlich zu erkennen gegeben, welche ihr deutlich genug zu Zeugen eures Herzens habt. Gestattet, daß auch der wenigen Gläubigen Gottes, welche euch leiten, Eifer um diesen euren guten Willen an's Licht komme. Denn ihr, meine Brüder, seid das Volk Gottes, wie er selbst spricht, und die Schafe seiner Weide (Ps. 95, 7). Ihr habt im Namen des Herrn Hirten, Knechte des Hirten und Glieder des Hirten. Der Sinn und der gute Wille der Menge, Alles zu thun, wird aus diesen Stimmen hervortreten können: der Wenigen Sorge um euch darf nicht durch Worte, sondern muß durch die That selbst gezeigt werden. Daher, meine Brüder, dieweil ihr schon, was euch obliegt, durch Beifallgeben erfüllt habt: gestattet, daß euch der Beweis geliefert werde, ob wir, was uns obliegt, durch die That erfüllen." „Es ist gefährlich für mich," bekennt er in Rede 339, 1, „wenn ich darauf achte, wie ihr lobt, aber mich darüber unwissend stelle, wie ihr lebt. Jener aber, vor dessen Angesicht ich rede, ja vor dessen Augen ich denke, weiß, daß ich mich nicht so wohl an den Lobsprüchen des Volkes ergötze, sondern vielmehr gestachelt und ge-

ängstet werde, wie sie leben, welche mich loben. Ich will nicht von solchen, die schlecht leben, gelobt werden, ich schrecke davor zurück, ich verabscheue das: es verursacht mir Schmerz, nicht Vergnügen. Wenn ich sagen wollte, ich mag von solchen, die gut leben, nicht gelobt werden, so würde ich lügen: wenn ich sagen wollte: ich will, so fürchte ich, daß ich nach Nichtigem begieriger sei als nach Beständigem. Was soll ich also sagen? Ich will es nicht ganz und ich verwerfe es auch nicht ganz. Ich will es nicht ganz, damit ich nicht durch menschliches Lob in Gefahr komme: ich verwerfe es nicht ganz, damit die, denen ich predige, nicht undankbar seien."

Für die Gemeinde hatten diese Beifallsbezeigungen einer Seits auch etwas Gutes, sie feuerte dadurch nicht bloß den Prediger, sondern auch die Trägen und Gleichgültigen in ihrer Mitte, im Allgemeinen sich selbst an: aber eine andere große Gefahr erwuchs ihr auch dadurch, diese nämlich, zu wähnen, daß es mit solchem Beifall schon gut sei, daß ein beifälliger Hörer des Wortes schon der rechte Hörer sei. Gegen diese Gefahr suchte nun Augustinus auch auf die Gefahr hin, von seinem Beifalle bei der Menge viel einzubüßen, seine Zuhörer sicher zu stellen: unverdrossen wies er darauf hin, daß ein Beifall nichts werth ist, welcher sich nicht in den Thaten, in einem unsträflichen Wandel kundgibt. „Die Worte gefallen euch," ruft er zu Schluß der 17. Rede, „ich begehre die Thaten. Wollet mich nicht betrüben durch eure schlechten Sitten: denn für mich gibt's keine Freude in diesem Leben, wenn nicht euer gutes Leben." „Ihr habt's gehört: ihr habt es beklatscht." So heißt es im Schluß der Rede 61. „Samen habt ihr erhalten: Worte habt ihr zurückgegeben! Diese eure Lobeserhebungen beschweren mich mehr und bringen mich in Gefahr: ich dulde sie und zittere unter ihnen. Diese eure Lobsprüche, meine Brüder, sind nur Blätter der Bäume: die Frucht wird gesucht." In der 82. Rede, § 15, hören wir wieder: „Daher, meine Brüder, wenn ich einen von euch unter vier Augen zurecht setzen wollte, würde er mich vielleicht hören: ich setze viele von euch öffentlich zurecht: Alle loben mich: es möge mich Einer hören. Ich lobe den nicht, der mit seiner Stimme lobt, und in seinem Herzen verachtet. Denn wenn du lobst und dich nicht besserst, bist du Zeuge wider dich selbst." „Da habt ihr," heißt es zum Schluß der Rede 86, „im Namen Christi, so wie ich glaube, die Rede über das Almosengeben. Diese Stimme von euch Lobenden

ist dann dem Herrn angenehm, wenn er auch die Hände der Thuenden sieht." In der 178. Rede, § 7, ruft er aus: „Ei ja, meine Brüder, schlaget in euch, schauet in euch hinein, fraget euch, antwortet euch die Wahrheit, und richtet euch nicht nach Ansehen der Person, sondern richtet ein gerechtes Gericht. Siehe, du bist ein Christ, fleißig besuchst du die Kirche, Gottes Wort hörst du, durch die Vorlesung des Wortes Gottes wirst du auf das freudigste bewegt. Du lobst den Redner: ich suche den Thäter: du lobst, sage ich, den Sprecher, ich suche den Thäter." „Dieß sage ich," heißt es in Rede 311, § 4, „und ihr lobt und ruft und habt es gern. Es antwortet dir, nicht ich, sondern die Weisheit: gute Sitten will ich, nicht Worte. Lobe die Weisheit durch dein Leben: nicht durch die Stimme, sondern durch Uebereinstimmung" (non sonando, sed consonando). „Wir haben eurer Liebe oft gesagt," heißt es zum Schluß der Enarration des 66. Psalmes, „man kann die Wahrheit nicht predigen, wenn das Herz nicht mit der Zunge übereinstimmt, und man kann die Wahrheit nicht hören, wenn auf das Hören die Frucht nicht folgt. Wir reden von diesem gleichsam erhabeneren Orte zu euch, wie wir aber vor Furcht unter euren Füßen liegen, weiß Gott, welcher den Demüthigen gnädig ist: denn uns ergötzen nicht so sehr die Stimmen der Lobenden, als vielmehr das Gelübde der Bekennenden und die Thaten der richtig Wandelnden. Und wie sehr wir keine Freude haben außer an euren Forschritten, wie sehr wir aber bei diesen Lobsprüchen Gefahr laufen, weiß der, welcher uns aus allen Gefahren erlösen und uns mit euch, von jeder Versuchung errettet, in seinem Reiche anerkennen und krönen wolle aus Gnaden."

Dieser, man kann wohl sagen, ungetheilte Beifall, welchen Augustinus in seiner Gemeinde fand, hinderte übrigens nicht, daß er nicht auch hin und wieder über schlechten Kirchenbesuch klagen mußte. Vielfach spricht er seine Freude unverhohlen aus, daß Gottes Haus voll ist von heilsbegierigen Leuten, wie in Ep. 29, 3; s. 196, 4; 269, 1; 298, 1; Trakt. 7 in Jo. gleich im Anfang, aber er gibt seinem Schmerze, daß so Wenige erschienen sind, an anderen Stellen, wie Ep. 29, 3; Ps. 32, II, zu Ende; 243, 8, auch offen und ehrlich Ausdruck. Der Ruf seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit lockte selbst Widersacher des katholischen Glaubens in seine Kirche, zu seiner Predigt, wie uns sein alter Lebensbeschreiber Possidius,

c. 7, berichtet: wir könnten diese Angabe vielleicht aus der Rede 153, § 4 bestätigen, denn am einfachsten werden die Worte dort — „die Autorität des Apostels hast du, o Manichäer, gegen mich vorgebracht und sagtest mir, als du das Gesetz tadeltest: siehe, höre den Apostel, lies den Apostel: es waren die sündlichen Lüste, welche durch's Gesetz sich erregten, kräftig in unsren Gliedern, dem Tode Frucht zu bringen. Nun aber sind wir vom Gesetze los und ihm abgestorben, das uns gefangen hielt, also daß wir dienen sollen im neuen Wesen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstaben (Röm. 7, 5 f.). Du rühmtest dich, du riefst, du sagtest: höre, lies, siehe: das sagtest du, und jetzt willst du den Rücken wenden und gehen. Warte, ich habe dich gehört, höre auch mich" — doch wohl so verstanden, daß der Redner nicht einen Manichäer sprechen läßt, sondern daß ein Manichäer den Redner mit jenem Worte des Apostels unterbrach, um ihn zu Schanden zu machen. Wohin Augustinus kam, da bat man ihn um eine Predigt; waren noch so viele Bischöfe zu einem Concile versammelt, so wurde er doch vor allen andern und von den andern allen zum Predigen bestimmt und genöthigt. Er sträubte sich oft dagegen, es ward ihm in der That zu viel zugemuthet, aber es half ihm nichts, die afrikanische Kirche verehrte in ihm ihr Oberhaupt: Hirten und Herden konnten nicht satt werden, seine Stimme von der Kanzel herab zu vernehmen. In dem Prologe zu seinen Retraktationen, § 2, sagt er selbst: „Man hat mir so viel zugeschätzt, daß überall, wo in meiner Gegenwart zu reden Noth war, mir außerordentlich selten erlaubt war, zu schweigen und Andere zu hören, und so schnell zu hören und langsam zu reden zu sein." Vgl. die erste Rede über den 34. Psalm, die mit den Worten beginnt: „Daß dieser Psalm uns zur Behandlung von meinen, solches befehlenden, Brüdern und Mitbischöfen auferlegt sei, weiß eure Liebe wohl." Die zweite Rede über Psalm 36: „Ueber diesen Psalm zu eurer Liebe zu sprechen, ist mir befohlen worden und ich muß willfahren." Und vor allen Dingen die Rede 94, die also beginnt: „Meine Herren Brüder und Mitbischöfe haben uns zwar gewürdigt, mit ihrer Gegenwart uns heimzusuchen und zu erfreuen, aber ich weiß nicht, warum sie mich, den Ermüdeten, nicht unterstützen wollen. Dieß habe ich eurer Liebe vor ihren Ohren deßhalb gesagt, daß dieser Umstand, daß ihr es hört, gewisser Maßen für mich bei ihnen spreche, damit, wenn ich sie ersuche, sie auch eine Rede halten. Was

sie empfangen haben, mögen sie ausleihen und mögen lieber etwas schaffen als sich entschuldigen. Von mir aber, der ich so ermüdet bin, daß ich kaum sprechen kann, nehmt mit Wenigem vorlieb." In Karthago hat, auf diese Weise gezwungen, Augustinus eine große Anzahl seiner Reden, z. B. 14. 15. 19. 29. 34. 111. 112. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159 und seiner Enarrationen Ps. 36, 38 u. s. w., gehalten.

Schnellschreiber brachten die von ihm frei gesprochenen Reden zu Papier, wir erfahren dieß aus dem Eingange der Enarration des 51. Psalmes. „Der Psalm ist kurz, über welchen wir zu eurer Liebe zu reden übernommen haben: aber er hat einen Titel, der einige Schwierigkeiten macht. Mit Geduld tragt uns also, bis wir ihn, so gut als wir es vermögen, je nach dem der Herr hilft, erklärt haben. Denn darüber ist nicht so leicht hinweg zu gehen, da es einigen Brüdern gefallen hat, nicht bloß mit dem Ohr und Herzen, sondern auch mit dem Griffel das, was ich sage, aufzufassen, so daß ich nicht bloß an den Hörer, sondern auch an den Leser denken muß." Und so groß war das Verlangen nach seinen Predigten und nach einem vollständigen Predigtbuch von ihm, daß er über den 118. Psalm, welchen er noch nicht behandelt hatte, seine Reden einem Schreiber diktiren mußte, damit der Wunsch so Vieler, von ihm alle Psalmen erklärt zu besitzen, endlich noch in Erfüllung gehe, wie er in dem Vorworte zu den 32 Sermonen über denselben, welche er auch Homilien mit den Griechen nennen möchte, erzählt.

Der Werth der Augustinischen Predigten besteht weder in der Reinheit der Sprache, noch in der Anmuth der Diktion, sondern in der Klarheit, Kraft und Wahrheit des Gedankens: sie sind Muster in der Lehrhaftigkeit.

Bernhard von Clairvaux.

Der fromme Bischof, welcher nach dem Heimgange Bernhard's die hinterbliebenen Klosterbrüder trösten wollte, wandte auf diesen großen Todten das Wort des 19. Psalmes an: „Ihre Schnur geht aus in alle Lande und ihre Rede an der Welt Ende," — so erzählt uns Gaufried im 6. Kap. des dritten Buchs der vita dieses Heiligen. Jener Bischof hatte nicht zu viel gesagt: Bernhards Name war weltbekannt, seine Predigt die tonangebende, Alles bewegende Großmacht in der Christenheit. Die Leute, welche, wie er dem Papste Eugenius selbst Ep. 239*) schreibt, sagten, daß er eigentlich der Papst sei, hatten so Unrecht nicht: er leitete mit seinen Rathschlägen die Kirche, er beherrschte mit seiner Predigt die Fürsten und Völker. Waren Ketzer zu überwinden, so ward seine Hülfe begehrt: mußte der Kirchenglaube gegen eine übermüthige Wissenschaft in Schutz genommen werden, so stand er in erster Linie. Er war das wache Gewissen seiner Zeit: Fürsten und Königen trat er als beredter, freiwilliger Anwalt der unterdrückten Unschuld mit unerschrockenem Herzen entgegen und sie beugten sich vor ihm; vor die Stufen des päpstlichen Stuhles führte ihn sein Prophetengeist und er verkündete dem heiligen Vater, wie es nie wieder bis zu der Reformation ein geistlicher Mann gethan hat, die Schäden an dem Haupte und an den Gliedern in ungeschminktester Weise. Und über dieser großartigen Wirksamkeit nach Außen vernachlässigte dieser Gottesmann keinen Augenblick die Arbeit in seinem Kloster, in seinem Orden an seinen Brüdern, die Arbeit an seinem eigenen Herzen, die

*) Ich citire nach der Ausgabe von Mabillon.

Selbstheiligung! Er war der treuste Seelsorger, der liebreichste, der demüthigste, der selbstvergessenste Vater seiner Mönche: über jeden wachte sein Auge, jedes Eigenart erforschte er, jedes Sinnen und Denken war ihm offenbar, für jeden fand er alsogleich das rechte Wort. Und dabei wieder dieser mächtige Zug nach der Stille und Tiefe: dieses Versinken in Gottes Wort und Werk, dieses Verschwinden der Welt vor seinen Augen und aus seinem Herzen und dieses Schauen, Schmecken und Anbeten Gottes im entzückten und entrückten Geiste! In diesem Manne, welcher wie ein Sterbender unter den Lebenden wandelte, pulsirte das wahre, das wesenhafte Leben seiner Zeit am Vollsten, am Höchsten! Und diese Macht verdankte er nicht seiner äußeren Stellung: er verschmähte alle äußeren Ehren und wollte nichts weiter sein als der Abt des von ihm erst gestifteten Klosters. Er hatte diese Stellung sich selbst geschaffen, sich selbst errungen: und zwar durch sein Wort, durch seine Predigt vor allen Dingen. Er ist der bedeutendste Prediger des Mittelalters in lateinischer Zunge: das ist keine Frage.

Bernhard*), in Fontaines bei Dijon 1091 geboren, wurde von seiner frommen Mutter Aleth schon in frühster Jugend dem Herrn gelobt. Der lebhafte, feurige Knabe besaß ein tief empfängliches Gemüth, dieß zeigt sich in einem bedeutsamen Traume, den er in der heiligen Christnacht hatte; er sah das Christkind in seiner Herrlichkeit und diese Stunde blieb ihm für sein ganzes Leben eine geweihte und besonders gesegnete. In der mit der Kirche zu Chatillon verbundenen Schule empfing er den ersten Unterricht zur Vorbereitung auf den geistlichen Stand. Der frühe Tod seiner Mutter, welche noch mit ihrer letzten Kraft das Kreuz über sich schlug, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, hielt ihn aber nicht ab, sich mit brennendem Eifer den Künsten und Wissenschaften zu widmen. Er zeichnete sich aus und schien sich auch in diesem weltlichen Leben und Treiben zu gefallen. Allein das religiöse Element gewann doch die Oberhand bald wieder: seine fromme Mutter erschien ihm mehrfach, er gedachte an ihre herzlichen Gebete und Wünsche seinetwegen und die Beschäftigung mit jenen weltlichen Dingen ward ihm verleidet. Als er einst in tiefen Gedanken, welches Leben er ergreifen sollte, dahinging, um seine das Schloß Grancey belagernden Brüder zu be-

*) Vgl. Neander's ausgezeichnete Monographie über ihn. Brömel, 1, 53 ff.

suchen, trat ihm das Bild seiner zürnenden Mutter vor das Seelenauge: er ging in eine am Wege stehende Kirche und betete inbrünstig, daß Gott ihm das Herz fest machen wolle. Gott erhörte sein Gebet. Er faßte nun den Entschluß, sich ganz dem Herrn zu weihen, ihm zu leben und ihm zu sterben. Er zog zu seinen Brüdern hin als ein Glaubensbote: er bat und beschwor sie, sich ihm anzuschließen. Sie konnten seinen Vorstellungen sich nicht entziehen, nur einer, Gerhard, widerstand ihm eine Zeit lang: aber damit war sein Feuergeist nicht zufrieden, er warb in der ganzen Freundschaft und Verwandtschaft mit dem wunderbarsten Erfolge. Mehr als dreißig junge Männer von Adel entsagten der Welt mit einem Male, verließen Weib und Kind, Wehr und Waffen und lebten in Chatillon gemeinsam in frommen Uebungen. Bernhard hielt es aber bald für besser, sich mit den Seinen noch mehr aus der Welt zurückzuziehen und suchte sich ein Kloster aus, welches die alten Regeln in strengster Weise wieder aufgenommen hatte. Er trat 1113 mit seinen Gefährten in das Kloster Cistercium (Citeaux bei Dijon) ein und brachte mehr Novizen in das Kloster mit, als dasselbe wohl je Mönche gehabt hatte, denn 18 Mönche unter dem Abte war damals der ganze Bestand. Willig unterzog er sich der strengsten Zucht und der anstrengendsten Arbeit: jeden arbeitsfreien Augenblick benutzte er zum Gebet oder zum Lesen in der Schrift oder zur geistlichen Betrachtung. Der Abt Wilhelm, welcher mit ihm gleichzeitig im Kloster war, und noch bei Bernhards Lebzeiten dessen Leben zu beschreiben anfing, sagt (lib. l. c. 4): „Zum Beten benutzte er die Einsamkeit, wenn sie sich ihm darbot; wenn aber nicht, jeden Ort; mochte er nun für sich oder mitten unter dem Volksgewühl sein, er war immer allein, da er sich die Herzenseinsamkeit selbst machen konnte. Die kanonischen Schriften aber las er einfältiglich und in der Ruhe mit steigender Lust und wiederholt und sagte, daß er sie durch ihre eigenen Worte mehr als durch andere verstehe, und bezeugte, daß was ihm aus ihnen an göttlicher Wahrheit oder Kraft einleuchte, ihm mehr aus dem Quelle ihres ersten Ursprungs, als aus den daraus hervorgehenden Bächen der Auslegungen zu Theil werde. Er las aber doch die heiligen und rechtgläubigen Ausleger derselben demüthig und stellte sein Verständniß nicht dem Verständnisse derselben gleich, sondern er unterstellte es ihm und bildete sich darnach und, getreulich ihren Fußtapfen

nachfolgend, trank er selbst auch oft aus der Quelle, aus welcher jene schöpften. Daher geschieht es, daß er, des Geistes voll, von welchem die ganze heilige Schrift von Gott eingegeben ist, sich ihrer so zuversichtlich und so heilsam bedient, wie der Apostel spricht, zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung (2. Tim. 3, 16). Und wenn er das Wort Gottes predigt, macht er Alles, was er aus der Schrift hervornimmt, so deutlich und gefällig und in Bezug auf das, was behandelt wird, so wirksam, um das Gemüth zu bewegen, daß Alle, welche mit weltlichem und geistlichem Wissen ausgerüstet sind, sich über die holdseligen Worte wundern, die aus seinem Munde hervorgehen." Ueber diesem fleißigen mit Gebet verbundenen Schriftstudium verabsäumte Bernhard nicht das Forschen nach dem lebendigen Gotte in der Natur und in dem eigenen Herzen. Die Schöpfung war ihm ein herrlicher Gottestempel, in welchem er nur mit heiliger Andacht wandeln konnte: überall erkannte er die Fußspuren seines Gottes, alle Dinge rühmten ihm seinen herrlichen Namen. „Glaube dem Erfahrenen," schreibt er später in einem Briefe Ep. 106, § 2, „du wirst etwas mehr in den Wäldern als in den Büchern finden. Holz und Steine werden dich lehren, was du von den Meistern nicht hören kannst." Sein erster Biograph schreibt in dem angezogenen 4. Kapitel: „Was er in der Schrift vermag, was er in ihr geistlich versteht, das, bekennt er, habe er meistentheils in Wald und Feld durch Betrachtung und Gebet empfangen und dabei, so pflegt er in jener seiner bekannten scherzenden Weise zu sagen, habe er keine anderen Meister gehabt als Eichen und Buchen." Bei diesen frommen Uebungen litt, da sie über das rechte Maß vielfach weit hinausgingen, die an und für sich schon zarte Gesundheit Bernhard's Schaden: er schleppte sich Zeit Lebens mit einem kranken, schwachen, zerrütteten Leibe.

Bald konnte das Kloster die Menge der Brüder nicht mehr beherbergen: ein neues Kloster mußte gestiftet werden. Bernhard, der dem armen Kloster erst einen so großen Namen verschafft hat, ward schon 1115 zum Abte geweiht und in das „helle Thal" gesandt, um dort ein Kloster zu gründen und zu leiten. Bald erhob sich das neue Kloster: viele Schenkungen flossen ihm zu, viele Männer und Jünglinge, welche des Weltlebens überdrüssig geworden waren, traten ein: Vornehme und Geringe strömten häufig massenweise herbei, um die schönen Gottesdienste mitzufeiern und sich an

der heiligen Stille und dem tiefen Frieden, welche über diesem Bergthale lagen, zu erquicken. Das Kloster ward bald zu eng: ein neues, größeres ward errichtet und bald mußten auswärts neue Stätten gesucht werden: als Bernhard starb, hatte sein Kloster mehr als 160 Töchterklöster in allen Ländern des christlichen Abendlandes in's Leben gerufen. Am liebsten hätte er sich ganz dem beschaulichen Leben hingegeben. Das waren seine seligsten Stunden, wenn er sich, ganz ungestört, in das Anschauen Gottes versenken durfte. Aber aus diesem beschaulichen Stillleben rissen ihn die Bedürfnisse seiner Brüder und die Liebe zu ihnen, die Noth der Zeit und die betrübte Lage der Kirche immer wieder heraus in das thätige Leben. „Oft habe ich," sagt er in der 12. Rede § 8 über das Hohe Lied, „wenn ich traurig zu den Füßen Jesu saß und ihm das Opfer eines zerknirschten Geistes in der Erinnerung an meine Sünden darbrachte, oder wenn ich ein Mal, was aber selten, bei seinem Haupte stand und in dem Gedanken an seine Wohlthaten jauchzte, Leute sagen hören: wozu dienet diese Vergeudung? (Matth. 26, 8.) Sie machten mir zum Vorwurfe, daß ich nur allein lebte, der ich, wie sie meinten, Vielen nützlich sein könnte. Und sie sagten: es konnte theuer verkauft und den Armen gegeben werden (V. 9). Aber es ist für mich kein guter Handel, wenn ich auch die ganze Welt gewönne, mich selbst zu verlieren und an meiner Seele Schaden zu nehmen." Es hätte bei ihm solcher mahnenden Stimmen nicht noch bedurft: er empfand innerlichst die Nöthigung aus der Beschauung zum Wirken überzugehen. Das beschauliche Leben nämlich hat an dem thätigen Leben seinen Trost, seinen Rückhalt. Sehr schön heißt es in der Rede 51 über das Hohe Lied § 2: „Ohne Blüthe keine Frucht, und ohne Glauben kein gutes Werk. Aber auch der Glaube ist todt ohne Werke, wie gleicher Weise die Blüthe nutzlos erscheint, wenn nicht die Frucht folgt. Er erquicket mich mit Blumen und labet mich mit Aepfeln, denn ich bin krank vor Liebe. (H. L. 2, 5.) Also aus den guten Werken, welche im ächten Glauben gewurzelt sind, erhält Trost der an die Ruhe gewöhnte Geist, so oft ihm, wie es zu geschehen pflegt, das Licht der Beschauung entzogen wird. Denn wer genießt, ich sage nicht, fortwährend, sondern nur eine Zeit lang, während er in diesem Leibe lebt, das Licht der Beschauung? Aber so oft er, wie ich gesagt habe, aus dem beschaulichen Leben herausfällt, so oft zieht er sich

in das thätige zurück, aus welchem er dann wie aus der Nachbarschaft zu jenem selbst vertraulicher wieder zurückkehren wird, denn diese beiden sind Hausgenossen und wohnen bei einander, denn Martha ist die Schwester der Maria. Denn wenn er auch aus dem Lichte der Beschauung herausfällt, so duldet er es doch keineswegs, daß er in die Finsternisse der Sünde und in die Trägheit der Ruhe hineinfalle, er hält sich doch in dem Lichte der guten Thätigkeit weiter auf. — § 3. Ich berichte euch meine Erfahrung, welche ich gemacht habe. Wenn ich zuweilen erfahren habe, daß Einige von euch durch meine Ermahnungen gefördert worden seien, dann bedauerte ich es nicht, ich gestehe es, die Sorge der Predigt der eigenen Ruhe und Muße vorgezogen zu haben. Denn wenn z. B. nach meiner Predigt ein Jähzorniger in einen Sanftmüthigen verwandelt erfunden wurde, ein Hochmüthiger in einen Demüthigen, ein Kleinmüthiger in einen Starken; ferner ein Sanftmüthiger, Demüthiger, Starker, ein jeder in seiner Gnade, gewachsen und besser geworden erkannt wurde und die, welche etwa lau und schläfrig in dem geistlichen Eifer waren und herrschen wollten, durch das feurige Wort des Herrn entbrannt und aufgewacht zu sein schienen und die, welche, indem sie die Quelle der Weisheit verließen, sich nach ihrem eigenen Willen Brunnen gegraben hatten, die kein Wasser zu halten vermochten, und daher über alles, was ihnen aufgelegt wurde, sich beschwert fühlten und mit trocknem Herzen murrten, da sie keinen Saft von Ergebung in sich hatten, als diese sich, sage ich, erwiesen als solche, die von dem Thau des Wortes und dem freiwilligen Regen, welchen der Herr für sein Erbe aufgespart hat, in dem Dienste des Gehorsams wieder aufgeblüht waren, indem sie zu Allem willig und entschlossen geworden waren: dann ist für mich, das sage ich euch, kein Grund vorhanden, daß den Geist Traurigkeit beschleiche darüber, daß der Eifer der angenehmen Betrachtung unterbrochen worden, da ich von solchen Blüthen und Früchten der Frömmigkeit umgeben bin. Denn die Liebe, welche nicht das Ihre sucht, hat mich längst davon leicht überzeugt, daß ich nichts, darnach ich mich sehne, eurem Nutzen vorziehen darf. Beten, Lesen, Schreiben, Meditiren und was sonst noch der Gewinn von geistlichen Bestrebungen ist, dieß habe ich um euretwillen für Schaden erachtet."

In dem Cisterzienser Orden ward die Predigt nicht grade mit Vorliebe gepflegt: allein Bernhards ganz besondere Gabe bestimmte

seine Ordensbrüder, seinethalb eine Ausnahme von der Regel zu machen und ihn zu bitten, so oft, als es ihm nur möglich sei, ihnen zu predigen. Er unterzog sich diesem Auftrage um so lieber, als er nicht im Stande war ihnen mit leiblicher Arbeit zu dienen. In der zehnten Rede über Psalm 91 sagt er zum Schluß: „Daß wir hin und wieder, gegen die Gewohnheit unsres Ordens, zu euch reden, das thun wir nicht aus eigener Anmaßung, sondern nach dem Willen der ehrwürdigen Brüder und unsrer Mitäbte, welche dieß auch uns auflegen, was sie sich aber selbst gelegentlich nicht erlauben wollen. Denn sie wissen, daß es bei mir einen andern Grund und eine besondere Bewandtniß hat. Denn ich würde nicht zu euch reden, wenn ich mit euch arbeiten könnte.“ Mit Lust trieb er sein Predigtamt: er bezeugt es wiederholt, wie sein Herz ihn drängt, wie sein Herz brennt, Gottes Wort ihnen zu verkünden. Die sechste Rede in vigilia nativitatis Domini beginnt er mit diesen Worten: „Eine Nachricht voller Gnade haben wir gehört: Jesus Christus, der Sohn Gottes, wird zu Bethlehem Juda geboren. Meine Seele ist geschmolzen bei dieser Rede, aber mein Geist ist auch entbrannt in meinen Eingeweiden und beeilt sich diese Freude und Wonne in gewohnter Weise vor euch auszuströmen.“ Aehnlich spricht er sich im Anfange der dritten Pfingstpredigt aus: „Wie gerne ich euch mittheile, wenn ich merke, daß mir durch die Gnade des Höchsten etwas eingegeben ist, weiß der Geist selbst, dessen Fest, ja dessen Hauptfest wir heute feiern, mit ganz besonderer Andacht.“ Er ergriff daher das Wort öfters, als es ihm geboten war: so sagt er in der vierten Rede in vigilia nativitatis Domini gleich im Eingang: „Heute fordert zwar die Gewohnheit unsres Ordens keine Rede.“ Er fand in dieser freiwillig übernommenen häufigeren Ausübung des Predigtamtes einen reichen Lohn. „Bei euch, Brüder,“ heißt es in der ersten Rede zu Septuagesimä § 2, „finde ich, Gott sei Dank, in Wahrheit Ohren zum Hören, vornehmlich wenn in eurer Besserung ohne Verzug die Frucht des Wortes erscheint; aber es will mich dünken, daß ich bisweilen auch bei dem Sprechen die Gluth eures Eifers empfinde. Denn je begieriger ihr saugt, desto mehr füllt meine Brüste die Gnade des heiligen Geistes, und desto reichlicher wird mir gegeben, was ich euch vortrinke, je schneller ihr, was euch vorgetrunken wird, austrinkt. Daher rede ich häufiger zu euch, auch gegen die Gewohnheit unsres Ordens.“ Gern hätte

er noch öfter gepredigt: „Die Liebe," sagt er in der fünften Fastenpredigt § 1, „mit welcher ich für euch, meine Brüder, besorgt bin, zwingt mich, daß ich zu euch spreche; und da sie mich drängt, würde ich viel häufiger sprechen, wenn ich nicht durch so viele Geschäfte verhindert würde. Und es ist kein Wunder, wenn ich für euch so besorgt bin, da ich in mir selbst so viel Grund und Anlaß zur Sorge finde. Denn so oft ich mein eigenes Elend und die vielfachen Gefahren bedenke, so ist es allemal der Fall, daß meine Seele in mir selbst beunruhigt wird. Und keine geringere Sorge trage ich für einen jeden von euch, denn ich liebe euch wie mich selbst." Er konnte sich nimmer genug thun im Predigen, wenn er bei seinen Brüdern weilte: er predigte öfters an einem Tage zwei Mal; so hat er die zweite und die dritte Predigt über die sieben Barmherzigkeiten an einem Tage gehalten. Am liebsten predigte er Tag für Tag. In der 22. Rede zu dem Hohen Liede § 2 sagt er: „Daß ich ein wenig mein Amt in diesem Stücke herausstreiche, es ist wahrhaftig keine Mühe und Arbeit täglich auszugehen und aus den hellen Bächlein der Schrift zu schöpfen und aus ihnen die Bedürfnisse eines jeden einzelnen zu befriedigen, damit jeder von euch ohne eigne Anstrengung zur Hand habe die geistlichen Wasser zu jedem Werk."

Wie gern aber Bernhard auch predigte, so empfand er doch vor jeder Predigt eine gewisse Scheu und Angst. Gaufried berichtet in dem dritten Buche Kap. 6: „Obgleich er so groß und so ausgezeichnet war in dem Worte der Herrlichkeit, so ergriff er doch nie, wie wir ihn oft haben bezeugen hören, das Wort, wenn die Versammlung auch noch so unbedeutend war, ohne Furcht und Scheu, er wünschte lieber zu schweigen, wenn er nicht durch die Stacheln seines eigenen Gewissens, die Furcht Gottes und die brüderliche Liebe wäre gedrängt worden." Er wußte, was es mit der Predigt auf sich hat, was sie ist, welche Forderungen sie an den Sprecher stellt, wozu der Herr sie gestiftet hat.

Die Predigt ist Gottes Wort an sein Volk: der Prediger ist also Diener des Wortes; was Gott ihm mittheilt, das theilt er aus; er verkündet nicht seinen Willen, sondern Gottes Gebot: er ist also ein Prophet, ein Apostel. In der vierten Himmelfahrtspredigt § 2 heißt es: „Weder will ich noch darf ich euch, Brüder, was er (der Herr) mir zu eurer Erbauung über seine Auffahrt oder viel-

mehr über seine Auffahrten aus Barmherzigkeit schenkt, vorenthalten, vornehmlich da dieß der Vorzug der geistlichen Gaben ist, daß sie, wenn sie auch mitgetheilt werden, sich nicht verringern." In der ersten Predigt auf Allerheiligen lesen wir § 2: „Deßhalb hat heute unser Vater Brod gegeben. Denn der Vater der Barmherzigkeit muß auch der Vater der Armen sein. Er hat uns, sage ich, Brod vom Himmel gegeben und Speisevorräthe in Ueberfluß: daß ich doch ein treuer Koch und meine Seele eine nützliche Küche wäre! — § 3. Denn um eure Gerichte euch zuzubereiten, hatte mein Herz die ganze Nacht hindurch in mir geglüht und das Feuer loderte auf bei meiner Meditation: jenes Feuer ohne Zweifel, welches der Herr auf die Erde geschickt hat und davon er wollte, daß es gewaltig entbrenne. Denn geistliche Speise und eine Küche und Feuer muß der geistliche Mensch haben. Es ist noch übrig, daß ich austheile, was ich bereitet habe: ihr aber sollt mehr auf den gebenden Herrn als auf den austheilenden Knecht achten. Denn ich bin, so viel an mir ist, nichts anderes als euer Mitknecht, welcher mit euch gleicher Weise für sich und für euch, was der Herr weiß, das Brod von dem Himmel erbettelt und die Nahrung des Lebens." Der Herr beugt sich über seinen Knecht, löst ihm das Band der Zunge, haucht ihn mit seinem lebendigen Odem an. In der 16. Rede zum Hohen Liede sagt er § 2: „Nicht geringe Stärke der Zuversicht gewährt es mir, daß jener große Prophet, mächtig in Werken und Worten, von dem hohen Berge des Himmels herabgestiegen ist und mich für würdig gefunden hat, mich heimzusuchen, da ich doch Staub und Asche bin, des Todten sich zu erbarmen, über den Liegenden sich zu neigen, sich zusammenzuziehen und dem Kleinen gleich zu werden, dem Blinden das Licht seiner Augen mitzutheilen und den stummen Mund durch den Kuß seines eigenen Mundes zu lösen und die schwachen Hände durch das Anrühren seiner Hände zu kräftigen. Ich kaue das mit Lust wieder und meine Eingeweide werden voll und was in mir ist, wird gesättigt und alle meine Gebeine sprossen Lob. Dieß hat er ein Mal an dem Weltall gethan, und täglich fühlen wir, jeder für sich, daß dieses in uns gewirkt wird, daß dem Herzen nämlich das Licht der Erkenntniß und dem Munde das Wort der Erbauung und den Händen das Werk der Gerechtigkeit geschenkt wird. Er gibt gläubig zu denken, er gibt nutzenbringend zu reden, er gibt wirksam es auszurichten." „Die Hirten, wenn sie nämlich

wahre Hirten sind," heißt es in der Rede 35 zum Hohen Liede § 2, „haben freilich ihre Hütten aus Erde und auf der Erde, ihre Leiber nämlich für diese Tage, denen sie jetzt dienen, aber sie sind nicht gewohnt auf der Erde, sondern auf den himmlischen Auen die Herden des Herrn zu weiden: denn sie predigen denselben nicht ihren, sondern des Herrn Willen." „Ich bin kein Prophet, ich bin kein Apostel," versichert er in der 42. Predigt über das Hohe Lied § 2, „und doch versehe ich, ich wage die Behauptung, die Stelle eines Propheten und Apostels und ich werde in die Sorgen derer hineingezogen, denen ich an Verdienst nicht gleich komme." „Heilige Prediger," heißt es in der 95. Rede de diversis § 1, „werden nicht ohne Grund Propheten genannt, da sie sowohl die Geheimnisse der Heimlichkeiten Gottes schauen, als auch, je nachdem sie die Sitten der Menschen sehen, die verschiedenen Weisen der Heilung anwenden." Nicht Allen ist also dasselbe zu sagen: der Diener am Worte muß das Wort recht auszutheilen verstehen; es geziemt sich auch nicht für jeden Tag das Wort, was sonst gut und nothwendig ist. „Euch, Brüder," so beginnt Bernhard die erste Rede zum Hohen Liede, „muß Anderes als den Andern, die in der Welt leben, gesagt werden oder doch wenigstens auf andere Weise. Denn jenen gibt Milch zu trinken und nicht Speise, welcher sich bei dem Lehren an des Apostels Vorbild hält. Denn den Geistlichen sind festere Speise vorzustellen, das lehrt er selbst dort durch sein Beispiel: wir reden nicht, sagt er (1. Cor. 2, 13) mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehrt, und richten geistliche Sachen geistlich. Wir reden auch Weisheit unter den Vollkommenen und ich versehe mich deß, daß ihr solche Leute seid, wenn ihr nicht umsonst etwa seit langer Zeit den himmlischen Beschäftigungen euch unterzogen, eure Sinne geübt habt und über das Gesetz Gottes nachdenkt Tag und Nacht." Also denen, die noch Kinder im Glauben sind, einfache Milch, den Vorgeschrittenen feste Speise! Aber der Magen darf nicht überladen werden: Ueberfütterung erzeugt Ueberdruß und Ekel. Es heißt zum Schluß der 35. Rede zum Hohen Liede: „Wie die Speise des Leibes, wenn du sie ohne Appetit und gesättigt zu dir nimmst, nicht nur nichts nützt, sondern im Gegentheil sehr schadet, so verschafft das Brod des Geistes, wenn es mit Widerwillen zu sich genommen wird, nicht Nahrung des Wissens, sondern Qual des Gewissens." Die Zuhörer sowie die

kirchliche Zeit muß der Prediger fort und fort im Auge behalten. Sehr gut spricht er darüber in dem Anfange der dritten Epiphanienpredigt: „Bisweilen reden wir gegen Fehler und diese Art der Rede ist sehr nützlich, aber es scheint sich besser für andere Tage zu ziemen. An Festtagen und vornehmlich bei den hauptsächlichsten Festfeiern scheint es mehr am Platze zu sein, bei dem, worauf die Feier geht, zu verweilen, daß sowohl der Geist unterwiesen als auch das Gefühl erregt werde. Denn wie wollt ihr feiern, was ihr nicht kennt, oder wie wollt ihr es wissen, wenn es euch nicht verkündet wird? Darum sei es denen, welche in dem Gesetze erfahren sind, nicht lästig, wenn wir denen, die weniger gelehrt sind, Rechnung tragen, wie es das Wesen der Liebe fordert. Denn ich glaube nicht, daß sie selbst ihrer Mahlzeit beraubt werden, wenn sie den weniger Unterrichteten, wie dem Haufen des Volkes, zuvor derbere Speisen vorgelegt haben." Den Häretikern gegenüber ist mit besonderer Umsicht zu verfahren: „Sie sollen," heißt es in Rede 64 über das Hohe Lied § 8, „sage ich, gefangen werden nicht mittelst Waffen, sondern durch die Beweise, mit denen ihre Irrthümer widerlegt werden; sie selbst aber mögen, wenn es möglich ist, mit der katholischen Kirche versöhnt und zum wahren Glauben zurückgerufen werden. Denn das ist der Wille dessen, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen (1. Tim. 2, 4). Das zu wollen deutet der an, welcher nicht einfach spricht: fanget die Füchse, sondern: fanget uns die Füchse, die kleinen Füchse (H. L. 2, 15)! Sich also und seiner Braut, d. i. der katholischen Kirche, befiehlt er diese Füchse zu gewinnen, wenn er spricht: fanget sie uns. Daher muß der im Kirchendienste geübte und gelehrte Mensch, wenn er es unternimmt mit einem ketzerischen Menschen zu disputiren, sein Absehen darauf richten, daß er den Irrenden so überführe, daß er ihn auch bekehre." Diese Bekehrung ist freilich nicht Menschenwerk, aber Gott krönt damit nach seinem Wohlgefallen des Menschen Werk. „Ein weiser Haushalter," heißt es in der schon angezogenen 95. kleinen Rede § 2, „bringt nicht, sondern befiehlt nur, daß Mehl herzugebracht werde, weil er nicht darreicht, sondern nur ermahnt Liebe zu haben, durch deren Würze süß gemacht wird, was vorher bitter war. Denn es kann wohl der Prediger die Mahnungen des Heiles in die Ohren der Umstehenden hineinschreien, aber Niemand außer Gott allein ist im Stande den

Geschmack der Liebe in den Gaumen des Herzens hineinzugießen. Weßhalb Gregorius sagt: wenn nicht innen der Geist ist, der da lehrt, so arbeitet die Zunge des Lehrers außen vergebens." Gott theilt aber dem allein sein Wort mit und hilft dem auch allein, der reines Herzens ist: daher muß der Prediger vor allen Dingen darnach ringen, daß er ein reines Gefäß sei, in welches Gott seine Gnade ergießen kann. „Was ist der Schmuck des inneren Angesichtes," heißt es Rede 62 zum Hohen Liede § 8, „wenn nicht die Reinheit? Bei Mehreren gefiel diese ohne die Stimme der Predigt, diese aber ohne jene gefiel bei Niemandem. Den Unreinen zeigt sich nicht die Wahrheit, vertraut sich die Weisheit nicht an. Was reden sie also von ihr, die sie nicht gesehen haben? Wir reden, das wir wissen, heißt es Joh. 3, 11, und zeugen, das wir gesehen haben. Du wagst also zu zeugen, das du nicht gesehen hast, und zu reden, das du nicht weißt? Frägst du, wen ich unrein nenne? Welcher nach dem Lobe der Menschen trachtet, welcher das Evangelium nicht ohne Gewinnst pflanzt, welcher es predigt, daß er essen kann, welcher die Gottseligkeit für ein Gewerbe achtet, welcher nicht Frucht verlangt, sondern eine Gabe." Wie der Prediger lehrt, so soll er auch leben: lebt er nicht so, so entkräftet und vernichtet er selbst seine Predigt. In der ersten Predigt auf den Festtag Allerheiligen heißt es § 6: „Warum steigt der Herr, ehe er zu lehren anfängt, auf den Berg hinauf, wenn er uns dadurch nicht lehren wollte, daß die Prediger des Wortes Gottes mit dem Sehnen ihres Herzens und mit heiligem Wandel nach dem, was oben ist, trachten, und den Berg der Tugenden ersteigen müssen?" In der zweiten Osterpredigt sagt er § 11: „Wir lesen und lernen auch durch tägliche Erfahrung, daß wessen Leben verachtet wird, dessen Predigt auch verachtet wird. Es bereitet also auch die Hand ihre Spezereien, daß uns nicht der Weise (Sprüchw. 19, 24) wie jenen Faulen verspotte, dem es zu viele Arbeit war mit der Hand an den Mund zu langen, damit nicht der, den du tadelst, sagen kann: Du, der du den Andern lehrst, lehrst dich selbst nicht, denn du bindest große und unerträgliche Lasten zusammen und legst sie den Leuten auf die Schultern und willst sie doch mit deinem Finger nicht anrühren. Ich sage euch, ein lebendiges und wirksames Wort ist das Beispiel des Werkes, es überredet leicht zu dem, das wir beabsichtigen, indem es beweist, daß das, was wir empfehlen, gethan werden kann." In der 76. Rede über das Hohe

Lied § 8 legt der Mann Gottes mehr im Zusammenhange die Aufgabe des Predigers dar. „Nicht umsonst,“ heißt es hier, „ist, da dem Petrus die Schafe zu weiden anvertraut werden (Joh. 21, 15 ff.), so oft wiederholt worden: Petrus, liebst du mich? Ich glaube, daß damit ganz dasselbe gesagt wird, als wenn Jesus zu ihm spräche: wenn dir nicht dein Gewissen das Zeugniß gibt, daß du mich liebst und zwar sehr und vollkommen liebst, d. h. mehr als das Deine, mehr als die Deinen, mehr als dich, daß die Zahl dieser meiner Wiederholung voll werde, so übernimm auf keinen Fall diese Sorge und dränge dich nicht meinen Schafen auf, für welche ja mein Blut vergossen worden ist. Schreckliches Wort, welches sogar die unerschrockenen Herzen der schlimmsten Tyrannen erschüttern könnte! § 9. Daher habt Acht auf euch selbst, die ihr das Werk dieses Dienstes erlangt habt, habt Acht, sage ich, auf euch selbst und auf die kostbare Beilage, die euch anvertraut ist. Es ist eine Stadt, wachet zu ihrer Hut und zu ihrem Frieden! Es ist eine Braut, sorgt für ihren Schmuck! Es sind Schafe, achtet auf die Weide! Und man könnte sagen, daß sich dieses Dreifache auf die dreifache Frage des Herrn vielleicht nicht unpassend bezöge. Weiter soll die Hut der Stadt, daß sie genügend sei, eine dreifache sein: vor der Gewalt der Tyrannen, vor dem Betruge der Ketzer, vor den Versuchungen der Dämonen: der Schmuck der Braut aber wird in guten Werken und Sitten und Ordnungen bestehen. Aber die Weide der Schafe ist zwar allen gemeinschaftlich auf den Auen der Schriften als dem Erbe des Herrn, aber es ist ein Unterschied dabei. Denn es gibt Vorschriften, welche den harten und fleischlichen Seelen auferlegt werden nach dem Gesetz des Lebens und der Zucht. Und es gibt Gemüse von Dispensationen, welche den schwach- und kleinmüthigen Herzen aus Gründen der Barmherzigkeit zugelegt werden. Und es gibt feste und tapfere Rathschläge, welche aus dem Innersten der Weisheit den Gesunden vorgelegt werden, und denen, welche geübte Sinne haben, um zwischen gut und böse zu unterscheiden. Den Kleinen wird als wie Jährlingen die Milch der Ermahnung als Trank gereicht und nicht Speise. Dazu hären die guten und besorgten Hirten nicht auf, die Herde durch gute und lustige Beispiele und zwar mehr durch ihre eigenen als durch fremde fett zu machen. Denn, wenn durch fremde und nicht durch eigne, ist es Schande für sie und auch der Herde hilft es nicht so. Denn, wenn ich z. E.,

der ich unter euch den Dienst eines Hirten zu besorgen habe, die Sanftmuth eines Mose, die Geduld eines Hiob, das Erbarmen eines Samuel, die Heiligkeit eines David oder wenn es noch andere Beispiele von Guten gibt, vorstellen wollte, selbst aber nicht sanftmüthig, nicht geduldig, nicht barmherzig und gar nicht heilig wäre, so würde die Rede, fürchte ich, zu wenig schmackhaft herauskommen und ihr würdet sie weniger begierig aufnehmen. Aber das überlasse ich der himmlischen Güte, daß sie das erfülle, was ihr an uns zu wenig habt: und daß sie das Verkehrte bei uns verbessere. Jetzt wird aber ein guter Hirte auch dafür Sorge tragen, daß er nach dem Evangelium erfunden werde als einer, der Salz bei sich trägt, da er weiß, daß eine mit Salz gewürzte Rede, so viel als sie angenehm zum Wohlgefallen ist, so viel auch hilft zum Heile. Dieß soll genug gesagt sein von der Hut der Stadt und dem Schmucke der Braut und von der Weide der Schafe. — § 10. Ich will aber noch dasselbe etwas genauer angeben um derer willen, welche, während sie allzu begierig nach Ehren streben, weniger vorsichtig sich schweren Bürden unterstellen und Gefahren aussetzen, damit sie wissen, wozu sie gekommen sind, wie geschrieben steht: mein Freund, warum bist du gekommen? (Matth. 26, 50.) Wenn ich mich nicht irre, so ist zur bloßen Hut der Stadt, daß sie hinlänglich versorgt werde, ein tapferer, geistlicher, treuer Mann von Nöthen. Ein tapferer, um die Ungerechtigkeiten abzuwehren, ein geistlicher, um die Nachstellungen zu entdecken, ein treuer, der nicht das Seine sucht. Damit aber die Sitten geadelt und verbessert werden, was eben zum Schmucke der Braut gereicht, wer erkennt nicht deutlich, daß die Strafe der Zucht und zwar eine recht fleißige nothwendig ist? Daher muß ein jeder, welchem dieses Werk obliegt, von jenem Eifer glühen, von welchem entbrannt jener besondere Eiferer für die Braut des Herrn sagte: ich eifere über euch mit göttlichem Eifer, denn ich habe euch vertraut einem Manne, daß ich eine reine Jungfrau Christo zubrächte. (2. Cor. 11, 2.) Wie will auf die Auen des göttlichen Wortes die Herden des Herrn ein einfältiger Hirte hinausführen? Aber wenn er auch immerhin gelehrt ist, aber nicht gut ist, so ist zu befürchten, daß er, statt mit reichlicher Lehre zu nähren, durch sein unfruchtbares Leben schade. Daher wird in dieser Beziehung diese Last ohne Wissenschaft und löbliches Leben leichtsinnig übernommen."

Am häufigsten predigte Bernhard in der Klosterkirche vor seinen

Mönchen, die er fortwährend als seine Brüder anredet, und zwar vielfach vor der Messe, wie aus den Schlußworten der ersten Predigt auf Michaeli und der zweiten auf Allerheiligen hervorgeht, ebenso des Abends, wie aus den Schlußworten der 71. Rede zum Hohen Liede und der 38. über verschiedene Gegenstände § 3 erhellt: er predigte aber auch in dem Hauptgottesdienste selbst, wie dieß seine Predigten zu den Vigilien des Weihnachtsfestes beweisen. Das Auditorium seines Klosters umfaßte auch die Novizen, welche in den Reden 19, 60 und 63 über das Hohe Lied besonders noch angeredet werden: die Aebte der von Clairvaux gepflanzten Klöster, die sich dort in bestimmten Zeiträumen zu versammeln pflegten, sammelten sich mehrfach unter seinem Predigtstuhle, vgl. die Rede zu Martini, wie die 35. Predigt de diversis. Die Fremden, Bischöfe und Priester, Aebte und Mönche anderer Orden, sowie Laien, vornehme und geringe, welche das Kloster besuchten, versäumten keine Predigt Bernhards, er nahm auf diese Fremden und vornehmlich auf die Laien alle Zeit Rücksicht, wie wir aus dem Anfange der dritten Epiphanienpredigt schon gesehen haben. Doch auf die engen Räume des Klosters beschränkte sich nicht seine Predigtwirksamkeit: das Herz trieb ihn hinaus zu seinen Brüdern in die Welt, die Bitten der kirchlichen Oberhirten bestimmten ihn auch vielfach auf seinen Reisen in den Kirchen hin und her im Lande zu predigen, ja aus der heiligen Stille herauszuziehen, um mit der Predigt des Wortes ganze Länder zu durchwandern und die Christenheit in allen Schichten der Gesellschaft auf das Tiefste aufzuregen. Gaufried schreibt in dem dritten Buche, Kap. 3: „Selten zwar ging er gelegentlich in die nächsten Ortschaften, um zu predigen, aber so oft als ihn irgend eine Noth hinaustrieb, säete er das Wort Gottes, es öffentlich in den Häusern verkündigend, über alle Wasser. Dieß that er aber auf Befehl des obersten Bischofes und auch auf den Wink anderer Vorsteher, wenn einer von ihnen gerade zugegen war." Und wie oft trieb ihn nicht der Nothstand der Kirche in seiner Heimath, und, sein Auge und Herz umfasste ja die ganze Christenheit, die traurige Lage der katholischen Kirche aus seinem Kloster hinaus! Welche Mühe gab er sich nicht, das päpstliche Schisma zu beseitigen und dieses Elend abzustellen! Und was that er dazu? Er bearbeitete mit seinem Worte die Fürsten und Großen, das Volk in den Städten und auf dem Lande: er predigte wider diesen Unfug, Jahre lang von

Land zu Land, von Ort zu Ort ziehend, unermüdlich, voll heiligen Eifers. Wir ersehen dieses aus seinem Sendschreiben (Ep. 129) an die Genueser: es heißt darin: „Was waren mir das für festliche Tage, aber nur wenige! In alle Ewigkeit werde ich dein nicht vergessen, du andächtiges Volk, du ehrenwerthes Geschlecht, du herrliche Stadt! Des Abends und des Morgens und des Mittags erzählte und verkündigte ich, und die Begier zu hören war eben so groß, als die Liebe der Zuhörer. Wir trugen das Wort des Friedens, und, da wir Kinder des Friedens gefunden hatten, ruhte unser Friede auf ihnen. Ich war ausgegangen nur den Samen zu säen, nicht meinen, sondern Gottes Samen, und er fiel in ein gutes Land und brachte gute Frucht hundertfältig und zeitig. Wunderbare Geschwindigkeit, weil die Noth so groß! Ich duldete keine Verzögerung, keine Schwierigkeit, an einem Tage fast säete und erntete und sammelte ich mit Frohlocken Garben des Friedens. Das ist die Ernte, die ich erntete! Den Vertriebenen, den Gefangenen, den Gebundenen, den in den Kerkern Liegenden, brachten wir die fröhliche Hoffnung loszukommen und in's Vaterland zurückzukehren, den Feinden Furcht, den Schismatikern Niederlage, der Kirche Ruhm, dem Erdkreise Freude." Als Edessa gefallen war und die Christenheit auf das Tiefste betrübt und auf das Höchste erschreckt war, wandten sich die Fürsten an Bernhard, um aus seinem Munde die Losung zu einem neuen Kreuzzuge zu vernehmen: Eugen konnte nichts Besseres thun, als diesem Manne Auftrag zu geben, das Kreuz zu predigen. Ostern 1146 kam zu Vézelay in dieser Angelegenheit ein Concil zusammen: Fürsten und Herren, Priester und freie Männer strömten in solcher Menge zusammen, daß keine Kirche groß genug war, um die Leute alle zu fassen. Man mußte hinaus auf das Feld ziehen, dort predigte Bernhard mit solchem Feuer, daß Alle ergriffen wurden und laut riefen: zum Kreuz, zum Kreuz! Die Kreuzeszeichen, welche er mitgebracht hatte, waren schnell vergriffen, er mußte sich die Kleider von dem Leibe reißen und Kreuzeszeichen daraus schneiden, um die Leute zu befriedigen. Bald durfte er dem Papste berichten (Ep. 247, § 2): „Ihr habt es mir aufgetragen und ich habe gehorcht, und das Ansehen des Gebietenden hat den Gehorsam befruchtet. Da ich verkündete und sprach, haben sie sich über die Zahl vermehrt. Städte und Burgen werden leer und kaum finden sieben Weiber einen Mann, den sie ergreifen können, so sehr werden noch

bei Lebzeiten ihrer Männer die Weiber zu Wittwen.“ Auch nach Deutschland kam Bernhard herüber: der König Konrad berief nach Speier eine Reichsversammlung, wie Otto von Freisingen in seiner Geschichte von Kaiser Friedrich Buch 1, Kap. 39 berichtet, zu Weihnachten 1146. Auch hier erzielte er die größten, an das Wunderbare heranstreifenden Erfolge. Das Volk umdrängte ihn so, daß der König ihn an die Hand nehmen und so durch die Menge aus der Kirche in sein Quartier geleiten mußte: er verstand nicht in deutscher Sprache zu predigen, er sprach in lateinischer und hatte einen beider Sprachen kundigen Mann bei sich, der seine Worte dem deutschen Volke dollmetschte: allein seine Ansprache machte nichts desto weniger auf das Volk einen tieferen Eindruck als die beste Uebersetzung. Sein Auge glühte in heiligem Feuer und sprühte zündende Funken nach allen Seiten hin: seine Stimme war so ausdrucksvoll, so biegsam, so herzandringend, sein Geberdenspiel so lebhaft und beredt, daß die Leute ahnten, ja verstanden, was er ihnen in fremder Zunge predigte. Gaufried sagt hierüber Buch 3, Kap. 3: „Milch und Honig war unter seiner Zunge und nichts desto weniger in seinem Munde ein feuriges Gesetz; wie es in dem Hohen Liede heißt: Deine Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur und deine Rede ist lieblich (4, 3). Daher kam es auch, daß, als er auch zu den deutschen Völkern sprach, er mit wunderbarer Bewegung gehört wurde und aus seiner Rede, welche sie, da sie eine andere Sprache redeten, nicht zu verstehen vermochten, mehr als aus der verstandenen Rede des nach ihm sprechenden, wenn auch noch so sehr geübten Dollmetschers ihre Andacht sich zu erbauen und die Kraft seiner Worte mehr zu fühlen schien, wovon das Schlagen der Brust und das Vergießen von Thränen deutlichen Beweis gab.“ Es gelang dem Bernhard, selbst den Widerstand des Königs zu überwinden. Wo er nicht hinkommen konnte, da sandte er Andere mit Briefen hin: ein solcher hat sich noch unter seinen Briefschaften (Ep. 363) erhalten, und in sehr getreuem Auszuge auch bei Otto von Freisingen (Buch 1, Kap. 41), er ist uns doppelt interessant, da wir keine Kreuzzugspredigt von Bernhard besitzen, aber aus diesem Briefe mit Sicherheit entnehmen können, was er dem Christenvolke vorstellte. Immer gewaltiger ward der Zulauf, im März 1147 erreichte er auf der großen Versammlung zu Frankfurt a. M. seine höchste Spitze: Bernhard konnte nur so aus der Kirche durch das Volksgewühle

gelangen, daß der König seinen Mantel abwarf und den umdrängten und fast erdrückten Gottesmann in seinen Armen hinwegtrug, wie uns Gaufried Buch 4, Kap. 4 berichtet. Dort in den Rheingegenden, da er das Feuer des Kreuzzuges durch seine Worte so gewaltig schürte, daß ganz Deutschland fast in Flammen gerieth, mußte er durch seine Gegenwart einen andern schrecklichen Kreuzzug dämpfen. Ein Mönch, Namens Radulph, hatte am Rhein von Köln bis nach Straßburg hinauf die Christenheit wider die Juden, weil sie den Herrn gekreuzigt hätten, zu den Waffen gerufen: es war eine entsetzliche Verfolgung losgebrochen, Blut war in Strömen geflossen, die Leidenschaft auf das Höchste erregt. Es gelang dem Bernhard, Radulph zu bewegen, in das Kloster sich zurückzuziehen, und das Judenmorden zu stillen. Wider Abälard scheint er auch vor dem Volke gepredigt zu haben: wenigstens legen das Berengars Worte im apologeticus p. 303 in Abälard's Werken („du predigtest dem Volke, daß es für ihn Gebete zu Gott hinaufsenden solle") sehr nahe. Bestimmt wissen wir, daß er gegen die in dem Gebiete von Toulouse zahlreich verbreiteten Katharer, von dem päpstlichen Cardinallegaten zu Hülfe gerufen, mit der Predigt in das Feld rückte. Gaufried berichtet schon von diesem Auftreten Bernhard's große Dinge: „Er wurde bei seiner Ankunft mit unglaublicher Ergebenheit von dem Volke des Landes aufgenommen, als ob ein Engel von dem Himmel gekommen wäre. Und er konnte bei ihnen nicht Rast machen, weil Niemand die Haufen der Andringenden zurückhalten konnte: so groß war die Menge der Ankommenden bei Tag und bei Nacht, die seinen Segen begehrten und seine Hülfe forderten. Er predigte aber doch in der Stadt Toulouse mehrere Tage und an anderen Orten, welche jener Elende (Henricus, der gewesene Mönch) häufig besucht und recht bedenklich angesteckt hatte, indem er viele Einfältige im Glauben unterwies, die Schwankenden stärkte, die Irrenden zurückrief, die Gefallenen herstellte, die Verführer und Halsstarrigen durch sein Ansehen drückte und niederdrückte, daß sie sich nicht unterstanden, ich sage nicht, zu widerstehen, sondern gar nicht wagten hervorzutreten und zu erscheinen." Spätere Schriftsteller wissen von noch glänzenderen Erfolgen zu erzählen. In Albi war ein Hauptsitz dieser Ketzer. Als der Cardinallegat dort seinen Einzug hielt, ward er mit Verachtung empfangen: zwei Tage darauf erschien Bernhard. Ehrerbietig kam ihm das Volk entgegen, als er am andern Tage in der Kirche

predigte, war dieselbe gestopft voll. Ich kam, um zu säen, sprach er, aber ich fand den Acker von dem schlechtesten Samen eingenommen. Doch, weil der Acker Gottes aus vernünftigen Seelen besteht, so will ich euch beiderlei Samen vorzeigen, damit ihr selbst prüfen könnt. Er stellte nun die Lehre der Kirche und die Lehre der Ketzer einander gegenüber und fragte zum Schluß, welche sie vorzögen. Sämmtliche Anwesende erklärten sich für die Kirchenlehre. Da ermahnte er sie zur Buße und zur Rückkehr zu der Mutterkirche. Jeder, der das thun wolle, solle die Hand erheben. Alle erhoben frohlockend die Hände. Mir scheint diese Geschichte nicht ganz glaubwürdig: schwerlich hat jene Gegenüberstellung solche große Dinge ausgerichtet, denn, wie wir aus den gegen die Ketzer gerichteten Predigten 65 u. 66 über das Hohe Lied schließen, kannte der Prediger jene Lehren der Ketzer zu wenig gründlich, um einen durchschlagenden, die Gewissen treffenden Vergleich anstellen zu können. Ueberall wenigstens hatte er nicht diese Erfolge. Gaufried berichtet gelegentlich in einem Briefe, daß Bernhard auch in dem Neste der Ketzer, in der Burg Viridefolium gewesen sei und es als einen Satanssitz erfunden habe: das Nähere, daß die Leute dem Bernhard aus der Kirche liefen, er ihnen nachsetzte und auf der Straße ihnen predigte, sie ihm mit Schriftworten entgegentraten und einen solchen Höllenlärm machten, daß er schweigen mußte, erzählt uns aber eine zuverlässige Chronik. (S. Neander's h. Bernhard, S. 465.)

Dürfen wir somit auch nicht allen Angaben in den von glühenden Verehrern Bernhards herrührenden Lebensbeschreibungen ohne Weiteres Glauben schenken, so steht doch unbedingt fest, daß jene Zeit keinen größeren Prediger aufzuweisen hatte, daß Bernhard den größten Rednern in der christlichen Kirche zugezählt werden muß. Gaufried schreibt Buch 3 Kap. 2: „Ihm hatte in seinem schwachen Leibe eine ausreichend starke und verständliche Stimme der verliehen, welcher ihn zu dem Werke der Predigt ausersehen hatte von Mutterleib an. Er redete, so oft sich ihm eine Gelegenheit darbot, zu allen beliebigen Menschen von der Erbauung der Seelen, jedoch, soweit er den Verstand, die Sitten und die Beschäftigungen der Einzelnen kannte, einem jeden Zuhörer angemessen. Er redete so zu dem Landvolke, als ob er immer auf dem Lande gelebt hätte: so zu allen übrigen Arten von Menschen, als ob er sich alle Mühe gegeben hätte, ihre Werke kennen zu lernen. Ein wissenschaftlich

Gebildeter bei den Gelehrten, bei den Einfältigen einfältig, bei den geistlichen Menschen überfließend von Beweisen seiner Vollkommenheit und Weisheit: Allen stellte er sich gleich, da er Alle für Christus gewinnen wollte." Und Kap. 3: „Was ihm Gott für eine besänftigende und überredende und was für eine gelehrte Zunge gegeben hat, daß er wußte, welche Rede und wann er sie halten müsse, bei welchen nämlich Tröstung oder Beschwörung, bei welchen Ermahnung oder Rüge angebracht sei, das werden einiger Maßen die wissen können, welche seine Schriften gelesen haben, aber bei Weitem besser können sie es von denen erfahren, welche ihn öfters haben reden hören. Denn Gnade war ausgegossen über seine Lippen und seine Rede war gewaltig feurig, so daß nicht ein Mal seine eigene Feder, wenn sie auch ausgezeichnet war, jene ganze Anmuth und die ganze Gluth festhalten konnte." Alles vereinigte sich, um ihn zu einem Prediger erster Größe zu machen: selbst die Richtung, die Strömung seiner Zeit und sein schwacher, wie im Sterben liegender Leib. Bernhard geht viel zu weit, wenn er in einer Predigt (in convers. Pauli c. 1, § 3) ein Mal voll Herzensjammer ausruft, die ganze Welt scheine sich jetzt wider den Herrn verschworen zu haben vom Größten bis zu dem Kleinsten: es ging ein tief-frommer, religiöser Zug durch jene Zeit. Das beweisen schon die massenhaften Klosterstiftungen: die Christenheit fand in der Welt nur Unruhe und Unfrieden. Der Acker war für den Samen in seltener Weise empfänglich: der Bischof Otto von Freisingen, welcher selbst das Kreuz nahm, schreibt (l. c. c. 40): „Es bedurfte keiner überredenden Worte menschlicher Weisheit, noch der Anwendung von Umschweifen kunstvoller Rede nach den Vorschriften der Rhetoren, da Alle, welche da waren, durch das erste Gerücht erregt, aus freien Stücken herbeiliefen, um das Kreuz anzunehmen." In solcher Zeit hätte auch ein geringer begabter Prediger schon Großes gewirkt. Und nun dieser Mann mit diesem Herzen voll feurigster Liebe, mit dieser Zunge voll süßester Anmuth, mit diesem Geiste voll reichster Erfahrung, und dazu sein für ihn einnehmendes, die Macht seiner Rede, die Gluth seiner Begeisterung bezeugendes Aeußere!

Ein guter Freund Bernhards, der sich anschickte sein Leben zu beschreiben, aber es vor seinem Ableben nicht zu Ende bringen konnte, fragt (l. 1, 18): „Wer hat in unsrer Zeit, obschon er starken Leibes und trefflicher Gesundheit sich erfreute, so viel zu Stande gebracht,

als dieser Sterbende und Erschöpfte zu Gottes Ehre und zum Nutzen der heiligen Kirche zu Stande gebracht hat? Welche große Anzahl von Menschen hat er hernach durch sein Wort und Beispiel aus der Welt gezogen, nicht bloß zur Bekehrung, sondern auch zur Vollkommenheit? — Welche Spaltungen der Kirche hat er nicht beigelegt? Wie hat er nicht den Frieden zwischen den streitenden Kirchen und Völkern wieder hergestellt! Denn die Kraft Gottes, welche aus seiner Schwachheit desto gewaltiger hervorstrahlte, erwarb ihm von jener Zeit an bis heute bei den Menschen eine desto größere Ehrfurcht und in der Ehrfurcht Ansehen und in dem Ansehen Gehorsam."

Wir besitzen von Bernhard im Ganzen über drei und ein Viertelhundert geistliche Reden, sämmtlich in lateinischer Sprache. Es ist schon früher die Frage aufgeworfen worden, ob diese Predigten denn wirklich in dieser Sprache geschrieben seien. Man hat nämlich von mehreren Predigten französische Niederschreibungen gefunden und diese sollen nun die Originale, die lateinischen Predigten aber nur Uebersetzungen sein. Mabillon hat sich bereits über diese Streitfrage ausgesprochen und wir finden keinen Grund, seine Entscheidung zu beanstanden. Jene französischen Predigten sind Nachschriften von solchen, welche die lateinischen Vorträge hörten und dieselben wohl zum Besten ungelehrter Laien sofort französisch aufzeichneten. Schwieriger erscheint mir die Frage, ob diese Predigten von dem h. Bernhard selbst, sei es vordem sie gehalten wurden, oder nachdem sie gehalten worden waren, niedergeschrieben, oder von seinen Zuhörern aufgefangen und von ihm nur durchgesehen worden sind. Die meisten Predigten machen den Eindruck, daß sie vorher nicht durch die Schrift fixirt worden sind: die Mehrzahl von ihnen ist sicher vorher nur meditirt gewesen. Dem Redner kommt, wie in der 9. Predigt zu H. L. § 9, auf ein Mal eine andere Auslegung in den Sinn („eine andere Bedeutung fällt mir noch ein, welche ich mir zwar zuvor nicht zurechtgelegt hatte, aber ich doch nicht übergehen mag"): ja er gibt bisweilen das Thema seiner Predigt ganz auf, um seinem übervollen Herzen keinen Zwang anzuthun: so hält er in der 26. Rede zum Hohen Liede seinem Bruder Gerhard eine tiefgefühlte Gedächtnißrede. Ich glaube deßhalb nicht, daß Bernhard diese Reden vorher aufgezeichnet hat, sondern, wie mir scheint, ist allen nur eine mehr oder weniger gründliche Ueberlegung voraus-

gegangen. Er sprach frei, und was er frei sprach, das wurde von den flinken Händen begabter Schüler sogleich zu Papier gebracht. „Sie sind niedergeschrieben worden,“ so redet Bernhard in der 54. Predigt über das Hohe Lied § 1, „wie sie gesprochen worden sind, und sind mit dem Griffel aufgefangen worden, wie auch die übrigen Reden, so daß leicht gefunden werden kann, wenn zufällig etwas ausgefallen ist.“ Diese Nachschriften hat der Redner durchgesehen und hier und da noch kleine Zusätze und Nachbesserungen angebracht: „Die Reden,“ schreibt er selbst Ep. 154 dem Bernhard de Portis, „welche du von mir erbeten hast und die ich versprochen hatte, überschicke ich dir.“ Hierauf deuten auch folgende Stellen in diesen Predigten 71 § 1: „Du also, der du dieß hörest oder liesest, sorge dafür, daß du Lilien bei dir habest“, und 51 § 4: „Ich weiß, daß ich diese Stelle in dem Buche über die Gottesliebe vollständiger ausgelegt habe und zwar in einem anderen Verstande, ob in besserem oder schlechterem, das mag der Leser beurtheilen, wenn es einem beliebt, beides sich anzusehen.“

Die Reden Bernhards, unter welchen sich auch mehrere ausgezeichnete Casualreden, nämlich vier Gedächtnißreden auf verstorbene Freunde — zwei auf den vortrefflichen Bischof Malachias und je eine auf seinen Bruder Gerhard und seinen Herzensfreund Humbert, welche alle drei in Clairvaux ihr Leben beschlossen —, befinden, schließen sich vielfach an ein Schriftwort an, wie vor allen seine 86 Reden über das Hohe Lied und seine 17 Reden über den Psalm 91, vielfach aber liegt ihnen kein Text zu Grunde, vgl. die 1. 3. 4. 5 u. 6. Adventspredigt. Kunstlos wie Augustins Eingänge sind auch die Bernhards: er geht in den Predigten auf das Kirchenjahr gern von der Zeit des Kirchenjahres aus, so in der 1. 3. 4. 6. Adventspredigt, lieber aber noch knüpft er an die zuletzt gehaltene Predigt an, wie in den meisten Predigten über das Hohe Lied. Oefters, wie in der 2. Adventspredigt und in der dritten auf die Beschneidung des Herrn, geht er ohne Weiteres gleich auf den Gegenstand seines Vortrages ein: nur sehr selten findet sich ein wirklicher Eingang, so zu der ersten Weihnachtsvigilienpredigt. „Es ist ertönt die Stimme der Freude auf unserer Erde, die Stimme des Jubels und des Heils in den Hütten der Sünder! Es ist gehört das gute Wort, das Wort des Trostes, die Rede voll Süßigkeit, werth aller Annahme! Jauchzt, ihr Berge, Lob und klatschet, alle

ihr Bäume der Wälder, in die Hände vor dem Angesichte des Herrn, weil er gekommen ist! Höret, ihr Himmel, vernimm es mit deinen Ohren, Erde, erstaune und lobe, du Gesammtheit der Geschöpfe, aber du vor Allen, o Mensch: Jesus Christus, der Sohn Gottes, wird geboren zu Bethlehem Juda! Wer ist so steinernen Herzens, wessen Seele zerschmilzt nicht bei diesem Worte? Was Süßeres konnte verkündigt werden? Was Lieblicheres mitgetheilt werden? Ist jemals solches gehört worden, oder hat die Welt jemals etwas Aehnliches empfangen? Jesus Christus, der Sohn Gottes, wird geboren zu Bethlehem Juda! O kurzes Wort von dem verkürzten Worte, aber voll von himmlischer Süßigkeit! Das Herz leidet Noth, es möchte so gern die Fülle der honigfließenden Süßigkeit weiter ausschütten und findet keine Worte! So groß ist die Holdseligkeit dieser Rede, daß sie sofort weniger zu schmecken anfängt, wenn ich auch nur ein einziges Jota verändere. Jesus Christus, der Sohn Gottes, wird geboren zu Bethlehem Juda! O Geburt von unbefleckter Heiligkeit, verehrungswerth der Welt, lieblich den Menschen wegen der Größe der verliehenen Wohlthat, unerforschlich selbst den Engeln wegen der Tiefe des heiligen Geheimnisses, und bei diesem Allem bewunderungswürdig durch den ganz einzigen Vorzug der Neuheit, denn sie hat ihres Gleichen nicht gehabt und nichts Gleiches wird folgen. O Geburt, allein ohne Schmerz, allein ohne Schaam, ohne Verderben, nicht erschließend, sondern weihend den Tempel des jungfräulichen Schoßes. O Geburt über die Natur, aber für die Natur: Alles übertreffend durch die Einzigkeit des Wunders, aber wiederherstellend durch die Kraft des Geheimnisses! Brüder, wer wird jene Geburt ausreden! Der Engel verkündet sie, die Kraft des Höchsten überschattet sie, der Geist kommt über sie: die Jungfrau glaubt, sie empfängt durch den Glauben und bleibt Jungfrau! Wer soll sich nicht wundern! Es wird geboren der Sohn des Höchsten, Gott von Gott, geboren vor der Zeit: es wird geboren das unmündige Wort! Wer kann sich genug wundern!“

Ein Thema wird gelegentlich ein Mal angegeben: so heißt es in der 4. Predigt zur Quadragesima: „Weil die Zeit des vierzigtägigen Fastens gekommen ist, in welche mit aller Dahingabe sich zu schicken ich eure Liebe ermahne, halte ich es für gut, kurz auseinander zu setzen, mit welcher Frucht und in welcher Weise man

fasten muß.“ Vgl. auch die 2. Predigt auf Allerheiligen. Eine Disposition selbst begegnet uns sogleich in der ersten Adventspredigt § 1, wo wir lesen: „Wir fragen, wer der sei, der da kommt, woher, wohin, zu wem, wann und wie.“ Vgl. auch die Predigt über die Passion des Herrn, § 2: „Dreierlei insbesondere gebührt sich zu betrachten: das Werk, die Weise, der Grund.“ Allein das ist nur gelegentlich der Fall und befremdet eigentlich, da Bernhard es liebt, seine Gedanken zu gruppiren und in einigen knappen Sätzen uns über das, was er zunächst ausführen will, zu unterrichten. Fehlt auch in den allermeisten Predigten Thema und Eintheilung, so ermangeln diese Reden doch durchaus nicht der Geschlossenheit, der inneren Einheit, sie sind Werke aus einem Gusse. Excesse, wie Bernhard selbst, 12. Rede zum Hohen Liede § 3, die Abschweifungen in der Rede nennt, kommen allerdings vor, vgl. Predigt 15 § 5; 34 § 5; 53 § 7, aber der Redner schweift nie in ein fremdes Gebiet hinüber, sondern läßt sich nur tiefer auf einen Gegenstand ein, der an und für sich in der Rede ganz an seiner Stelle war, aber allerdings kürzer hätte abgemacht werden können. Er entschuldigt sich dann gewöhnlich und gebietet sich selbst Einhalt mit dem Worte: recurramus. Die meisten Reden haben eine angemessene Länge, einige sind äußerst kurz, andre wieder, aber nur sehr wenige, etwas zu lang. Der Schluß ist ebenso einfach wie der Anfang: ein besonderer Schwung, eine Zusammenfassung der ganzen rhetorischen Kraft ist nicht wahrzunehmen. Sehr viele Predigten laufen in eine Doxologie des dreieinigen Gottes aus, so Rede 2. 7. 8. 9. 12 über das Hohe Lied; mehrfach wird der Inhalt der ganzen Predigt kurz rekapitulirt, so in der 2. Rede über das Hohe Lied, vielfach ist der Gegenstand nicht zu Ende gebracht, der Redner muß schließen, weil Fremde angekommen sind, welche er empfangen muß, vgl. 3. Rede über das Hohe Lied, weil seine Leibesschwachheit ihn zu sehr plagt, vgl. 42. u. 44. Rede über das Hohe Lied; er gibt dann Vertröstung auf den kommenden Tag, wie in der ersten Adventspredigt.

Die lateinische Sprache macht dem Redner keine großen Schwierigkeiten: Alles, was er ausdrücken will, drückt er in ihr leicht und gefällig aus. Er spricht ein verständliches, fließendes, freilich aber kein klassisches Latein, sondern das vielfach verdorbene Latein seiner Zeit. Er spielt gern mit den Worten: fast auf jeder Seite be-

gegnen wir irgend einem Wortspiele: so calor und color in der 4. Homilie über: missus est § 10; verbum infans in der angezogenen Weihnachtspredigt; desolatio und consolatio in der ersten Epiphanienpredigt § 1; non emissus a te, sed amissus, de passione § 4; aliud tempus elegit confortandis discipulis, aliud adversariis confutandis, erste Osterpredigt § 3; in his forma est, cui imprimamur, in miraculis gloria, a qua reprimamur; illa laetificent, ista aedificent: moveant illa, ista promoveant, 1. Rede auf den h. Victor § 3.

Die Rede ist sehr lebendig: der Redner wendet sich vielfach mit Fragen an seine Zuhörer, löst ihre Einwürfe und Bedenken und redet sie eindringlich an: er liebt es überhaupt mit den Gegenständen, auf welche seine Rede sich bezieht, sich in unmittelbare Verbindung zu setzen. Er redet darum nicht bloß die Personen der heiligen Geschichte, so den Herrn in der 4. Homilie zu missus est § 2, in der 4. Weihnachtsvigilienrede § 3 und sehr oft noch, Maria in jener 4. Homilie zu missus est § 8, Adam und Eva in der 2. Homilie über denselben Text § 3, den Propheten in der 5. Predigt zu dem Anfange der Fasten § 6, den Apostel Paulus in der 2. Rede auf assumptio Mar. § 3, den Judas de pass. § 4, ja den Teufel in der ersten Adventspredigt § 3 u. s. w., sondern auch Orte, wie Bethlehem in der 1. Weihnachtsvigilienrede § 4, und Sachen an, so den Leib und das Fleisch in der 6. Adventspredigt § 3, die menschliche Seele in der ersten Predigt am 1. nach Epiph. § 3, 1. Predigt auf Mariä Reinigung § 2, den Tod in der Gedächtnißrede auf Humbert § 1. Wie er gern jedermann so anspricht, so führt er auch Andere gern redend ein; so läßt er den Andreas in der Predigt zur Vigilie seines Tages § 3 sein Kreuz anreden und den Herrn mehrfach, wie in der 3. Adventspredigt § 2 und in der 2. Pfingstpredigt § 5, sich aussprechen. Diese Lebendigkeit der Rede rührt von der lebendigen Liebe seines Herzens her: sein Herz schlägt mit der zartesten und innigsten Liebe dem Herrn, seinem Erlöser, und der Mutter des Herrn nach dem Fleische, der gebenedeiten Jungfrau, entgegen. Aber die Flamme seiner heißen, glühenden Liebe züngelt nicht bloß nach oben, sein Herz, welches sich allem Irdischen entzieht und nur zu dem Himmlischen sich gezogen fühlt, hegt gegen seine Brüder in Christo Jesu die lauterste, inbrünstigste Liebe; gelegentlich will er sie verbergen und zurückdämmen, aber wie ein

mächtiger Quell, welchen du verstopfest, alle Steine zur Seite schleudert und sich gewaltsam Bahn bricht, so lässt sich seine Liebe zu den Brüdern auch nicht zurückhalten, sie ergießt sich trotz seines Sträubens und Wehrens in dem vollsten Strome. Wer einen Blick thun will in die Liebesgluth, in welcher sein Herz vor dem Herrn brennt, der nehme irgend eine Predigt über das Hohe Lied in die Hand, in welchem nach ihm das Suchen der liebedurstigen Seele nach dem Herrn, das Finden dessen, den die Seele liebt, und das selige Ruhen der in Liebe zerschmelzenden Seele in den Armen des heißgeliebten Bräutigams dargestellt wird. Seine Marienpredigten sind die zartesten Huldigungen, die feurigsten Liebeserklärungen: seine heiße, inbrünstige Liebe zu der Jungfrau läßt ihn mehrfach den Unterschied zwischen der Jungfrau, die bei Gott Gnade gefunden hat, und dem Sohne derselben, der uns bei Gott Gnade erworben hat, übersehen und sie wider die reine Lehre des Evangeliums preisen. Sie ist ihm, vgl. die 1. Rede auf Mariä Himmelfahrt § 2, die Königin der Himmel und nach § 3 die Erfinderin der Gnade. „Durch dich haben wir," heißt es in der 2. Adventspredigt § 5, „Zugang zu dem Sohne, o gebenedeiete Erfinderin der Gnade, Gebärerin des Lebens, Mutter des Heiles, daß er uns durch dich annehme, der uns durch dich gegeben worden ist. Deine Unschuld möge bei ihm die Schuld unsres Verderbens entschuldigen und deine Gott gefällige Demuth möge Vergebung erlangen für unsre Eitelkeit. Der Reichthum deiner Liebe möge bedecken die Menge der Sünden und deine herrliche Fülle möge die Fülle der Verdienste auf uns übertragen. Unsere Herrin, unsre Mittlerin, unsre Hülfe, versöhne uns mit deinem Sohne, befiehl uns deinem Sohne, stelle uns deinem Sohne dar." „Wir bedürfen, nach der Marienpredigt über Offenb. 12, 1 § 2, eines Mittlers bei dem Mittler, und keiner ist uns nützlicher als die Maria." Sie ist ja die Mutter des Herrn und ihr Sohn, unser Mittler, ist nicht bloß barmherzig, sondern auch gerecht. „Nicht bloß," heißt es § 1, „seine Barmherzigkeit wird besungen, sondern auch zugleich sein Gericht." Seine Brüder trägt Bernhard alle Zeit auf seinem Herzen: das Liebesfeuer, welches sein Herz vor dem Herrn verzehrt, möchte er so gerne in allen Herzen entfachen und entflammen. Er kann deßhalb nicht müde werden, vor jeder Untreue, vor jeder Sünde, vor jeder Lauheit gegen den Herrn sie zu warnen, die Gnade, die Seligkeit, welche er

in Christo gefunden hat, ihnen zu preisen. Sein ganzes Herz schüttet er ohne irgend welchen Rückhalt vor ihnen aus; um sie anzufeuern, um sie zu warnen, um sie zu trösten, theilt er ihnen seine innersten Erfahrungen — freudige und schmerzliche, erhebende und beugende — mit. Sein Leben hat für ihn keinen Werth mehr, wenn er ihnen nicht mit seiner Liebe zu ihrer Seelen Seligkeit dienen darf: sie stehen vor ihm Tag und Nacht, seine Seele beschäftigt sich mit ihnen ununterbrochen, sein Gebet, seine Rede gilt ihnen in Sonderheit. Er kennt ihre Herzenszustände genau, denn sein liebendes Auge bemerkt Alles, es entgeht ihm selbst nicht das leiseste, schnell entschwindende Lächeln um den Mund seiner Freunde. Daher versteht er es denn auch, sie, wie den Humbert, seinen süßesten Freund, ganz nach dem Leben zu zeichnen, daß der herzinnige Nachruf, welchen er ihnen widmet, ihr Bild für alle Jahrhunderte frisch und anziehend erhält. Er that sich Gewalt an, seine Liebe zu ihnen, seinen Schmerz über ihren Verlust sich nicht merken zu lassen, aber es gelingt ihm nicht: sein Gefühl überwältigt seinen Vorsatz, seine Liebe ist stärker als sein Wille. „Wie lange suche ich es noch zu verbergen," so macht sich der zurückgehaltene Schmerz über seines Bruders Gerhards Tod in der 26. Rede über das Hohe Lied § 3 endlich Luft, „und wie lange verzehrt das Feuer, welches ich in mir selbst verberge, das traurige Herz und frißt Alles, was in mir ist. In mir selbst verschlossen verbreitet es sich weiter, wüthet es heftiger. Was habe ich mit diesem Liede zu schaffen, der ich in Betrübniß bin! Die Stärke des Schmerzes bringt mich von meinem Vorhaben ab und der Unwille des Herrn macht meinen Geist leer. Da mir der entzogen worden, durch den mein zu dem Herrn hinstrebender Eifer frei zu sein pflegte, hat auch mein Herz mich verlassen. Aber ich habe meiner Seele Gewalt angethan und habe es verheimlicht bis jetzt, damit das Gefühl meinen Glauben nicht zu überwinden schiene. Endlich, da Andere weinten, folgte ich, wie ihr wahrnehmen konntet, mit trocknen Augen dem traurigen Leichenzuge, mit trocknen Augen stand ich am Grabe, bis Alles, was zur Bestattung gehört, vollendet war. Bekleidet mit den priesterlichen Gewändern, habe ich die gewöhnlichen Gebete mit eignem Munde gesprochen, mit meinen Händen habe ich nach der Sitte Erde auf den Leib des Geliebten geworfen, der bald Erde sein wird. Die mich sahen, weinten, und wunderten sich, daß ich

selbst nicht weinte, da Alle nicht ihn, sondern mich vielmehr beklagten, der ich ihn verloren hatte. Wessen Herz, wenn es auch noch so eisern wäre, sollte nicht dabei meinetwegen bewegt werden, da er mich sah von Gerhard verlassen! Ein gemeinsamer Verlust, aber vor meinem Unglücke verschwand er. Aber ich kämpfte mit aller Kraft des Glaubens, wie ich nur konnte, gegen das Gefühl, strebend, wenn auch wider Willen, nicht vergebens bewegt zu werden durch die Naturnothwendigkeit, durch die Gemeinschuld, durch den Weg alles Fleisches, durch den Befehl des Mächtigen, durch das Gericht des Gerechten, durch die Ruthe des Schrecklichen, durch den Willen des Herrn. Denn ich habe immer das von mir selbst gefordert, darüber nicht vielem Weinen mich zu überlassen, obschon viel betrübt und bekümmert. Und ich konnte dem Schmerz nicht gebieten, der ich den Thränen gebieten konnte: aber wie geschrieben steht: ich bin so ohnmächtig, daß ich nicht reden kann (Ps. 77, 5). Aber der unterdrückte Schmerz wurzelte tiefer nach innen und ist um so bitterer geworden, je weniger ihm verstattet wurde, sich zu äußern. Ich gestehe es, ich bin besiegt. Es muß ausgesprochen werden, was ich innerlich leide."

Das Herz treibt also den Bernhard zu reden: sein innerstes Fühlen und Sinnen, Denken und Wollen erschließt sich uns in seinen Worten, die innere Welt mit einem Worte. Wir wissen von ihm, daß er die Welt da draußen in ihren Höhen und Tiefen durch sein Wort bewegte und erschütterte, wir dürfen hieraus sicher schließen, daß, wenn er vor dem Volke redete, er auch auf dieses äußere Leben mit seinen Verhältnissen und Wechselfällen Rücksicht nahm, um es zu reinigen und zu verklären; allein die Reden, welche auf uns gekommen sind, sehen von diesem Leben in der Welt fast gänzlich ab: sie sind vor Leuten gehalten, welche sich aus der Welt in die heilige Stille zurückgezogen hatten, und daher beschäftigen sie sich auch fast nur mit dem inneren Leben, mit dem mit Christus in Gott verborgenen Leben, nur gelegentlich handeln sie von kirchlichen Gebräuchen, deren tiefe Bedeutung in's Licht gezogen wird; so in der 2. Rede zu Mariä Reinigung und in der 2. auf Palmsonntag von den Processionen und in den Quadragesimalreden von dem Fasten. Auf diesem Lebensgebiete ist der Redner zu Hause, wie nur Wenige, und seine Fertigkeit, die Zustände dieses Lebens, die ja auch so mannichfaltig sind, anschaulich zu beschreiben,

ist erstaunlich. Ich sage: zu beschreiben, denn Bernhards Gabe ist es nicht, diese Seelenzustände mit Hülfe der Psychologie zu erforschen und wissenschaftlich zu erklären, er hält von einer solchen Seelenanatomie gar nichts; die Wissenschaft hat für ihn nur einen geringen Werth, wie er überhaupt mehr mit gegebenen Größen rechnet, als eigene, neue, originale Gedanken vorträgt; nur hin und wieder zeigt er, daß er auch studirt hat, so citirt er gelegentlich in der Rede über die 12 Prärogative der Maria § 12 den Terentius, in der Rede 36 zum Hohen Lied § 3 den Persius, in der Rede über die sieben Geister § 7 den Ambrosius, den Hieronymus und Origenes in der 4. Rede über Jesaj. 6, 1; den Benedictus de div. 31, den Gregorius M. ib. 95, 2. Er ist ein Praktiker, ein Realist, ein Naturbeschreiber, ein Seelenmaler. Er malt in Bildern dieses innere Leben in seiner Höhe und Tiefe, in seiner Fülle und Leere, in seinem Reichthum und Mangel, in seinem Sollen und Haben, in seinem Suchen und Finden, in seinem Sehnen und Besitzen, in seinem Glauben und seinem Lieben. Das Hohe Lied ist ganz vornehmlich seine Schatzkammer und sein Bildersaal. Seine Phantasie ist geradezu unerschöpflich: was er denkt, das steht vor ihm in leibhaftiger Gestalt, in anschaulichster Wirklichkeit. Ich verweise auf die Parabeln, welche seinen Predigten angehängt sind, von denen freilich Mabillon nur die erste als ächt will gelten lassen: er handelt hier von dem geistlichen Kampfe, von der Rückkehr des verlorenen Sohnes in des Vaters Haus. Dem Verlorenen und Gefangenen geht ein Knecht des Vaters, die Furcht, nach, die findet und ängstet ihn, darauf wird ein zweiter Knecht, die Hoffnung, ausgesandt, diese bringt ihm das edle Roß der Sehnsucht u. s. w. Eine tiefsinnige Parabel, durch welche der Rathschluß der Menschwerdung des Sohnes Gottes erklärt werden soll, findet sich in der ersten Rede auf Mariä Verkündigung; sie hat in vielen mittelalterlichen Dichtungen einen Platz gefunden, er sei ihr auch hier gegönnt. Vier Tugenden haben von Anfang an die Pflege des Menschen von Gott dem Schöpfer überkommen: die Barmherzigkeit als Wächterin und Begleiterin, die Weisheit als Erzieherin, die Gerechtigkeit als Regentin und der Friede als Erquicker. Durch den Sündenfall kam der Mensch um sie. Es entstand nun nach § 9 ein heftiger Streit unter diesen vier Tugenden. „Denn die Wahrheit und Gerechtigkeit quälten den Elenden, der Friede und die

Barmherzigkeit, frei von solchem Eifer, erachteten, daß man seiner vielmehr schonen solle. — Daher geschah es, daß sie, da jene in der Bestrafung beharrten und beiderseits den Uebertreter züchtigten und der gegenwärtigen Heimsuchung die Drohung der zukünftigen Strafe hinzufügten, in das Herz des Vaters sich zurückzogen und zu dem Herrn heimkehrten, welcher sie gegeben hat, denn er allein hat Gedanken des Friedens, da Alles voller Trübsal schien. Denn der Friede ließ nicht ab, auch verstummte nicht die Barmherzigkeit, sondern, mit frommem Lispeln an das Herz des Vaters klopfend, sprachen sie: Wird denn Gott ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Hat denn Gott vergessen gnädig zu sein? (Ps. 77, 8 u. 10). Und obschon es schien, daß der Vater lange und viel das Erbarmen verleugne, um indessen dem Eifer der Gerechtigkeit und der Wahrheit genug zu thun, war doch nicht unfruchtbar die Unzeitigkeit der Bittenden, sondern ist erhört worden zur rechten Zeit. § 10. Denn auf die Anrede mag er die folgende Antwort gegeben haben. »Wie lange haltet ihr an mit Bitten! Ich bin verpflichtet auch euren Schwestern, die ihr gerüstet seht, an den Völkern Strafe zu nehmen, der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Sie mögen gerufen werden und kommen, und wir wollen zusammen hierüber Rath pflegen!« Es eilen also himmlische Boten und da sie sahen das Elend der Menschen und die grausame Plage, da weinten bitterlich die Engel des Friedens. (Jesaj. 33, 7.) Denn wer sollte treuer suchen und bitten, was zum Frieden dient, als die Engel des Friedens? Nach gemeinsamer Berathung stieg nun die Wahrheit zum festgesetzten Tage empor, jedoch nur bis zu den Wolken: noch nicht ganz hell, sondern noch etwas dunkel und umwölkt von dem Eifer des Unwillens. Und es geschah, wie wir im Propheten lesen: Herr, im Himmel ist deine Barmherzigkeit und die Wahrheit so weit die Wolken gehen. (Ps. 36, 6.) In der Mitte aber thronte der Vater des Lichtes und jede für ihr Theil brachte am Besten vor, was sie hatte. Wer, meinst du, habe bei jenem Gespräche zugegen sein dürfen und werde es uns mittheilen? Wer hat es gehört und wird es erzählen? Es ist wohl unaussprechlich und einem Menschen nicht vergönnt zu sagen. Der Inbegriff des ganzen Streites scheint dieser gewesen zu sein. »Es bedarf des Erbarmens das vernünftige Geschöpf, sagt die Barmherzigkeit, weil es elend geworden ist und sehr erbärmlich; es ist die Zeit gekommen, sich

seiner zu erbarmen, weil so viel Zeit schon vorüber ist.« Dagegen versetzt die Wahrheit: »Es muß in Erfüllung gehen das Wort, das du gesprochen hast, Herr. Adam muß ganz und gar sterben mit Allen, die in ihm waren, am Tage, da er von der verbotenen Frucht in der Uebertretung aß.« »Wozu denn, spricht die Barmherzigkeit, wozu denn hast du mich gezeugt, Vater, wenn ich so bald umkommen soll? Denn es weiß die Wahrheit selbst, daß deine Barmherzigkeit umgekommen und nicht mehr ist, wenn du dich nie mehr erbarmest.« Aehnlich aber sprach im Gegentheile auch jene: »Wer weiß nicht, daß, wenn der Uebertreter dem angekündigten Todesurtheile entgeht, die Wahrheit, Herr, umgekommen ist und nicht mehr bestehen wird in Ewigkeit.« § 11. Siehe, da schlägt einer der Cherubim vor, zum König Salomo sie zu senden. Denn „dem Sohne," sagt er, „ist alles Gericht übergeben." (Joh. 5, 22.) Also begegneten sich vor dessen Angesicht die Barmherzigkeit und die Wahrheit und wiederholten die obgedachten Klagereden. »Ich bekenne, sagte die Wahrheit, die Barmherzigkeit hat einen guten Eifer, wäre es nur mit Vorbedacht. Nun aber, wie urtheilt sie, daß der Uebertreter mehr als die Schwester zu schonen sei?« »Aber du, entgegnet die Barmherzigkeit, schonst keinen von Beiden, sondern wüthest mit solchem Unwillen gegen den Uebertreter, daß du auch die Schwester mit verwickelst. Was habe ich übles verdient? Wenn du etwas wider mich hast, sage es mir; wo nicht, was verfolgst du mich?« — Hierauf antwortete die Wahrheit, auch auf den Richter falle die sie treffende Beleidigung zurück, man möge sich wohl hüten, daß nicht das Wort des Vaters hinfällig werde, daß nicht das lebendige und kräftige Wort bei jeder Gelegenheit entleert werde. »Laßt ab, ich bitte, sprach der Friede, laßt ab von solchen Worten: nicht uns ziemt solcher Wortwechsel, für die Tugenden ist unziemlich der Streit.« § 12. Hierauf neigte sich der Richter und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Diese Schrift aber las der Friede selbst vor aller Ohren, denn er saß am nächsten. Die Worte lauteten also: »Die Eine sagt, ich bin verloren, wenn Adam nicht stirbt, und die Andere sagt: ich bin verloren, wenn er nicht Barmherzigkeit erlangt. Es geschehe ein guter Tod und jede von Beiden hat, was sie will.« Alle staunten über das Wort der Weisheit und über die Art des Vergleichs und zugleich des Urtheils. Denn offenbar blieb ihnen kein Anlaß zur Beschwerde, wenn anders geschehen

konnte, was jede wollte, daß er sowohl stürbe als Barmherzigkeit erlangte. Sie sagten: »Wie mag das geschehen? Der Tod ist sehr grausam und bitter, der Tod ist schrecklich und entsetzlich, wenn man auch davon nur hört. Auf welche Weise mag er gut werden können?« Doch jener sprach: »Sehr schlimm ist der Tod der Sünder, aber kostbar kann werden der Tod der Heiligen. Wird er nicht kostbar sein, wenn er die Thür des Lebens, die Pforte der Herrlichkeit ist?« »Ja kostbar, sprachen sie, aber wie mag das geschehen?« »Es kann, sagte er, geschehen, wenn Einer aus Liebe stirbt; allerdings darf er dem Tode nichts schuldig sein. Denn nicht wird der Tod den Unschuldigen behalten können, sondern es wird, wie geschrieben steht, der Kinnbacken Leviathans durchbohrt (Hiob 41, 21), es wird die Wand zerstört und die große Kluft aufgehoben werden, die zwischen dem Tode und dem Leben befestigt ist. Die Liebe ist ja stark wie der Tod (Hohes Lied 8, 6), ja noch stärker als der Tod: wenn der Starke in dessen Palast eintreten wird, wird er ihn binden und sein Geräth rauben, aber auch durch seinen Durchgang wird er die Meerestiefe wegsam machen, daß die Befreiten hindurchgehen.« § 13. Die Rede schien gut, als gewißlich wahr und aller Annahme werth. Aber wo könnte jener Unschuldige gefunden werden, der sterben wollte nicht aus Schuld, sondern aus freiem Willen, nicht aus bösem Verdienst, sondern aus Wohlgefallen? Die Wahrheit durchwandert den Erdkreis, und Niemand ist rein von Befleckung, auch nicht das Kind, dessen Leben einen Tag dauert auf Erden. Aber auch die Barmherzigkeit durchmustert den ganzen Himmel und auch bei den Engeln findet sie, um nicht zu sagen, Schlechtigkeit, doch zu geringe Liebe. Dieser Sieg nämlich gebührte einem Andern, der eine Liebe hätte, wie keiner eine größere, daß er sein Leben ließe für seine unnützen und unwürdigen Knechte. — Es kehren zum festgesetzten Tage die Wahrheit und Barmherzigkeit zurück, sehr ängstlich, ohne gefunden zu haben, was sie suchten. § 14. Da aber redet besonders der Friede ihnen zu und spricht: »Ihr wisset nichts und bedenket nichts! Da ist keiner, der dieses Gute thue, keiner bis auf Einen. Wer den Rath gegeben hat, helfe mit der That.« Der König vernahm, was sie sagten, und sprach: »Es ist mir leid, den Menschen gemacht zu haben, das Leid (die Strafe), sprach er, bindet mich: es liegt mir auf, das Strafleiden zu büßen, Buße zu thun für den Menschen,

den ich geschaffen habe.« Also sprach er: »Siehe, ich komme, denn es kann dieser Becher nicht vorübergehen, ich trinke ihn denn.« Und sofort entbot er den Gabriel und sprach: »Gehe und sage der Tochter Zion, siehe, dein König kommt.« (Sacharj. 9, 9.) Jener eilte und sprach: »Schmücke dein Gemach, Zion, und nimm den König auf.« Ferner gingen dem kommenden König die Wahrheit und Barmherzigkeit voran, wie geschrieben steht: Barmherzigkeit und Wahrheit gehen vor deinem Angesichte her (Ps. 89, 15). Die Gerechtigkeit bereitet den Thron nach dem Spruch: Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung (l. c.). Der Friede kommt mit dem Könige, daß der Prophet wahr befunden werde, der gesagt hat: Friede wird in unsrem Lande sein, wenn er kommt. Daher sang nach der Geburt des Herrn das Chor der Engel: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Aber damals auch haben Gerechtigkeit und Frieden sich geküßt, die bis dahin nicht wenig uneins zu sein schienen."

Auf dem Grunde der Schrift steht Bernhard als Prediger; das biblische Christenthum will er treiben, die Seelen für den Herrn gewinnen und mit ihm vermählen; das Wort Gottes will er erklären. Er findet wie Origenes und andre Väter in der Schrift einen dreifachen Sinn: den buchstäblichen, den moralischen und den mystischen. Dieser dreifache Sinn wohnt nicht einzelnen Stellen und Sprüchen inne, er findet sich allüberall. „Wenn," sagt er in der 1. Hom. über missus est, § 1, „kein Blatt vom Baum ohne Ursache und kein Sperling ohne den himmlischen Vater zur Erde fällt, wie könnte ich glauben, daß aus dem Munde des heiligen Evangelisten ein überflüssiges Wort käme, besonders in der heiligen Geschichte des Wortes. Ich glaube es nicht. Alles ist voll von höheren Geheimnissen und von himmlischer Süßigkeit fließt Alles und Jedes über." „Ich, damit ich die Wahrheit gestehe," sagt er in der 72. Rede zum Hohen Liede § 6, „habe mich schon längst überzeugt, daß in dem Texte der heiligen und kostbaren Rede auch nicht eine kleine Partikel ohne Bedeutung ist." In der 23. Rede zum Hohen Liede legt er ausführlich seine Ansichten über den dreifachen Schriftsinn dar: „Wir wollen untersuchen," heißt es hier § 3, „dieses Dreifache in der heiligen Schrift, den Garten, den Keller, das Schlafgemach. Denn in denselben hält sich auf und verweilt gern die nach Gott dürstende Seele, da sie weiß, daß

sie dort ohne Zweifel den finden wird, nach dem sie dürstet. Es sei daher der Garten die einfache und schlichte Geschichte, es sei der Keller der moralische Sinn, es sei das Schlafgemach das Geheimniß der theoretischen Betrachtung." In dem Garten mit seinen fruchtbaren Bäumen lustwandelt Bernhard nicht gern, er hat für ihn kein Interesse. Es kommt ihm nicht darauf an, den ursprünglichen, genuinen Sinn eines Schriftwortes zu ermitteln. Gaufried spendet ihm das zweideutige Lob (3, 3): „Er gebrauchte die Schrift so frei und bequem, daß er nicht so wohl ihr nachzugehen, als ihr vorzugehen und sie dahin zu führen schien, wohin er wollte, indem er dem Urheber derselben, dem Geist, als Führer folgte." „Es ist nicht sowohl mein Bestreben," sagt er sehr offenherzig in der Rede 16 zum Hohen Liede § 1, „die Worte zu erklären, als vielmehr die Herzen zu tränken." In dem Keller der moralischen Auslegung arbeitet Bernhard auch nicht so gern, er vergleicht gelegentlich dieselbe mit einer Ebene, diese ermüdet das Auge; er begibt sich am allerliebsten in das Schlafgemach, oder, wie er sonst diese mystische Auslegung auch nennt, in den Wald, an den schattigen Ort. Er gesteht das offen ein: „Willst du wissen," fragt er in der 1. Rede auf Mariä Verkündigung § 5, „woher dem Menschen kommt die einwohnende Herrlichkeit? Ich will es kurz sagen, denn zum Mystischen eilt mein Verlangen." Dieser mystische Sinn ist nach der 2. Rede auf den 1. Sonntag nach Epiph. § 1 das Fett und das Mark, nach der Rede in coena Dom. § 1 u. Rede 42 zum Hohen Liede § 2 der Kern der Nuß. Er entwickelt ihn stets mit dem sichtbarsten Behagen und entschuldigt sich vor sich selbst vollkommen, wenn er auch noch so lange Zeit mit ihm zugebracht hat. In der 16. Rede zum Hohen Liede § 1 sagt er: „Sowohl schöpfen, als auch zutrinken muß ich, dieß geschieht nicht dadurch, daß man es geschwind durchläuft, sondern dadurch, daß man es fleißig behandelt und häufig ermahnt. Freilich hat die Besprechung der Geheimnisse auch wider meine eigene Erwartung uns lange festgehalten. Ich glaubte, ich gestehe es, daß dazu eine Rede genüge, und daß wir durch diesen schattigen und dunklen Wald der Allegorieen schnell hindurchgingen und auf die Ebene des moralischen Sinnes gleichsam durch eine Tagereise gelangten; aber es ging ganz anders." Die moralische Auslegung tritt immer hinter die mystische zurück, trotzdem daß diese moralische so dringend nothwendig ist, denn nach der 17. Rede

zum Hohen Lied zum Schluß — „wir sind durch die Schatten der Allegorieen hindurchgegangen, wir sind dazu gekommen, das auf die Sitten sich Beziehende aufzuspüren. Erbaut ist der Glaube, unterwiesen werde das Leben, geübt ist der Verstand, vorgeschrieben werde das Thun“ — kommt es ohne sie zu keinem christlichen Leben bei uns, und so dringend von seinen Zuhörern begehrt wurde, wie wir dieß aus dem Anfange der 80. Rede zum Hohen Lied — „Einige von euch, wie ich erfahren habe, sind nicht ganz damit zufrieden, daß schon mehrere Tage lang, während es uns ergötzte bei dem Staunen und Wundern über die Geheimnisse hängen zu bleiben, die Rede, mit welcher wir dienen, mit keinem oder doch nur mit sehr wenigem Salze von Moralien gewürzt war“ — deutlich ersehen. In jenen dunklen Wald der Allegorieen zog es ihn, er konnte aus seinem Banne sich nicht lösen. Er wußte recht gut, daß es in diesem Walde nicht leicht sei, das Richtige zu treffen und sich zurechtzufinden, er maßt sich deßhalb auch nicht an, überall eine bestimmte Meinung auszusprechen: so sagt er in der 5. Rede über die Worte Jesajas 6, 1, § 7: „Ich sage euch aber doch, was ich fühle, aber ich sage es euch nicht grade behauptend, sondern vermuthend gewisser Maßen und rathend.“ Er tröstet sich aber damit leicht wieder, daß all unsre Erkenntniß schattenhaft ist. „Denn, wie wir sagen,“ heißt es in der 31. Rede über das Hohe Lied § 8, „daß bei den Alten nur Schatten und Bild gewesen sei, uns aber durch die Gnade des im Fleische gegenwärtigen Christus die Wahrheit durch sich selbst entgegenleuchte, so wird nur der, welcher sich nicht bei dem Apostel beruhigt, der da spricht: Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk (1. Cor. 13, 9), und ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen hätte (Phil. 3, 13), leugnen, daß auch wir in Rücksicht auf die zukünftige Welt inzwischen wie im Schatten der Wahrheit leben. Denn wie sollte kein Unterschied stattfinden zwischen dem, der im Glauben wandelt, und dem, der im Schauen? Also der Gerechte lebt aus dem Glauben, die Seligen jubeln in dem Schauen, und deßhalb lebt der heilige Mensch inzwischen im Schatten Christi, der heilige Engel ist verherrlicht in dem Glanze des Angesichtes der Herrlichkeit. — § 9. Und gut ist der Schatten des Glaubens, welcher für das blöde Auge das Licht dämpft und so das Auge für das Licht vorbereitet. Was das auch sein möge, was der Engel schaut, das bewahrt mir der Schatten

des Glaubens, im treuen Schoße niedergelegt, daß es zu seiner Zeit offenbart werde."

Bernhard bewährt sich in diesen Predigten als einen ganz ausgezeichneten Seelsorger und Herzenskenner. So tief wie sein scharfer Blick in das Herz dringt, so heiß schlägt sein Herz voll zartester Liebe jedem seiner Zuhörer entgegen. Er zürnt ihnen nicht, wenn ihr äußeres Gebahren für ihn, den Redner, auch etwas Verletzendes haben mußte, er entschuldigt sie aus freien Stücken. So sagt er in der Rede 36 zum Hohen Liede § 7: „Ich sehe Einige gähnen, Andre schlafen. Und ich wundre mich darüber nicht, denn die Wachen der vorigen Nacht, die ja sehr lange dauerten, entschuldigen sie. Aber was soll ich zu denen sagen, die damals geschlafen haben und jetzt auch schlafen? Aber ich fahre nicht weiter fort, sie zur Schaam zu erwecken: es genügt, es ein Mal berührt zu haben." Er straft die Sünden, welche unter den Mönchen zu herrschen pflegten, mit allem Ernste, aber auch in aller Liebe. Die Bruderliebe sollte unter den Klosterbrüdern walten, aber statt dessen sucht Einer den Andern ohne Gnade und Erbarmen schlecht zu machen. Hiergegen spricht er, diese Untugend vortrefflich nach dem Leben schildernd, in der 24. Rede zum Hohen Lied § 4: „Jeder, der den Andern herabsetzt, zeigt zuerst, daß es ihm selbst an der Liebe gebricht. Sodann, was sucht er anders durch die Herabsetzung des Nächsten als den, welchen er verleumdet, verhaßt und verächtlich zu machen bei denen, bei welchen er ihn herabzieht? So viel an ihm ist, tödtet er vollständig und vertilgt er die Liebe in Allen, nicht allein unter den Gegenwärtigen, sondern auch unter den Abwesenden, zu welchen etwa durch die Anwesenden das schnell fliegende Wort gebracht wird. Du siehst, welche große Menge von Seelen leicht und in kurzer Zeit die schnell laufende Rede durch solche Seuche der Bosheit anstecken kann. — Es gibt mancherlei Arten dieser Pest, indem Einige offen und ohne Scheu, wie es ihnen in den Mund kommt, das Gift der Verläumdung ausspeien: Andere aber durch einen gewissen Schein der Scheu die Bosheit, von der sie schwanger sind und die sie nicht zurückhalten können, zu verhüllen suchen. Man kann wahrnehmen, wie tiefe Seufzer vorausgeschickt werden und wie so mit einer gewissen Würde und Zurückhaltung, mit traurigem Gesicht, mit zusammengezogenen Augenbrauen und mit klagender Stimme die Verläumdung herauskommt, und zwar um so mehr überzeugend,

je mehr die, welche sie hören, glauben, daß sie aus widerstrebendem Herzen und mehr mit dem Gefühle des Mitleids, als in böser Absicht hervorgebracht werde. Es schmerzt mich gewaltig, sagt Einer, weil ich ihn recht lieb habe und ihn nie in diesem Stücke habe bessern können. Und ein Anderer: mir war dieß längst von ihm wohl bekannt, aber durch mich wäre es nicht ruchbar geworden. Aber weil die Sache durch einen Andern bekannt geworden ist, kann ich die Wahrheit nicht leugnen: mit Schmerzen sage ich es: es verhält sich in der That also. Und er fügt hinzu: ein großer Schade! denn sonst ist er in vielen Dingen tüchtig, aber in dieser Sache kann er, um die Wahrheit einzugestehen, durchaus nicht entschuldigt werden." Der Bruder soll von dem Bruder willig Unrecht leiden: er soll mit keinem Worte, mit keiner Miene verrathen, daß ihm eine Unbill widerfahren ist. Es heißt Rede 29 über das Hohe Lied § 5: „Du sollst, wenn du ein Mal ein Unrecht erlitten hast, was ja in diesen Conventen leicht geschehen kann, dich nicht beeilen, sogleich, nach der Weise der Weltmenschen, durch eine Antwort dem Bruder von der Seite her den Schlag zurückzugeben, aber du sollst dich auch nicht unterstehen, unter dem Scheine einer Rüge mit einem scharfen und brennenden Worte die Seele irgendwie zu durchbohren, für welche Christus sich an das Kreuz heften ließ, zu grunzen, als ob du schelten wolltest, zu mucksen mit den Lippen, als ob du murrtest, die Nase zu rümpfen und zu lachen, als ob du ihn verlachtest, die Stirne zu runzeln, als ob du gegen ihn loszögest und ihm drohtest." Die Eitelkeit, der Hochmuth ist leider nicht bei dem Eintritt in das Kloster draußen geblieben: die Brüder haben den alten Menschen, Gott sei es geklagt, mit in's Kloster gebracht, sie rühmen sich in versteckter Weise noch ihres alten Lebens und vergiften das neue geistliche Leben, dem sie sich gewidmet haben, durch Hochmuth. „Wir hören von denen, welche als Mönche eingekleidet sind und Profeß gethan haben," heißt es in Rede 16 zu dem Hohen Liede § 9, „bisweilen, daß Einige ihrer früheren Uebelthaten auf die unverschämteste Weise gedenken und sich berühmen, wie sie z. B. entweder tapfer im ritterlichen Kampfe, oder scharfsinnig in dem Kampfe der Gelehrten gestritten haben. — Das ist das Zeichen einer noch weltlichen Seele und das demüthige Gewand, das von solchen getragen wird, ist nicht das Verdienst einer heiligen Erneuerung, sondern ein Deckmantel des alten Wesens. Einige erwähnen solches wie

mit Schmerz und Reue, aber da sie beabsichtigen Ruhm zu gewinnen, tilgen sie nicht ihre Schandthaten, sondern täuschen nur sich selbst. Denn Gott läßt sich nicht spotten. Sie haben den alten Menschen nicht ausgezogen, sondern überkleiden ihn durch den neuen." „Ich sehe," spricht er in der 4. Hom. über missus est § 10, „was ich mehr bedaure, daß Einige von euch, nachdem sie die Weltpracht verschmäht haben, in der Schule der Demuth vielmehr den Hochmuth erlernen und unter den Flügeln eines sanftmüthigen und demüthigen Lehrers mehr und mehr übermüthig werden und im Kloster sich ausgelassener zeigen, als sie in der Welt gewesen wären. Und was noch verkehrter ist, die Meisten wollen sich in dem Hause Gottes nicht gering achten lassen, welche doch in ihrem Hause nur verachtet sein konnten, nämlich so, daß da, wo Viele den Ehren nachstrebten, sie für sich keinen Platz finden konnten, sie doch hier wenigstens ehrenwerth erschienen, wo die Ehren von Allen verachtet werden. Ich sehe auch Andere, was nicht ohne Schmerz gesehen werden kann, nachdem sie den Dienst Christi angetreten haben, sich wieder in weltliche Geschäfte verwickeln, wieder in weltliche Lüste versinken." Er sah aber auch Andere von der Welt und ihrer Lust sich entfernt halten und durch ihren Eifer in der Weltentsagung in die Stricke des geistlichen Hochmuthes fallen. „Wie oft," sagt er s. 33 zum Hohen Liede § 10, „gab er (der Versucher) ein, die Wachen vorauszunehmen, damit er ihn verspotten könne, wenn er bei den Feiern der Brüder schlafe! Wie oft verleitete er Einen, die Fasten auszudehnen, um ihn durch Körperschwäche zur Verrichtung der Werke, in denen er dem Herrn zu dienen hatte, untüchtig zu machen! Wie oft überredete er, weil er auf die in den Klöstern gut Fortschreitenden neidisch war, in die Einöde sich zu begeben, als ob sie dadurch eine größere Reinheit erhalten könnten, und die Unglücklichen haben endlich erkannt, wie wahr das Wort sei, welches sie umsonst gelesen hatten: wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, so ist kein Anderer da, der ihm aufhelfe." (Prediger 4, 10.) Vornehmlich warnt er die Novizen vor einer übertriebenen Askese. „Euch, die ihr jüngst gekommen seid," sagt er in der 19. Rede zum Hohen Liede § 7, „trifft diese geistliche Rede; jenen euren zu unbesonnenen Eifer, welchen wir zu ersticken häufig versucht haben, ja eure durchaus zu hartnäckige Unmäßigkeit straft sie. Ihr wollt mit dem gewöhnlichen Leben nicht zufrieden

sein. Das regelmäßige Fasten, die gewöhnlichen Wachen, die aufgelegte Zucht, das Maß, das wir euch bestimmen in Kleidung und Nahrung, genügt euch nicht: ihr zieht das Besondere dem Gemeinsamen vor. Die ihr uns ein Mal die Sorge für euch habt anvertraut, warum mischt ihr euch selbst wieder in eure Angelegenheiten? Jenen euren Eigenwillen, durch den ihr Gott so oft, wie euer Gewissen euch bezeugt, beleidigt habt, seht, den macht ihr jetzt von Neuem zu eurem Führer, und nicht mich! Jener lehrt euch, eurer Natur nicht zu schonen, der Vernunft nicht zu gehorchen, dem Rath oder dem Beispiel der Aelteren nicht zu folgen. Wisset ihr nicht, daß Gehorsam besser ist, denn Opfer? Habt ihr nicht in eurer Regel gelesen, daß Alles, was ohne den Willen und die Zustimmung des geistlichen Vaters geschieht, als eitler Ruhm und nicht als Verdienst geachtet werden soll? Habt ihr in eurem Evangelium nicht gelesen, welches Vorbild des Gehorsams der Jesusknabe den heiligen Knaben gegeben hat? Denn als er in Jerusalem zurückgeblieben war und gesagt hatte, daß er in dem, was seines Vaters sei, bleiben müsse, und seine Eltern sich nicht beruhigten, verschmähte er es nicht, ihnen nach Nazareth zu folgen, der Meister den Schülern, Gott den Menschen, das Wort und die Weisheit dem Zimmermann und dem Weibe. Was fügt die heilige Geschichte noch hinzu? Und er war, sagt sie (Luc. 2, 51), ihnen unterthan. Wie seid ihr doch in euren Augen so weise! Gott vertraut und unterstellt sich Sterblichen, und ihr wandelt noch auf euren Wegen? Einen guten Geist habt ihr empfangen, aber ihr wendet ihn nicht gut an! Ich fürchte, daß ihr an seiner Statt einen andern empfangt, welcher unter dem Scheine des Guten euch zu Fall bringt: im Geiste habt ihr angefangen, wollt ihr im Fleische endigen? (Gal. 3, 3.) Oder wisset ihr nicht, daß sich ein Engel des Satans vielfach in einen Engel des Lichtes verstellet? (2. Cor. 11, 14.) Gott ist die Weisheit, und er will nicht bloß süß, sondern auch weise geliebt werden." Von dem Wechsel der religiösen Gemüthsstimmungen redet Bernhard oft: er tröstet die Bekümmerten mit dem Bekenntniß, daß er auch solche Zeiten der Dürre und des Verschmachtens kennt aus eigener Erfahrung. In der 14. Rede über das Hohe Lied § 8 sagt er: „Häufig war ich, ich schäme mich nicht, es zu gestehen, und zwar zumeist in dem Anfange meiner Bekehrung, harten und kalten Herzens, und ich suchte ihn, den meine Seele lieben wollte,

denn sie konnte ihn noch nicht lieben, den sie noch nicht gefunden hatte, oder sie liebte ihn doch weniger, als sie wollte, und deßhalb suchte sie ihn, daß sie ihn mehr liebe, den sie gar nicht gesucht hätte, wenn sie ihn nicht schon einiger Maßen geliebt hätte. Als ich ihn also suchte, in dem mein Geist wieder warm werden und ruhen könnte, der so stumpf und schlaff war, und von keiner Seite her zu Hülfe kam, durch welchen der starre Frost, welcher die inneren Sinne zusammenschnürte, gelöst und jene frühlingsmäßige Süße und jene geistliche Lieblichkeit wiedergebracht würde, da erschlaffte und langweilte sich und schlief meine Seele mehr und mehr, vor Ekel traurig und fast verzweifelnd, und murmelte in sich: wer kann bleiben vor seinem Froste (Ps. 147, 17)? Und plötzlich zufällig bei der Ansprache oder auch nur bei dem Anblicke irgend eines geistlichen und vollkommenen Mannes, bisweilen auch bei der bloßen Erinnerung an den Gestorbenen oder Abwesenden, wehte der Geist und die Wasser flossen und jene Thränen waren mein Brod Tag und Nacht." Solche Gnadenzeiten folgen nach Gottes Rath auf solche Hungertage, aber der Mensch kann seiner Seits auch etwas thun, daß der Mandelbaum wieder blühet. „Fühlen und erfahren wir," sagt Bernhard in der Rede 32 zum Hohen Liede § 3, „das nicht oft bei dem Gebet, wir, die wir noch täglich durch unsre gegenwärtigen Uebertretungen versucht und durch die vergangenen gebissen werden? Von welch großer Trauer hast du mich so oft durch deine Ankunft befreit, guter Jesus! Wie oft nach ängstlichem Weinen, nach unaussprechlichem Seufzen und Schluchzen hast du mein wundes Gewissen gesalbt mit der Salbe deiner Erbarmung und mit dem Oel der Freude übergossen! Wie oft hat das Gebet mich, wenn ich fast verzweifelnd zu ihm meine Zuflucht nahm, mit Freude erfüllt und der Vergebung versichert! Welche Aehnliches erfahren, siehe, die sollen wissen, daß der Herr Jesus wahrhaftig ein Arzt ist, welcher die zerbrochenen Herzen heilet und ihre Wunden verbindet." Keine Menschenseele überlasse sich dem Kleinmuthe: sie fasse sich ein Herz zu dem treuen Herrn! „Freuet euch," heißt es 10. Rede zu dem Hohen Liede § 6, „die ihr Buße thut; werdet stark, ihr Kleinmüthigen! Euch sage ich es, welche, nachdem ihr vor Kurzem von der Welt bekehrt und von euren schlechten Wegen abgetreten seid, bald die Bitterkeit und die Betrübniß der Buße thuenden Seele ergriffen habt und welche der zu große Schmerz wie von noch

frischen Wunden quält und beunruhigt. Eure sicheren Hände mögen aus der Bitterkeit der Myrrhe diese heilsame Salbe herausdrücken, denn Gott wird ein geängstetes und zerschlagenes Herz nicht verachten." (Ps. 51, 19.) Von Gott mache sich keiner ein falsches Bild: er ist gnädig und barmherzig! In der 38. Rede zum Hohen Liede § 2 lesen wir: „Ich sage, daß Alle, welche sich zu Gott nicht bekehren wollen, Gott nicht kennen. Denn ohne Zweifel wollen sie es um deßwillen nicht thun, weil sie ihn, der fromm ist, als schwer und streng sich einbilden, ihn, der barmherzig ist, als hart und unversöhnlich, ihn, der liebenswerth ist, als wild und schrecklich, und die Ungerechtigkeit lügt sich es vor, indem sie sich ein Götzenbild dichtet für ihn, welches er nicht ist. Was fürchtet ihr, ihr Kleingläubigen, daß er die Sünden nicht vergeben wolle? Aber er selbst hat sie an's Kreuz geheftet! Daß ihr zart und schwach seid? Aber er kennt uns, sein Geschöpf! Daß ihr schlecht gewöhnt und durch die Gewöhnung an die Sünde gefesselt seid? Aber der Herr löst die Gefangenen! (Ps. 146, 7.) Daß er, über die Größe und Menge eurer Sünden erzürnt, euch die Hand seines Beistandes zu reichen sich besinnt? Aber wo die Sünde mächtig geworden ist, da pflegt die Gnade auch überschwänglicher zu sein!" Der Mensch soll nicht allzu sehr über seine Sünde grübeln und brüten. „Ich rathe euch, meinen Freunden," heißt es Rede 11, § 2, „bisweilen von der beschwerlichen und ängstlichen Erinnerung an eure Wege den Fuß zurückzuziehen und hinauszugehen auf die glatteren Straßen des erfreulichen Gedenkens der Wohlthaten Gottes, damit ihr, wenn ihr, auf euch selbst hinblickend, euch niedergeschlagen fühlt, in seinem Anschauen aufathmet. Ich wünsche, daß ihr erfahret, was der heilige Prophet empfiehlt in dem Worte: Habe deine Lust am Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet (Ps. 37, 4). Der Schmerz über die Sünden ist allerdings nothwendig; aber er darf nicht immerwährend sein. Er werde durch die erfreulichere Erinnerung an Gottes Gütigkeit unterbrochen, damit nicht etwa das Herz vor Traurigkeit verhärtet werde und vor Verzweiflung umkomme." Zu dem Herrn muß man aufschauen, von ihm kommt Trost und Heil. „Nicht bloß Licht ist der Name Jesus," heißt es Rede 15, § 6 über das Hohe Lied, „sondern auch Speise. Oder wirst du nicht so oft stark, als du sein gedenkst? Was macht in gleicher Weise den Geist des Denkenden reich? Was stellt so die

angestrengten Sinne wieder her: was stärkt die Tugenden, was belebt die guten und ehrbaren Sitten und hegt die keuschen Neigungen? Trocken ist der Seele jede Speise, wenn sie nicht mit diesem Oele übergossen ist. Sie ist schmacklos, wenn sie nicht mit diesem Salze gewürzt ist. Schreibst du etwas, es schmeckt mir nicht, wenn ich nicht Jesus darin lese. Wenn du disputirst oder dich unterhältst, es schmeckt mir nicht, wenn nicht Jesus darin tönt. Jesus ist Honig im Munde, im Ohre Wohlklang, im Herzen Jubel. Aber er ist auch eine Arznei. Ist Einer von euch traurig? Es komme Jesus in das Herz und aus ihm springe er in den Mund, und siehe, wenn das Licht seines Namens aufgeht, so fliehet alles Gewölk und es wird wieder heiterer Himmel. Es stürzt Einer in eine Sünde und fällt dazu durch Verzweiflung in den Strick des Todes; wird er nicht, sobald er den Namen des Lebens anruft, sogleich zum Leben wieder aufathmen? Bei wem ist ein Mal vor dem Antlitze des heilsamen Namens die Härtigkeit des Herzens, was ja vorkommt, die Starrheit der Trägheit, der Groll des Geistes, die Erschlaffung der Unlust stehen geblieben? Bei wem brach der vielleicht vertrocknete Strom der Thränen, da er den Namen Jesu anrief, nicht sogleich reichlicher hervor und floß süßer? Wem, wenn er in Gefahren zitterte und zagte, gab nicht der Name der Kraft, sobald er ihn anrief, Zuversicht und verscheuchte die Furcht? Wem, frage ich, der in zweifelhafter Lage wankte und schwankte, strahlte nicht plötzlich bei dem Anrufen des herrlichen Namens Gewißheit entgegen? Wem, der unter Widerwärtigkeiten mißtraute und schon abfiel, fehlte, sobald als der Name der Hülfe ertönte, die Tapferkeit? Das sind Krankheiten und Schwachheiten der Seele, und das ist die Arznei. Endlich kann man auch erproben: rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen (Ps. 50, 15). Nichts hält so die Aufwallung des Zornes zurück, legt so die Aufgeblasenheit des Hochmuths nieder, heilt so die Wunde der Scheelsucht, dämmt so den Fluß der Verschwendung, löscht so die Flamme der Begierde aus, mäßigt so den Durst der Habsucht und vertreibt so das Jucken alles Schändlichen. Denn wenn ich Jesus nenne, so stelle ich mir einen sanftmüthigen und von Herzen demüthigen, nüchternen, keuschen, barmherzigen und endlich durch jede Ehrbarkeit und Heiligkeit ausgezeichneten Menschen vor, welcher zugleich der allmächtige Gott ist, der mich sowohl durch

sein Beispiel heilen als auch durch seinen Beistand kräftigen soll. Alles ertönt mir zugleich, wenn Jesus in mich hineintönt. So nehme ich mir Beispiele von ihm als einem Menschen und Hülfe von dem Mächtigen, jene gleichsam als Färbestoffe, diese, wodurch ich jene verschärfen kann, und bereite mir eine Arznei, wie kein Arzt eine ähnliche zu Stande bringen kann." „Wie schön," heißt es in der 25. Rede zum Hohen Liede § 9, „erscheinst du mir auch in meiner Gestalt, Herr Jesu, nicht allein wegen der göttlichen Wunder, in denen du strahlest, sondern auch wegen der Wahrheit, der Sanftmuth und der Gerechtigkeit. Selig, wer dich, wie du so als Mensch unter den Menschen wandelst, genau beobachtet und nach Kräften als Nachahmer sich dir anschließt!" Jesus, des Menschen Sohn, das betont Bernhard gern, übt auf die Menschenkinder eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus: seine Menschwerdung, seine menschliche Natur bringt ihn uns so nahe und führt uns auf einen höheren Standpunkt der Erkenntniß und der Liebe. In der 20. Rede zum Hohen Liede § 6 lesen wir: „Bemerke, daß die Liebe des Herzens gewisser Maßen fleischlich ist, weil sie mehr gegen das Fleisch Christi hin, und was Christus im Fleische vollbracht oder geboten hat, das menschliche Herz in Bewegung bringt. Von dieser Liebe erfüllt, wird er leicht zu der ganzen (vollen) durch die Rede von dieser getrieben. Nichts hört er lieber, nichts liest er eifriger, nichts vergegenwärtigt er sich häufiger, nichts betrachtet er süßer. So macht er die Vollopfer seiner Gebete fett wie mit dem Fette eines gemästeten Kalbes. Es steht vor dem Betenden das heilige Bild des Menschen Gottes, entweder des geboren werdenden, oder des saugenden, oder des lehrenden, oder des sterbenden, oder des auferstehenden, oder des auffahrenden, und was dergleichen ihm entgegentritt, das muß entweder den Geist zur Liebe der Tugenden hinziehen oder die Sünden des Fleisches vertreiben, die Lockungen verjagen und die Begierden stillen. Ich glaube, daß der vornehmste Grund für den unsichtbaren Gott war, daß er im Fleische erscheinen und mit den Menschen als Mensch wandeln wollte, daß er nämlich zuerst alle Neigungen der fleischlichen Menschen, welche nur fleischlich lieben konnten, zur heilsamen Liebe seines Fleisches zurückzöge und so Schritt für Schritt zu einer geistigen Liebe führte. Standen endlich nicht noch diejenigen auf dieser Stufe, welche sprachen: siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt?

(Matth. 19, 27.) Gewiß nur aus Liebe zu seiner leiblichen Gegenwart hatten sie Alles verlassen, so daß sie nicht ein Mal das Wort von seinem bevorstehenden, heilbringenden Leiden und Sterben ruhig zu hören, ja auch die Herrlichkeit des hernach Auffahrenden nur mit schwerem Schmerze anzuschauen vermochten."

Es könnte hiernach scheinen, als ob Bernhard den Herrn mehr als unser Vorbild und nicht als unsre Gerechtigkeit und die Liebe zu ihm und nicht den Glauben an ihn als die Bedingung des Heiles ansähe: dieß ist aber nicht der Fall. Wir begegnen bei ihm hin und wieder sehr tiefen Worten über die Glaubensgerechtigkeit, welche ihm bei Flacius schon einen Platz unter den Zeugen der evangelischen Wahrheit verschafft haben: wir müssen freilich gestehen, daß sich neben diesen Worten wieder andere finden, welche den guten Werken einen seligmachenden Werth zuerkennen. In der 23. Rede zu dem Hohen Liede § 15 ruft er jubelnd aus: „O der allein wahrhaft Selige, dem der Herr seine Sünden nicht zurechnet! Denn es ist keiner da, der nicht Sünde habe. Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? (Röm. 8, 33.) Es ist mir zu aller Gerechtigkeit genug, einen gnädigen Gott zu haben, an dem allein ich gesündigt habe. Alles, was er mir nicht anzurechnen beschlossen hat, ist so, als wenn es nie gewesen wäre. Nicht zu sündigen, ist Gottes Gerechtigkeit: die Gerechtigkeit des Menschen — Gottes Vergebung. Ich sah dieß, ich erkannte die Wahrheit jenes Spruches: wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, weil die Geburt aus Gott ihn rettet. (1. Joh. 3, 9.) Diese himmlische Geburt ist die ewige Prädestination, vermöge welcher Gott seine Auserwählten geliebt und dieselben sich angenehm gemacht hat in seinem geliebten Sohne vor Grundlegung der Welt, sie erscheinen ihm so in dem Heiligen, daß sie sehen sollen seine Kraft und seine Herrlichkeit, damit sie Genossen seines Erbtheils sein sollen, dessen Bilde sie ja auch gleichförmig sein sollen. Ich bemerkte also, daß diese waren, als wenn sie nie gesündigt hätten, weil, wenn sie auch in der Zeit irgendwie gesündigt haben, es doch in der Ewigkeit nicht hervortritt, weil die Liebe des Vaters die Menge ihrer Sünden bedeckt. Und selig habe ich sie genannt, denen die Uebertretungen vergeben sind, denen die Sünde bedeckt ist. (Ps. 32, 1.). Da ist mir auch über mich eine solche Zuversicht auf ein Mal gekommen und eine solche Freude eingegossen worden, als an dem Orte des Schreckens, d. i. an dem Orte des

zweiten Gesichtes, eine so große Furcht nicht vorausgegangen war, daß ich mich dünkte Einer von jenen Seligen zu sein. O wenn es Stand gehalten hätte! Wiederum, wiederum, Herr, besuche mich mit deinem Heile, daß ich schaue das Heil deiner Erwählten und mich erfreue der Freude deines Volkes!" Aehnlich spricht er in der 22. Rede zum Hohen Liede § 8: „Es verbreitet sich von deiner Gerechtigkeit überall ein solcher Wohlgeruch, daß du nicht bloß der Gerechte, sondern auch die Gerechtigkeit genannt wirst und zwar die gerecht machende Gerechtigkeit. So mächtig bist du endlich zur Rechtfertigung, als du reich bist an Vergebung! Daher, wer wegen seiner Sünden zerknirscht, nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, der glaube an dich, der du den Gottlosen gerecht machst und, gerechtfertigt durch den Glauben allein, wird er Frieden mit Gott haben." Seines Heiles darf der Mensch gewiß sein: schön sagt Bernhard in der Predigt über die sieben Barmherzigkeiten § 6: „Dreierlei betrachte ich, worauf meine ganze Hoffnung beruht: die Liebe der Annahme in die Kindschaft, die Wahrheit der Verheißung und die Kraft der Darreichung. Es mag, so viel als es will, mein thörichtes Denken murmeln und sagen: wer bist du denn, oder wie groß ist jene Herrlichkeit, durch welche Verdienste hoffst du sie zu erlangen? Zuversichtlich werde ich antworten: ich weiß, wem ich geglaubt habe, und bin gewiß, daß er mich mit außerordentlicher Liebe angenommen hat, weil er wahr ist in seinem Versprechen, weil er mächtig ist in seinem Halten: er kann machen, was er will. Das ist die dreifache Schnur, welche nicht leicht reißt; diese, welche von unsrem Vaterlande bis in diesen Kerker hinabgelassen ist, lasset uns, ich beschwöre euch, fest halten, daß er uns aufhebe, daß er uns ziehe und hinziehe bis zu dem Anschauen der Herrlichkeit des großen Gottes, welcher gelobt ist in Ewigkeit."

Will der Mensch zum Heile gelangen, so muß es sein erstes Bestreben sein, sich selbst wahrhaft zu erkennen. Selbsterkenntniß ist das Fundament des Hauses, das auf den Felsen gebaut wird. Wir hören in der 36. Rede zum Hohen Liede § 5: „Ich will, daß die Seele zu allererst sich selbst erkenne, denn das fordert sowohl die Rücksicht auf den Nutzen als auch die Rücksicht auf die Ordnung. Die Ordnung, denn, was wir selbst sind, ist uns das Nächste: der Nutzen, denn ein solches Wissen bläht nicht auf, sondern demüthigt und ist eine gewisse Vorbereitung zur Erbauung. Denn das geist-

liche Gebäude kann, wenn es nicht auf dem festen Grunde der Demuth ruht, durchaus nicht bestehen. Dann aber kann die Seele nichts finden, was zu ihrer Demüthigung wirksamer und geeigneter ist, als wenn sie in Wahrheit sich selbst erkennt: sie möge sich nur nicht selbst vorstellen, es sei in ihrem Geiste kein Betrug, sie trete selbst vor ihr eigenes Angesicht und suche sich nicht von sich selbst abzuwenden. Wird sie nicht, wenn sie sich so beschaut in dem hellen Lichte der Wahrheit, sich in Widerspruch mit sich selbst finden, und wird sie nicht, in ihrem Elend aufseufzend, da sie es sich nicht verbergen kann, daß sie in Wahrheit elend ist, mit dem Propheten zu dem Herrn rufen: durch deine Wahrheit hast du mich gedemüthigt! (Ps. 119, 75.) — Und wenn sie zu dem Herrn sich hinwendet, wird sie Trost empfangen, weil er der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes ist. — § 6. In solcher Erfahrung und in solcher Ordnung wird Gott heilsam erkannt, wenn der Mensch sich erst in seiner Noth erkennt und zu dem Herrn schreit und dieser ihn erhört und spricht: so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. (Ps. 50, 15.) Und auf diese Weise wird die Selbsterkenntniß eine Stufe zur Gotteserkenntniß sein und aus seinem Bilde, welches in dir erneuert ist, wird er selbst geschaut, indem du dadurch, daß du mit aufgedecktem Angesichte die Herrlichkeit des Herrn mit Zuversicht schaust, in dasselbe Bild verwandelt wirst von einer Klarheit zur andern Klarheit wie von dem Geiste des Herrn." Dieses neue Leben, welches in dem Herrn sein glänzendes Vorbild hat, was Bernhard bei jeder Gelegenheit hervorhebt, steht in der Liebe zu Gott und den Brüdern. „Denn," heißt es in der 18. Rede § 6 zum Hohen Liede, „die Erfüllung des Gesetzes und des Herzens ist die Liebe, wenn sie anders völlig ist. Gott endlich ist die Liebe und es ist nichts in der ganzen Welt, welches die nach dem Bilde Gottes geschaffene Creatur ausfüllen könnte, als die Liebe, welche Gott selbst ist, welcher allein größer ist als sie. Wer diese noch nicht erlangt hat, der schreitet unter den höchsten Gefahren vorwärts, wenn er auch durch noch so große andere Tugenden sich auszuzeichnen scheint." Doch dieses Leben in werkthätiger Liebe ist noch nicht die Spitze des geistlichen Lebens. Die Seele feiert ihre seligsten und besten Stunden nicht in diesem Vorhofe des Hauses Gottes, da sie wie Martha geschäftig ist, sondern drinnen im Hause, in dem trauten, stillen Gemach, da sie wie Maria zu des Herrn Füßen sitzt, ja da sie wie

die Braut des Hohen Liedes in den Armen ihres himmlischen Bräutigams liegt und ruht. „Wenn es jemand durch Beten erlangt," sagt Bernhard in der 49. Rede zum Hohen Liede § 4, „im Geist entrückt zu werden in jenes göttliche Geheimniß, von welchem er bald wieder zurückkehrt, von der göttlichen Liebe auf das Heftigste brennend und siedend vor Eifer der Gerechtigkeit und über die Maßen glühend in allen geistlichen Beschäftigungen und Pflichten, so daß er sprechen kann: mein Herz ist entbrannt in meinem Leibe, und bei meinem Meditiren entzündet sich das Feuer (Ps. 39, 4): dieser, sagt man gar nicht mit Unrecht, sei in den Weinkeller hineingegangen, wenn er aus dem Ueberschwange der Liebe anfängt den seligen und heilsamen Rausch der Weinfreude auszuspeien. Denn da es zwei Entrückungen gibt der seligen Betrachtung, die eine in der Erkenntniß und die andre in dem Gefühle, die eine im Lichte und die andre in der Gluth, die eine in der Anschauung und die andre in der Andacht, so wird das fromme Gefühl und das von Liebe glühende Herz und die Eingießung der heiligen Andacht und auch der mit gewaltigem Eifer erfüllte Geist einzig und allein aus dem Weinkeller herausgebracht, und wem es geschenkt wird, mit der Fülle dieser Gabe von seinem Gebete aufzustehen, der kann in Wahrheit reden: der König führte mich in den Weinkeller" (Hoh. L. 2, 4). Die Seele ist in dieser Entrückung und Entzückung wie im Schlafe und Traume: „Es ist aber," heißt es in der 52. Rede zum Hohen Liede § 3, „dieser Schlaf der Braut nicht ein noch so sanftes Schlafen des Leibes, welches die Sinne des Fleisches auf eine Zeit lang einschläfert; oder jenes schreckliche, welches das Leben vollständig zu vernichten gewohnt ist. Noch viel mehr aber ist er von jenem unterschieden, in welchem der liegt, welcher nämlich in der Sünde, die zum Tode gereicht, unwiderruflich verharrt. Vielmehr erleuchtet ein solcher lebenskräftiger und wacher Schlaf den inneren Sinn und schenkt, nachdem er den Tod verjagt hat, das ewige Leben. Denn das ist in Wahrheit ein Schlaf, welcher den Sinn nicht einschläfert, sondern nur entführt." In diesem Schlafe der Seele, in dieser Contemplation schaut der Entzückte die Wahrheit, aber sie zeigt sich ihm nicht mit enthülltem Angesicht, sondern nur im Bilde. „Sogleich," heißt es in der 41. Rede zum Hohen Liede § 3, „ich weiß nicht, woher, sind da gewisse den niederen Dingen ähnliche Bilder, den von Gott eingegebenen Gedanken entsprechend angepasst, durch welche jener ganz

reine und ganz glänzende Strahl der Wahrheit gewisser Maßen überschattet und der Seele selbst erträglicher und denen, welchen man ihn mittheilen will, faßlicher wird." Diese Entzückung kommt nicht so zu Stande, daß sich der Mensch zu Gott erhebt, sondern so, daß der Herr sich zu dem Menschen herabläßt, daß der Bräutigam die Menschenseele an die Hand nimmt und in das Schlafgemach hineingeleitet. „Die Contemplation kommt durch Herablassung des Wortes Gottes zu der menschlichen Natur aus Gnaden zu Stande," heißt es in der 87. Rede § 3 de diversis, „und durch Erhebung der menschlichen Natur zu dem Worte selbst durch die göttliche Liebe." Bernhard beschreibt diese Heimsuchung der Braut durch den himmlischen Bräutigam also in der 74. Rede zu dem Hohen Liede § 5: „Ich gestehe, daß auch zu mir das Wort gekommen ist, ich rede Thorheit, und zwar mehrmals. Und da es öfters bei mir eintrat, so empfand ich öfters nicht, wann es eintrat. Daß es da war, fühlte ich, daß es da gewesen, erinnerte ich mich, bisweilen konnte ich auch seinen Eintritt vorher empfinden, wahrnehmen aber konnte ich ihn niemals und auch nicht ein Mal seinen Weggang. Woher es in meine Seele kam und wohin es ging, indem es sie wieder verließ, ja auch auf welche Weise es gekommen und gegangen sei, das gestehe ich auch jetzt noch nicht zu wissen, wie denn geschrieben steht: du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt (Joh. 3, 8). Und das ist nicht zu verwundern, denn es ist, von dem geschrieben ist: man spürte doch deinen Fuß nicht (Ps. 77, 20). Durch die Augen ging es nicht ein, denn es ist farblos; auch nicht durch das Ohr, denn es tönt nicht; nicht durch die Nase, denn es vermischt sich nicht mit der Luft, sondern mit dem Geiste, auch hat es mit der Luft nichts zu schaffen, denn es hat die Luft geschaffen; auch nicht durch die Kehle, denn es wird nicht gekaut, sondern geschöpft; auch habe ich es nicht durch das Gefühl wahrgenommen, denn es ist nicht betastbar. Wie ging es also ein? Oder ging es nicht ein, da es nicht von außen kam? Denn es ist nicht irgend etwas von dem, was außen ist. Aber es kam auch nicht aus mir heraus, weil es gut ist, und ich weiß, daß an mir nichts gutes ist. Ich stieg zu meinem Höheren auf und siehe, über dieses ragt das Wort hinaus. Ich stieg als sorgfältiger Forscher hinab in mein Unteres und noch viel weniger ward es da unten gefunden. Wenn ich hinaus sah, so merkte ich, daß es außer allem meinem Aeußeren sei, und wenn

ich hinein sah, so war es noch mehr innen. Und ich erfuhr, daß wahr sei, was ich gelesen hatte, denn in ihm leben, weben und sind wir (Apostelg. 17, 28); aber selig ist jener, in dem es selbst ist, der ihm lebt, der von ihm bewegt wird. § 6. Du frägst nun, da so seine Wege ganz unerforschlich sind, woher ich weiß, daß es da gewesen. Es ist lebendig und wirksam, und sobald es eingeht, weckt es meine schlafende Seele; es bewegt, es erweicht und verwundet mein Herz, weil es hart und steinern und gar nicht gesund war. Es fing auch an auszureißen und zu zerstören, zu bauen und zu pflanzen, das Dürre zu begießen, das Dunkle zu erleuchten, das Verschlossene zu entriegeln, das Kalte zu entzünden, das Krumme gerade zu machen, das Rauhe in ebene Wege zu verwandeln, so daß meine Seele den Herrn segnete und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. So hat das bei mir mehrmals eintretende Wort, der Bräutigam, nie durch irgend welche Anzeichen seinen Eintritt kund gegeben, weder durch seine Stimme, noch durch seine Gestalt, noch durch seinen Eingang. Es gab sich mir endlich durch seine Bewegungen nicht zu erkennen, ich merkte es nicht durch meine Sinne, daß es in mein Inneres eingekehrt sei: nur aus der Bewegung des Herzens, wie ich schon gesagt habe, erkannte ich seine Gegenwart, und aus der Flucht der Laster und aus der Unterdrückung der fleischlichen Lüste erfuhr ich die Kraft seines Vermögens." „Dieß ist," so wollen wir mit einem Worte aus dieser Predigt § 7 schließen, „meine Erfahrung von dem Worte: was nimmt es euch da Wunder, wenn auch ich mir das Wort der Braut aneigne, indem ich es zurückrufe, wenn es sich entfernt hat, der ich, wenn auch nicht von gleicher, so doch von ähnlicher Sehnsucht zum Theil getrieben werde? Es wird mir, so lange als ich lebe, für die Zurückrufung des Wortes vertraut sein das Wort der Zurückrufung, welches lautet: kehre wieder! Und so oft es entschwebt, so oft wird es von mir wieder geholt werden, und ich werde nicht ruhen zu rufen gleichsam hinter dem Rücken des Weggehenden mit brennender Herzensbegierde, daß es wieder komme und mir die Freude seines Heiles schenke und mir sich selbst zurückgebe!"

Berthold von Regensburg.

Enger ziehen sich unsre Kreise. Wir verlassen das Gebiet der Predigt in griechischer und lateinischer, überhaupt in fremder Zunge, welches Karl der Große in seinem Einführungsschreiben des von Paulus Diaconus angefertigten Homiliars schon mit einem blumenreichen Gefilde nicht mit Unrecht verglichen hat, und treten herüber auf das so fleißig angebaute Feld der deutschen Predigt. Es hat lange Zeit gedauert, bis daß die Predigt in deutscher Sprache Wurzel schlug und köstliche Frucht brachte: sie entwickelte sich nur äußerst langsam, dann stand sie aber auch auf einen Schlag in überraschend schönster Blüthe. Wir wissen, daß jene Gottesmänner, welche das Evangelium unsren Vorfahren brachten oder das schon gebrachte an's Herz legen wollten, wie Gallus, Pirminius, Bonifacius, in der deutschen Sprache predigten: aber in den gestifteten Gemeinden verstummte alsbald wieder die deutsche Predigt. Theils hatten die Priester an der Predigt kein Wohlgefallen und sagten, der Bischof allein dürfe eine Predigt halten, theils fehlte es ihnen an der nöthigen wissenschaftlichen Ausbildung und der erforderlichen Kenntniß der Volkssprache, theils meinten sie, den Einflüsterungen von Rom her Gehör schenkend, nur e i n e Sprache, die lateinische, gezieme sich für den Gottesdienst. Karl der Große that Alles, um die Predigt in der Landessprache in Schwung zu bringen: er veranlaßte die erwähnte Predigtsammlung, er ordnete die Verlesung dieser Homilien in allen Gotteshäusern an, er gebot endlich, daß sie so vorgelesen werden sollten, daß das Volk sie verstehe, d. h. wie die Reimser Kirchenversammlung 813 es aussprach, in der Sprache des Volkes. Allein seine Anstrengungen blieben ohne andauernden

Erfolg. Nur höchst selten trat unter den karolingischen Königen in Deutschland ein Prediger in deutscher Zunge auf: und wenn einer auftrat, so bot er meistens nichts andres als eine Uebersetzung einer kirchenväterlichen Predigt. Eine Wendung zum Besseren bahnte sich dadurch an, daß in Klöstern, wie z. B. in St. Gallen, in deutscher Sprache über Tische und in dem Gottesdienste Predigten vorgetragen wurden, wie wir aus Notker's Psalmen ersehen, und daß das Volk zu den Kreuzzügen entflammt werden sollte. Da genügten die bloßen Ermahnungen zur Beichte und der Vortrag der Katechismusstücke, das Einzige, was Jahrhunderte lang die Predigt ersetzt hatte, nicht mehr: es ward die so lang abhanden gekommene Predigt wieder hervorgeholt. Wir besitzen aus dem 12. Jahrhundert eine gar nicht unbedeutende Menge von Predigten in deutscher Zunge: allein diese ältesten deutschen Predigten sind im Ganzen sehr wenig original, sie schließen sich nach Form und Inhalt den kirchenväterlichen Predigten, welche sie sehr stark benutzen, meist sclavisch an. Gregor der Große und Beda der Ehrwürdige sind ihre Muster und Fundgruben. Die große Noth der Zeit half der Predigt auf ihre eigenen Füße und brachte sie zu Ehren. Der Verfall des christlichen Lebens, das damit so eng in Zusammenhang stehende Aufkommen und Umsichgreifen von allerlei Ketzereien forderte eine kräftige Einwirkung auf das Volk. Die Priester in den meist sehr umfangreichen Parochien hatten dazu nicht die nöthige Zeit und noch viel weniger das nöthige Geschick: neue Orden entstanden, der Orden der Franziskaner und Dominikaner, um sich der Predigt anzunehmen. Die Dominikaner, welche sich meistens aus den höheren Kreisen der Gesellschaft rekrutirten, gaben sich anfangs nicht so sehr dem Volke als Prediger hin, sie liebten es mehr als Ketzerrichter im Lande ihr Wesen zu treiben: die Franziskaner, welche es mit dem Gelübde der Armuth strenger nahmen, das tägliche Brod sich wirklich von den Leuten erbettelten, und dadurch mit dem Volke fortwährend in dem lebendigsten Verkehre standen, ließen sich die Bedienung des Volkes mit der Predigt vor Allem angelegen sein. Sie hatten von dem Papste die Erlaubniß erhalten, auch außerhalb der Kirchen, unter freiem Himmel an allen Orten zu predigen: sie machten davon reichlichen Gebrauch und ihre Predigt in dem Tempel der Schöpfung brachte die Predigt in dem Hause Gottes wieder auf die Kanzel. Die Predigt kam wieder zur Geltung: und zwar jetzt in eigenthümlicher Gestalt, in solcher

urkräftigen Weise, daß sie nie wieder untergehen konnte. Zu den ersten Minoritenklöstern in Deutschland gehört das 1221 — also schon zwei Jahre vor der feierlichen Anerkennung des Ordens durch den Papst Honorius III. — gestiftete Kloster zu Regensburg: aus dieser Stadt sollte der erste Franziskaner-Prediger in Deutschland, der alle seine gleichaltrigen und nachkommenden Brüder wie „Herr Saul“, um mich seiner Sprechweise zu bedienen, um eines Hauptes Länge wenigstens überragte, hervorgehen — der Bruder Berthold von Regensburg.

Die Nachrichten über das Leben dieses Mannes fließen außerordentlich spärlich. J. Grimm hat in seiner berühmten Recension von Kling's Bruder Berthold (Kleinere Schriften 4, 296 ff.) den Anfang gemacht, seine Lebensverhältnisse aufzuhellen: das Beste ist durch Fr. Pfeiffer in seinem Berthold von Regensburg*) in der Einleitung geschehen.

Wann und wo Berthold geboren wurde, erfahren wir nicht durch gleichzeitige Schriftsteller, doch hat die Angabe späterer, daß Regensburg seine Vaterstadt gewesen sei, Alles für sich; das Jahr 1220 ergibt sich nach Pfeiffer ungefähr als das Jahr seiner Geburt. Wie seine Eltern hießen, was sie waren, läßt sich eben so wenig ermitteln, als das Jahr, in welchem er in das Kloster eintrat. Nur das Eine ist uns sicher bezeugt, daß er dort im Kloster den Unterricht des bekannten David von Augsburg genoß. „Es ist eine wahrhaft edle Persönlichkeit,“ so schildert Pfeiffer in den deutschen Mystikern 1, XLI diesen Novizenmeister, „voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung. Ueberall offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heilige Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst auf's strengste beurtheilt, für die Fehler Anderer aber ein Herz voll Schonung und Milde trägt. Ueberall zeigt er, daß der Geist der göttlichen Lehre in ihm lebendig geworden und daß er in Wahrheit ein Lehrjünger Christi sei. Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken; ohne äußeren Glanz und Flimmer, lang-

*) Es ist ewig zu beklagen, daß von diesem Werke nur der erste Band, Wien 1862, erschienen ist: ich citire nur nach dieser Ausgabe der Predigten. Vgl. auch: Stromberger, Berthold von Regensburg, der größte Volksredner des deutschen Mittelalters, 1877, und den Vortrag von Ahlfeld: Bruder Berthold von Regensburg, 1874.



sam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer. Ein solcher Mann muß zum Lehrer und Bildner der Jugend für besonders befähigt erscheinen; und gewiß hat die fleckenlose Reinheit seines Lebens, die Milde, Klarheit und Tiefe seines Geistes, auf seine Schüler den mächtigsten Eindruck ausgeübt." „Ein glänzendes Zeugniß hierfür," heißt es an einer anderen Stelle dort (XXV), „gibt sein Schüler, der berühmte Berchtold, dessen angebornes großes Talent gewiß vorzugsweise der Leitung seines Lehrers die volle Entfaltung und Reife zu verdanken hatte. Die innige Liebe, die sie sich später noch bewahrten, gereicht beiden gleich sehr zum Ruhme: David widmete Berchtolden nicht nur mehrere seiner Schriften, die er gleichsam für ihn niederschrieb, sondern begleitete ihn auch auf seinen Missionsreisen durch ganz Deutschland, weshalb er von den Chronisten auch socius fratris Berchtoldi genannt wird, oder David, der mit bruoder Berchtolt gienc, wie eine deutsche Handschrift sich ausdrückt."

Schon im Jahre 1246 erfreute sich Berthold eines solchen Ansehens und Vertrauens, daß ihm neben seinem alten Meister und Herzensfreunde David von dem päpstlichen Legaten die Visitation des berühmten Frauenstiftes Niedermünster übertragen wurde. In dem Kloster that er sich als ein von Gott reich begnadigter Prediger so hervor, daß man ihn mit der Predigt bald hinaus schickte unter das Volk. Nach dem gleichzeitigen Chronisten Hermann von Altaich versuchte er sich zum ersten Male 1250 als Volksprediger, wenn man es überhaupt wagen darf, sein Auftreten, welches von dem wunderbarsten Erfolge gekrönt wurde, noch einen Versuch zu nennen. Der erste Versuch vor dem Volke erwies ihn als einen geborenen, von Gott berufenen und ausgerüsteten Volksprediger. Seine Predigerlaufbahn war eine glänzende, eine ununterbrochene Siegesbahn. 1253 finden wir ihn zu Landshut, Niederbayern war sein erstes Arbeitsfeld, 1254 dringt er bis an den Rhein vor, in Speier predigt er das erste Mal zur Oktave nach Mariä Himmelfahrt 1254 und am Epiphanienfeste 1255. Er zieht nun den Rhein hinauf durch den Elsaß nach der Schweiz, dort begegnen wir ihm zu Klingnau, Wyl und Zürich. Winterthur lud ihn ein, er kam aber nicht, da sie einen ungerechten Zoll nicht aufheben wollten: Constanz hörte ihn das erste Mal. Durch Toggenburg und Sargans wandert er 1256 nach Graubündten, hier erschüttert er den Ritter Albrecht von Sax

durch eine gewaltige Predigt also, daß er dem Kloster Pfäfers die unrechtmäßig eingenommene Burg und Vogtei Wartenstein ausliefert. Aus dem Jahre 1259 kommt uns erst wieder eine Kunde: er ist abermals am Mittelrhein zu Pforzheim, wo er den Ritter Ludwig von Liebenzell bestimmt, mit der Markgräfin Irmingard von Baden sich friedlich zu vertragen. Jetzt richtet sich auf ein Mal seine Thätigkeit nach Osten hin: 1261 und 1262 arbeitet er in Oestreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, selbst nach Ungarn zieht er, wo es ihm gelingt, viele, durch die Kumanen abtrünnig gemachte, Christen zu der Kirche zurückzuführen. Wenn er dort vor Leuten predigte, deren Sprache er nicht redete und die seine Sprache nicht verstanden, so bediente er sich eines Dolmetschers; in Glatz, wo er auf freiem Felde von einer Linde herab zu dem Volke sprach, starb ihm ein solcher, Namens Oderink. Aus Schlesien mag er auf seinem Heimwege nach Thüringen gekommen sein: dort hat er wenigstens auch nach alten Nachrichten mit solchem Eindrucke gepredigt, daß glaubwürdige, fromme Menschen versicherten, sie hätten über seinem Haupte während der Predigt mehrere strahlende Kronen erblickt. Aus den noch erhaltenen Predigten erfahren wir weiter, daß er wiederholt in Regensburg (3, 1. 492, 23 und 532, 38) und in Augsburg (79, 11. 110, 8. 290, 7), in Franken (571, 8) wie im Bayerlande (54, 15) aber auch aufgetreten ist. Wie ein glänzendes Meteor fuhr Berthold durch die Lande, Tausende und aber Tausende strömten zusammen, um ihn zu hören: alte Chroniken reden sogar von 200,000 Mann. Keine Kirche war für ihn groß genug: er mußte unter Gottes freiem Himmel predigen (383, 14), vor der Stadt (413, 10, vgl. auch Wackernagel, altdeutsche Predigten 69), auf dem Acker (463, 33), auf irgend einer schönen Wiese (164, 5): die Leute standen (295, 30. ö.) oder saßen (58, 18. ö.) vor ihm auf dem Erdboden, nach der Richtung hin, wohin der Wind wehte. Er hing, um den Luftzug zu ermitteln, eine Feder an einem Baume auf. Während aber ein Meteor in strahlendem Glanze ohne Nutzen und Frommen dahinfährt, übte Berthold den segensreichsten Einfluß aus, so daß nach dieser Hinsicht seine Erscheinung richtiger mit einem sanften, reichlichst strömenden Regen verglichen wird, der das Land weich macht und sein Gewächs segnet. Diese außerordentliche Thätigkeit, in welcher er sich keine Ruhe gönnte — Predigen ist mein Amt, sagt er (14, 1), und dieses Amtes wartete er mit solchem Eifer,

daß er zwei Tage lang (62, 37), ja drei Tage lang vor großen Volksmassen (391, 38) sprach —, rieb leider seine Kraft bald auf. Die letzten Jahre scheint er mehr in der Ruhe zu Regensburg und Augsburg zugebracht zu haben. David, sein Freund, ging ihm ein Jahr im Tode voraus, Berthold theilte dem Volke, welchem er gerade predigte, mit, daß es ihm im Geiste kund gegeben sei, David sei eben in Augsburg im Herrn entschlafen; er selbst starb 1272 am 13. Dezember im kräftigsten Mannesalter, wohl im Eingang der fünfziger Jahre.

Die 36 Predigten, welche Pfeiffer nach der Heidelberger Handschrift vollständig herausgegeben hat, rühren offenbar nicht von der Hand Bertholds selbst her. Sie reden von ihm in der dritten Person („denn er machet der Rede ohne Maßen viel," 84, 16), und er war überhaupt nicht ein Büchermensch, sondern ein Mann des Lebens. Ich glaube, daß er gewöhnlich ohne schriftliche Vorbereitung sprach und was er gesprochen hatte, brachte er selbst auch später nicht zu Papier: es waren aber unter seinen Zuhörern, durfte er ja schon als Mönch nie allein durch die Lande ziehen und waren Priester ja oft zugegen, wie wir aus den Stellen (72, 5, 23. 111, 21. 129, 36. 195, 14. 300, 19. 446, 32), in denen er die alten und jungen Priester anredet, ersehen, genug, welche entweder sofort, wie er sprach, sich Aufzeichnungen machten oder hernach aus treuem Gedächtnisse seinen Vortrag zu Papier brachten. Jene von Wackernagel mitgetheilte Predigt ist ganz ohne Bertholds Zuthun, hinter seinem Rücken, von einem biderben Schweizer in seiner Mundart niedergeschrieben worden. Die Predigten aber in der Heidelberger Handschrift sind offenbar alle, wenn nicht von einem und demselben Manne nachgeschrieben, so doch von einem und demselben Manne überarbeitet und herausgegeben, denn die Sprache ist ganz gleichmäßig. Ob diesem Redaktor eine unter Bertholds Augen entstandene und von ihm durchgesehene und gebilligte Handschrift vorlag, kann ich nicht bestimmen. Derselbe verfuhr jedenfalls mit großer Freiheit: er unterdrückt ganze Abschnitte seiner Urschrift, weil dieselben in diesen Predigten an andren Orten schon ein Mal vorgekommen sind, und verweist auf diese Fundorte (27, 24, 31. 82, 9. 83, 38. 86, 36. 87, 16. 92, 17 u. s. w.), oder deutet an, daß in der angegebenen Weise fortzufahren sei (362, 22). Für Leser sind diese Predigten bestimmt (249, 10), und zwar nicht bloß für solche, welche

darin ihre Erbauung suchen wollten, wie die fromme Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin von Bayern Elisabeth, welche diese Handschrift auf ihre Kosten 1370 anfertigen ließ, sondern wohl in erster Linie für solche, welche aus diesen Predigten die rechte Art zu predigen erlernen oder doch wenigstens an ihnen ihre Predigtkunst verbessern sollten (138, 28).

Seine Ansichten über die Predigt hat Berthold in keiner Stelle seiner Predigten näher ausgesprochen: wir wären sehr glücklich, wenn er, der unbestritten der erste Prediger seiner Zeit war, den Priestern, welchen er in einer besonderen Predigt, in der achten von der Aussätzigkeit, Anweisung gab, wie sie zur Beichte sitzen sollten, die Grundzüge der Predigtkunst kurz und bündig vorgetragen hätte. Er hielt das nicht für nothwendig, denn die Predigt war bei dem Gottesdienste so sehr Nebensache, daß Berthold ihrer in seiner Predigt über die Messe gar nicht Erwähnung thut.

Die Pfaffen sollen nach 142, 30 „die Christenheit lehren“, sie sollen vom Papst bis zu dem untersten Pfaffen Z. 36 ff. „die Christenheit pflegen mit geistlichem Recht und Gericht und mit geistlicher Lehre, mit Beichte und mit Predigen und mit anderer guten Lehre“. „Es ist (111, 17 ff.) der Pfaffheit gar noth, daß sie wohl gelernet haben von guter Kunst und von guter Weisheit, denn es ist gar mancherlei Gebreste an den Leuten.“ „Darum ist es gar noth,“ heißt es 111, 39 ff., „daß sie wohl gelehret sind, die da die Christenheit sollen zurecht weisen. Und darum, ihr Herren und ihr Frauen, ihr sollt eure Kinder nicht hart zwingen zur Lernung. So ihr sehet, daß sie ungern lernen, so sollt ihr sie davon lassen; wenn ihr sehet, daß sie Trügner und Lügner sein wollen, so sollt ihr euch von der Sünde lassen, denn jede Seele, welche sie also versäumen, darum müssen sie Gott an dem jüngsten Tage antworten. — Ihr sollt einen Laien aus ihm machen, einen Krämer oder einen Schuster oder was es denn sei. Und ihr, Herr Vizdum, ihr sollt gar wohl wissen, wenn ihr sie zur Weihe leitet, wer der Weihe werth ist. Und weihet ihr durch Liebe oder durch Bitte jemand, der ungelehrt ist und der Weihe nicht werth ist, darum müßt ihr Gott antworten an dem jüngsten Tage, denn sie sollen gar wohl wissen, wer ausgeborsten ist oder wer aussätzig ist.“ Die heilige Schrift ist nach 166, 6 den Priestern befohlen. „Der allmächtige Gott,“ so lesen wir 48, 1 ff., „hat uns gegeben zwei große Bücher, darin wir lernen

und lesen und singen. Alle die Dinge, deren uns noth ist zu der Seele und zu dem Leibe, alle Tugenden, deren wir bedürfen gegen Gott und gegen die Welt, wie wir Gott minnen sollen und wie wir ihn loben und ehren sollen und wie wir die Sünde lassen und fliehen sollen und die Untugend und alle Bosheit lassen und schmähen sollen, das lesen wir Pfaffen allessammt in zwei Büchern. Das eine ist von dem alten Bunde, das andre von dem neuen Bunde." Vgl. auch 505, 27. In dieser heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes sollen die Priester Tag und Nacht lesen (48, 9), „darin lernen wir Nacht und Tag alle die Sache, deren wir bedürfen für den Leib und für die Seele." (506, 3 f.) „Man soll aus der heiligen Schrift predigen," ruft er kraftvoll (386, 24). Mit allem Nachdruck dringt er aber darauf, daß der Priester die zehn Gebote dem Volke fleißig vorlege. „Darum, ihr Herren, ihr Pfarrer," heißt es (275, 5 f.), „durch den allmächtigen Gott, so sprechet und prediget euren Pfarrleuten desto mehr davon, an jedem Sonntag eines oder zwei oder mehr, bis daß ihr sie ihnen ganz und gar verkündet." Moralpredigten fordert also Berthold zu allermeist. Wie der Priester nicht zu predigen hat, das zeigt er an dem Pfenigprediger. Gegen die Kunst dieser Leute bildet die Predigtkunst Bertholds den schroffsten Gegensatz: er warnt vor diesen Pfenigpredigern, welche nicht bloß die Predigt, sondern auch das arme Volk auf ganz falsche Wege führen, mit den eindringlichsten Worten an vielen Stellen. Unter Pfenigpredigern versteht er die Ablaßprediger, welche in dem Mannesalter Bertholds erst aufgekommen waren, denn er sagt ausdrücklich (132, 30): „Da ich ein kleines Kind war, da war nirgend ein Pfenigprediger" (vgl. 208, 18): diese zogen durch das Land, predigten in den Kirchen und auf den Feldern und ermahnten die Leute, für Geld sich den Erlaß ihrer Sündenschulden zu kaufen. Zweierlei wirft Berthold fort und fort diesen Pfenigpredigern vor: sie predigen eine falsche Lehre, nämlich Sündenerlaß ohne wahrhafte, lautere Buße und Reue, und diese falsche Lehre predigen sie mit falschen Mitteln, sie predigen nicht einfach, nicht natürlich, sondern heuchlerisch und marktschreierisch, sie wollen nicht die Gewissen treffen, sondern nur auf die oberflächlichste, wohlfeilste Weise rühren und Thränen erpressen. „Pfi, Pfenigprediger," ruft er (84, 1) ihm zu, „wie steht es um deine Zunge, die manch tausend Seelen zur Hölle weiset, daß ihnen nimmermehr Rath wird? Du Pfenig-

prediger, du bist dem Teufel einer der allerliebsten Knechte, den er nur hat.“ „Pfi, du Pfenigprediger,“ heißt es an einer andern Stelle (117, 2), „wie gar du zerfallen bist um deinen Bart! Du bist der allerschlimmsten Aussätzigen Einer, den die Welt je gewann oder jemals gewinnen mag, denn der Aussatz ist also groß, daß er manchen aussätzig macht, daß ihm nimmer Rath wird. Denn du bist ein Mörder, du verdirbst dem allmächtigen Gott ein groß Theil Seelen. Wenn du aufstehst und vergibst Einem alle die Sünde, die er gethan hat, um einen Helberling oder einen Pfenig, so wähnet er, er habe gebüßet und will weiter nicht mehr büßen. Du Mörder Gottes und der Welt und mancher Christenseele, die du ermordest mit deinem falschen Troste, daß ihr nimmermehr Rath wird!“ „Pfi, Pfenigprediger,“ spricht er (393, 36 ff.), „Mörder der ganzen Welt, wie manche Seele du mit deinen falschen Gewinnen von der wahren Sonne wirfst an den Grund der Höllen, da ihr nimmermehr Rath wird. Du verheißest also viel Ablaß um einen einzigen Helberling oder um einen einzigen Pfenig, daß sich manch tausend Menschen darauf verlassen und wähnen, sie haben alle ihre Sünde gebüßt mit dem Pfenig oder mit dem Helberling, wie du ihnen vorschnarrest: so wollen sie weiter nicht büßen und fahren also hin zur Hölle, daß ihnen nimmer Rath wird. Und darum wirft man dich an den Grund der Hölle und wirft alle die auf dich, die du dem allmächtigen Gotte entführt hast und verkauft, je die Seele um einen Pfenig oder um einen Helberling. Du Mörder der rechten Buße, du hast uns die rechte Buße ermordet, die der sieben Heiligkeiten eine ist, der höchsten, die Gott hat. Die haben uns die Pfenigprediger also ganz und gar ermordet, daß nun kaum jemand ist, der Sünde will büßen. Nun verlassen sie sich auf deine falsche Verheißung, denn er sagt dir von unsers Herrn Marter also viel und also mancherlei, daß sie wähnen, er sei ein rechter Gottesbote: denn er weinet dazu und übt alle Trügerei dazu, damit er ihnen die Pfenige abgewinnen mag und die Seele dazu.“ „Die heißen Pfenigprediger,“ so heißt es (208, 19), „dem Teufel einer der liebsten Knechte, den er je gewann oder jemals gewinnen mag (vgl. 393, 35). Denn der fährt aus unter die Leute und predigt und ruft, daß Alles das wird weinen, das vor ihm ist. Und er behauptet, er habe von dem Papste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünde abnehme um einen einzigen Helberling oder einen Heller.

Und er lüget, daß er damit ledig sei gegen Gott und er krönet den Teufel alle Tage mit manch tausend Seelen, die er dem allmächtigen Gott verjagt, daß ihnen nimmermehr Rath wird. Und ihr sollt ihnen nichts geben: denn, wenn ihr ihnen nichts gebet, so müssen sie sich der Trügerei abthun. Und alldieweil ihr ihnen gebet, so verkauft ihr euch in den ewigen Tod und sie ermorden euch und weisen euch weg von der rechten Buße, die der allmächtige Gott geheiliget hat, also daß ihr weiter nicht büßen wollt." „Das ist der sichtbare Teufel," lesen wir (251, 10 ff.). „Und also die Pfenigprediger und die den Leuten gar viel von dem allmächtigen Gotte sagen und von seinen Heiligen und von seiner Mutter und von seiner Marter und von der Heiligen Marter, wie sie sich ließen martern um das Himmelreich und um das ewige Leben. Und er sagt dir so viel davon, daß der davon weinen mag, und er thut recht etwa, als weine er. Und er ist ein rechter Niederländer. Und er meint, daß man wohl tausend Eide schwüre, daß er ein rechter Oberländer sei, und er ist doch ein Knecht des leidigen Teufels, der liebste, den er irgend hat, und er gehöret zu dem allerniedersten Lande an den Grund der Hölle, denn er dem Teufel, seinem Landesherrn, gar gleich ist. Denn der verräth dem allmächtigen Gott manch tausend Menschen, daß ihnen nimmermehr Rath wird. Also thut auch der Pfenigprediger: der verräth auch dem allmächtigen Gott manch tausend Seelen, denen nimmermehr Rath wird." Ein Schächer im Walde ist nicht so böse als ein Pfenigprediger. „Also ist er des Teufels," sagt er (543, 12 ff.), „noch mehr als ein Schächer in einem Walde. Und hätte ich die Wahl, so wäre mir lieber und sollte es kein Rath sein, daß meine Seele aus eines Schächers Munde ginge, denn aus eines Pfenigpredigers Munde, denn der verdammt nur seine eigene Seele, so verdammt der Pfenigprediger manch tausend Seelen. Denn alle, die durch seinen falschen Ablaß verloren werden, die wirft man alle an den Grund der Hölle und er muß ihrer Aller Marter leiden zu der seinen!" So sehr Berthold auch gegen diese Pfenigprediger eifert, so verwirft er den Ablaß nun und nimmermehr an und für sich: er ist ein treuer, ein rechtgläubiger Priester seiner Kirche: nur diesen falschen Ablaß, welcher die Buße ermordet, was er nicht oft genug erklären kann, verwirft er in den Grund der Hölle, zu dem Ablasse, der unter der Bedingung lauterer Reue und Buße ertheilt wird, ermahnt er aber ausdrücklich, vgl. 102, 10.

Sehen wir uns nun die Predigten Bertholds nach ihrer äußeren Form an, so unterscheiden sie sich schon in dieser Hinsicht wesentlich von den früheren. Darin hält er es noch mit seinen Vorgängern, daß er für die Predigt einen Schrifttext nicht für schlechthin nothwendig erachtet. Mehrere Predigten von ihm, wie die Predigten 7. 15. 21. 36, legen kein Wort der Schrift zu Grunde: und auch darin, daß er öfters aus der Laienbibel seinen Text nimmt, thut er nichts absonderliches (vgl. Leyser, deutsche Predigten des XIII. und XIV. Jahrh., Dom. II, S. 4). Unter der Laienbibel versteht er das Buch der Natur: „Da nun auch Laien," hören wir (48, 23), „das Himmelreich also Noth ist als uns Pfaffen, darum hat euch Gott zwei große Bücher gegeben, darin ihr lernen und lesen sollt alle die Weisheit, die euch Noth ist und die euch in das Himmelreich weisen soll: das ist der Himmel und die Erde. Darin sollt ihr lesen und lernen Alles, das euch Noth ist an Leib und an Seele. An der Erde bei Tage, an dem Himmel bei der Nacht." So hat Berthold in der 4. Predigt von den sieben Planeten, welche er natürlich als Repräsentanten von Tugenden faßt, — 1) die Sonne oder der Glaube, 2) der Mond oder die Demuth, 3) Mars oder die Stärke des Geistes, 4) Merkur oder der Friede, 5) Jupiter die Mildigkeit, 6) Venus die Minne, 7) Saturn die Stätigkeit — und in der elften von dem Wagen (dem Sternbilde des kleinen Bären), in welchem die kleinen Kinder, die noch keine andern als die vier Tauftugenden besitzen, in das Himmelreich fahren, gehandelt. Die meisten Predigten aber haben ein Wort der Schrift, von welchem sie ausgehen oder in welches sie eingehen, und dieses ist theils aus dem Alten Testamente, wie bei den Predigten 3. 26. 29 und 30 (allesammt Psalm 124, 7), 5 und 12 (beide Weisheit 10, 10), 6. 32 und 34, theils aus dem Neuen Testament und zwar aus den Evangelien, so Predigt 2 und 8 (Matth. 25, 14 ff.), 10 und 23 (Matth. 13, 44), 18 und 28 (Matth. 1, 1 ff.), 24 und 35 (Luc. 10, 42), außerdem noch 16. 17 und 25, wie aus den Episteln, so Predigt 9. 22. 27 und 33 (alle Röm. 6, 23), 20 und 31 (1. Cor. 15, 19) und 1, entlehnt. Diese Texte sind meistentheils aus den Lektionen des Tages genommen und bilden den Kopf der Predigt. Berthold sucht nun aus diesem Schriftworte sich einen Vers, ja aus dem einen Verse häufig nur ein Wort aus, daran er seine Predigt knüpft, daraus er sein Thema gewinnt: er sieht es nicht als seine Aufgabe

an, den ganzen Text zu behandeln, so greift er aus den Seligpreisungen Pr. 25 die eine: selig sind, die reines Herzens sind, und aus Röm. 6, 23 das Wort: Sold: heraus. Er mag nicht in der Weise der Alten predigen, welche dem Texte auslegend und Anwendung machend nachzugehen liebten und auf die Durchführung eines Hauptgedankens, eines Hauptsatzes freiwillig Verzicht leisteten; die Predigt soll ein festes, abgerundetes Ganze sein, ein Gedanke soll sich wie die lebendige Seele durch den ganzen Leib der Predigt erstrecken. Und dieser Hauptgedanke soll von dem Hörer weder errathen, noch erst in bestimmte Worte gefaßt werden, der Redner kündet das Thema selbst an, meist mit den Worten: „Von diesen Worten habe ich den Willen zu sprechen" (1, 17. 12, 10. 30, 4 u. s. w.). Den Uebergang von dem Texte zu dem Thema macht Berthold auf die verschiedenste Weise. Er geht von einer ganz allgemeinen Betrachtung aus, wie in den beiden Naturpredigten von den beiden Büchern, die Gott den Priestern einer Seits und anderer Seits den Laien gegeben hat (vgl. Pr. 4 und 11); oder von dem Heiligen des Tages, — denn er liebt es durchaus nicht wie die früheren Prediger von den lieben Heiligen ein großes Reden zu machen, er hält ihnen nie eine Prunkrede, selbst in der einzigen Rede, welche bei der Heiligen des Tages, der Maria Magdalena, sich länger aufhält, Pr, 34, findet er noch zeitig genug den Uebergang, — in der Weise, daß er sie als Knechte Gottes bezeichnet und nun von den fünf Pfunden reden kann, die Gott seinen Knechten anbefiehlt, wie in Pr. 2, oder daß er sagt, wie in der 5. Predigt am Ehrentage des Ordensstifters, Gott führte ihn den rechten Weg und „also zeiget der allmächtige Gott uns allen in's Gesammt die rechten Wege zu dem Himmelreiche, der sind zwei zu den ewigen Freuden"; oder von einem Bilde, das der Text enthält, wie in Pr. 3 und 26; oder von einer Aufzählung von allerlei Gaben, welche der Mensch sich gern schenken läßt, um auf den Frieden, den Gott in Christo allen Menschen darbietet, zu kommen, wie in Pr. 17. Die Uebergänge sind einfach und kunstlos, aber ansprechend, die Sinne und Gedanken aus der Zerstreuung zusammenrufend, fesselnd und packend. Ehe er nun aber zur Abhandlung fortschreitet, bittet er meist seine Zuhörer, ein Paternoster und ein Avemaria zu sprechen (1, 18. 12, 10. 30, 4. 49, 38). Die bloße Aufstellung eines Thema's genügt aber dem Redner nicht: er will, daß seine Predigt behalten werde, daher theilt er seine

Gedanken alle Zeit in größere Gruppen und diese größeren Gruppen zerlegt er wieder in kleinere Abtheilungen und dabei liebt er ein Zwiefaches, erstens Anschaulichkeit, denn was man gleichsam mit den Augen gesehen hat, das prägt sich fest ein, und zweitens Gleichmäßigkeit. Der eine Predigttheil soll dem andern entsprechen in seinen Unterabtheilungen, das macht die Rede nicht bloß harmonisch, schön, sondern auch wieder behaltlich. Ich habe schon erwähnt, wie die sieben Planeten die leuchtenden Vorbilder für sieben Haupttugenden sind, aber die sieben Planeten könnten vergessen werden, die sieben Tage der Woche vergisst kein Kind und darum erhält jeder Planet noch einen Tag zugewiesen. Die fünf Pfunde, welche Gott uns nach der Pr. 2 anvertraut hat, hat er uns „angeschrieben, daß wir ihrer nimmer vergessen mögen, — an die Hände — die fünf Finger, an die Füße — die fünf Zehen, an die fünf Sinne". Die 10 Gebote sind nach Pr. 19. 10 Heller, welche wir Gott zu zahlen schuldig sind. Von den Nachstellungen des Teufels handelt die dritte Predigt und redet nun von drei Lagen (Hinterhalten), die uns die Teufel legen, „die erste lâge legen sie uns, so wir in die Welt fahren, die zweite, so wir durch die Welt fahren, und die dritte, so wir aus der Welt fahren", wie es gleich im Anfange der Abhandlung (23, 27 ff.) heißt. In jener Predigt von den fünf Pfunden werden alle fünf Theile wieder in zwei Unterabtheilungen zerlegt. Das erste Pfund ist der eigne Leib und wir sollen uns üben in guten Gedanken und guten Werken; das zweite ist das Amt, das Gott uns verliehen hat, und dieses sollen wir durch Gott in Treue und um des Lohnes willen üben; das dritte ist die Lebenszeit, wir haben sie, um des Leibes Nahrung und Nothdurft uns zu beschaffen und sie in Gottes Lob zu verwenden; das vierte ist das irdische Gut, du sollst es nießen zu deiner Nothdurft und zu Gottes Lob, und das fünfte ist die Liebe des Nächsten und zwar in Gott und durch Gott. Ganz ähnlich verfährt Berthold in der ersten Predigt: deren Thema lautet: „die oberste Weisheit ist die der seine Seele behält." Diese Predigt hat drei Theile. Die höchste Weisheit nämlich besteht darin: 1) daß du nie ein endhaft Ding thun sollst denn mit Rath; 2) daß du kein Ding sollst aufschieben, und 3) daß du vorher gar wohl betrachtest, welches Ende es nehme. Jeder dieser drei Theile zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen: im ersten Theile werden drei Rathgeber unterschieden, das eigene Herz, andere Leute, Gott; im zweiten drei Be-

weggründe dafür, daß man nichts aufschiebe, beigebracht, nämlich, daß es Gott das Liebste, dem Menschen das Beste und für Seele und Gemüth das Erfreuendste ist; im dritten dreierlei Buße besprochen, davon wir eine zu wählen haben, Hölle, Fegefeuer und Unglück bei Leibes Leben. Es genüge, an diesen beiden Predigten nachgewiesen zu haben, welch hohen Werth Berthold auf die Eintheilung legt und welche schöne Kunst er darin entfaltet. Viele seiner Dispositionen bestehen ja allerdings vor einer strengen Kritik nicht: so trägt er kein Bedenken einen Hauptsatz aufzustellen, welcher der Einheit entbehrt, wie gleich in der Pr. 2 von den fünf Pfunden, Pr. 3 von den drei Lagern, Pr. 4 von den sieben Planeten, Pr. 5 von den zwei Wegen der Buße und der Unschuld, so schließen sich auch die einzelnen Theile nicht naturnothwendig aus; gehört denn nicht unter das Ueben des Leibes, der eigenen Person in guten Gedanken und Worten selbstverständlich die Nächstenliebe in Gott und durch Gott? Nicht die Regel der Logik, sondern das praktische Bedürfniß macht die Glieder der Rede. Die so vollzogene Gliederung der Rede, daß dasselbe Maß in jedem einzelnen Theile wiederkehrt, beschädigt meistentheils den angenehmen, vollen Fluß der Rede, es kommt dadurch so leicht etwas schablonenhaftes, mechanisches, trockenes in den Vortrag. Bei Berthold aber wird die Rede auch nicht im Mindesten durch diesen streng durchgeführten Parallelismus der einzelnen Theile beeinträchtigt: es zeigt sich nirgends auch nur die geringste Spur von etwas Geziertem und Gezwungenem, die Rede bleibt schlicht und natürlich, warm und voll. Das logische Gerippe ist in der anmuthigsten Weise mit Fleisch und Blut so reichlich überkleidet, daß man es sich gar nicht anders wünschen möchte. Der Schluß der Predigt rekapitulirt gelegentlich wie 28, 10 ff., die ganze Predigt, öfters auch nur wie 10, 25 den letzten Theil: er fügt sich ganz ohne Zwang an und enthält meistens den frommen Wunsch, daß der dreieinige Gott, Gott, der Herr uns dazu verhelfe, uns das verleihe, uns das widerfahren lasse, wovon die letzten Sätze handelten (10, 33. 28, 24. 47, 25. 64, 20), woran sich gewöhnlich, aber nicht immer (vgl. 93, 30 ff.) die Doxologie des dreieinigen Gottes anschließt, zu welcher Dreiheit ein Mal auch (123, 15) „meine Frau Sct. Maria“ hinzugenommen wird. Oefters spricht der Prediger nicht das Amen, sondern er fordert die tief ergriffene Versammlung auf mit ihrem Ja seine Predigt zu versiegeln (64, 21. 356, 38). Oefters benutzte Berthold

das laute und einstimmige Amen der Leute dazu, noch einen letzten Schlag den Schlimmsten unter seinen Zuhörern zu versetzen. „Sprechet alle Amen," heißt es 109, 33, „mit inniglichem andächtigem Herzen. Pfi dich, Geiziger, wie erklingt dein Amen vor Gottes Ohren also wie des Hundes Bellen." Und abermals 195, 33: „Nun sprechet alle von einem inniglichen Herzen: Amen. Pfi, Geiziger, wie herzlich dein Amen vor Gottes Ohren klingt recht als des Hundes Bellen."

Die Sprache in diesen Predigten ist von außerordentlicher Schönheit: sie ist wahrhaft mustergiltig, volksthümlich und doch dabei nie gemein, stets rein und edel, klar und durchsichtig, gelenkig und rund. Der deutsche Sprachschatz war damals noch nicht normirt: Berthold mußte deßhalb gelegentlich das Wort, welches er gebrauchte, näher bestimmen. „Das andere Rad heißt," lesen wir 165, 20 (vgl. 546, 16), „Gedinge, anderswo heißt es Hoffnung, es heißt in Latein spes." So erklärt er (96, 23 ff.), daß er unter Tugend nicht wie etliche Leute die feine Hofsitte meine. „Versteht ihr mein Deutsch," fragt er ein Mal 204, 16 f. „Es ist der Name Assur so viel gesprochen als ein Wald oder ein Forst." Er darf sich seines guten Deutsches rühmen. Die Rede selbst fließt voll und glatt, tief und breit dahin: sie ist stets ansprechend, in hohem Grade lebhaft, anmuthig und eindringlich. Berthold liebt die direkte Anrede, das hin und her gehende Zwiegespräch: seine Predigten sind demnach nicht sowohl Aussprachen als Ansprachen, Reden und keine Vorträge. Seine Zuhörer sitzen und stehen nicht bloß vor ihm, seine Seele beschäftigt sich mit ihnen, sein Herz ist gegen sie entbrannt, er möchte ihnen helfen von ihren Sünden durch wahre Buße zum Himmelreiche. Er redet sie gern an als „liebe Christenleute" (357, 23), „ihr seligen Christenleute" (358, 6), „liebe Christenheit" (358, 16), „selige Leute" (369, 9), „selige Gotteskinder" (58, 22), er läßt sie Fragen, Einwürfe und Bedenken an sich richten, welche er mit den Worten: „Bruder Berthold, nun, o wehe," meist beibringt (4, 23, 31. 25, 34. 26, 30. 34, 5). Er fragt sie aber auch seiner Seits, setzt sie zur Rede, dringt in sie ein. Und wie er seine Zuhörer reden läßt, so läßt er zu seinen Zuhörern Engel und Teufel reden, welche er (21, 15 und 13) zu Zeugen aufruft, so redet vor ihnen David mit Gott (9, 5 ff.) darüber, was er von den drei wegen der Volkszählung ihm gedrohten Uebeln erwählen soll, so theilt er folgendes

Zwiegespräch mit, welches sich zwischen dem Herrn und dem Teufel entspinnt, da der Herr den mit sieben Schlössern verschlossenen Tempel aufgeschlossen hat. „So spricht der Teufel," hören wir 574, 14, „ich räume ihn noch nicht, ich getraue mich den Sünder mit rechtem Urtheil wohl zu behalten. Nun, wie willst du ihn behalten, spricht unser Herr. Da spricht der Teufel: Herr, du weißt wohl, wer ein Gut in Gewalt und Besitz hat ohne Widerspruch 40 Jahre oder 50 oder 100, daß es der mit Recht immer haben soll. Dieses Urtheil behauptete der Teufel. Da spricht der Teufel aber so: Herr, so weißt du wohl, daß ich den Sünder wohl 5000 Jahr gehabt habe. Da sprach unser Herr: nicht! Ich will es dir erweisen, daß ich dem Sünder seit aller Zeit zugesprochen habe und ihn gefordert habe, wie ich von Rechts wegen sollte, mit Patriarchen und mit Propheten und mit andern meinen Boten und meinen Engeln, die ich zu ihm sandte mit heiliger Lehre und ich habe ihn mit meiner Lehre und in meiner Pflege also bisher gefristet. Dieß Urtheil behauptete da unser Herr. Da sprach er zu dem Teufel: fahr aus, der Sünder ist mit Recht mein. Nein, sprach der Teufel, ich habe noch mehr auf ihn zu sprechen. Herr, sprach der Teufel, du weißt wohl, daß ich eine Handfeste habe, daß der Sünder mein ist, wenn er dein Gebot zerbräche, daß er mit Recht mein wäre. Da sprach unser Herr: nein, deine Handfeste ist falsch und gelogen, denn ich die Handfeste also geschrieben hatte, wenn der Sünder mein Gebot zerbräche, daß er müßte sterben: da verhießest du dem Sünder, er ersterbe nicht: damit ist sie falsch und gelogen. Das Urtheil mußte da auch der Teufel verloren haben. Da sprach unser Herr: nun wohl heraus! Der Sünder ist mit Recht mein. Nein, so sprach der Teufel, ich habe noch mehr auf ihn zu sprechen. Was willst du nun auf ihn sprechen? »Da weißt du wohl, wenn der Sünder die Sünde thut, so ist es ein so großes Ding um die Sünde, daß er sie nimmermehr büßen kann noch büßen mag.« »Hätte ich für den Menschen nicht gebüßt, so möchte es wohl sein. Nun lege aller Menschen Sünde auf eine Wage, alle die Sünde, die alle Menschen gethan haben von Adams Zeiten, und lege meines Blutes einen einzigen Tropfen gegen die Sünden alle auf eine Wage, das ich um des Sünders willen vergossen habe, und wiegt die Sünde vor, so laß mich den Sünder verloren haben, und wiegt mein Blut vor, so laß mich gewonnen haben.« Das Urtheil behauptete unser

Herr auch da, denn sein Blut wog vor alle die Sünde, die das ganze menschliche Geschlecht je gethan. Da mußte der Teufel ihm den Sünder da lassen." Er führt aber auch nicht bloß Personen redend ein, sondern gibt uns (199, 10 ff.) ein Zwiegespräch zum Besten, welches in dem Herzen Gottes die väterliche Güte und die unwandelbare Wahrheit damals führten, als Gott den Himmel mit dem Menschengeschlechte bepflanzen wollte: die eine wollte den Sünder nämlich von Rechts wegen verdammen, die andere wollte den ewigen Vorsatz vollbringen. Sogar aus dem Abgrunde der Hölle dringt ein Gespräch zu unsren Ohren (193, 25 ff.), Vater und Sohn verfluchen sich da gegenseitig, weil der Eine um des Andern willen in den Grund der Hölle gefahren ist. Berthold liebt die direkte Ansprache, den unmittelbaren Verkehr über die Maßen, darum redet er nicht bloß Gott den Vater wie 199, 5, und den Herrn wie 192, 31. 198, 23 häufig an, er redet am liebsten jeden und jedes an, worüber er reden will, so ist die 29. Rede eine fortlaufende Ansprache an die Teufel: ihr Teufel, ihr Teufel, geht es hier in einem fort; die Herrschaft und das Gesinde, der Papst und der Bischof, der Richter, der Krämer, der Geizige, die Kupplerin, kurz alles und jedes, dem er eine Lehre ertheilen oder darüber er belehren will, wird angeredet, selbst das Rößlein und das Vieh, welches sein Herr am Feiertage nicht in Ruhe läßt. „Rößlein," heißt es 268, 23, „dir thut dein Meister Unrecht, könntest du es merken und melden, wenn er dich des Ruhetages arbeiten läßt, wann du solltest ruhen." Es haben daher diese Predigten etwas außerordentlich Lebendiges, Dramatisches.

Der Redner, welcher sich hütet zu lange zu sprechen (9, 25) und mehrfach, um sich beschränken zu können, auf eine frühere Predigt, wie z. B. 19, 13, verweist, scheut Wiederholungen nicht: es kam ihm nicht darauf an, stets etwas Neues zu sagen, predigte er ja dazu auch nicht in einer bestehenden Gemeinde für gewöhnlich, sondern vor sich immer erneuenden, großen Volksversammlungen. So kehren mehrfach Bilder wie das vom Zinn und Kupfer 76, 2 und 225, 5, Einwürfe wie 359, 11 und 544, 21, Betheurungen wie 130, 13 und 206, 14 u. s. w. wieder, vgl. auch, was im Anfange über die Auslassungen in der Handschrift gesagt war. Er liebt es, ein schwerwiegendes Wort anzukündigen und führt es gewöhnlich mit den Worten ein: „Ich will ein groß Wort sprechen" (23, 4. 76, 16. 164, 2. 358, 38): auch weiß er vortrefflich ein

Wort recht einzuschärfen und wie Hammerschläge klingen dann die refrainähnlichen Schlußworte: „Daß ihnen nimmermehr Rath wird." (117, 6 und 12. 251, 22 und 24. 393, 39 und 394, 5.)

In seinen Predigten macht Berthold den reichsten Gebrauch von dem Buche der Natur. Er trägt eine zartbesaitete Seele in seiner Brust: der Odem des Lebens, welcher Himmel und Erde, die ganze Welt erfüllt, spielt in seinen Saiten. Er hat ein offenes Auge, ein empfängliches Ohr, ein erschlossenes Herz für die Natur. Seine Brust athmete hoch auf, wenn er unter dem Laubdache einer Linde, auf einer schönen Wiese, in dem grünen Walde war. Er ist ein reiner Mensch, eine edle Seele: er freut sich rein und voll der herrlichen Natur, der schönen Erde. Seine Rede, welche so hochdramatisch ist, entbehrt deßhalb auch der zarten, tiefgefühlten Lyrik nicht. Diese Naturfreude, dieses lyrische Element in seinen Predigten verleiht ihnen einen wunderbaren Schmelz, eine seltene Zartheit, eine unerschöpfliche Bilderfülle, eine anmuthende Anschaulichkeit. Alles will leben. „Der Vogel in der Luft begehrt des Lebens," heißt es (125, 31), „und Alles, das er bedarf, das begehrt er anders nicht als um des Lebens willen. Dasselbe spreche ich zu dem Fische in dem Bache, zu dem Thiere in dem Walde, zu dem Wurme in der Erde: das begehrt alles des Lebens vor allen Dingen." Alles will in Frieden leben. „Also begehrt alle die Welt (237, 3) nichts denn Friede, weder der Vogel in der Luft noch der Fisch in dem Bache noch das Thier in dem Walde noch der Wurm in der Erde und alle die Geschöpfe, die Gott je schuf, die begehren des Lebens." Alles weist hin auf den Schöpfer: wir lesen 157, 11: „Ihr sollt an der Erde lernen und an den Bäumen und an dem Korne und an den Blumen und an dem Grase. Also that der gute Sct. Bernhard: ich suche den Gütigen an allen Kreaturen. So möchten alle Kreaturen wohl sprechen, wenn sie könnten sprechen: unsre viel mannichfaltigen Wunder haben wir von uns selber nicht, wir haben sie von dem, deß deine Seele begehret: so suche ich den Gütigen an allen Kreaturen, an aller Saiten Klange. So möchte aller Vögelein Sang und Harfen Klang wohl sprechen, wenn sie könnten sprechen: unsere mannichfaltige, wonnigliche Stimme und unsre süße Stimme, die haben wir von uns selber nicht: wir haben sie von dem, deß deine Seele begehret: ich suche den Gütigen an allen Kreaturen, an aller Blumen Farbe und aller Pflanzen Kräften. So möchten wohl

sprechen die Blumen und Pflanzen, wenn sie könnten sprechen: unsre mannicherlei lichte Farbe, die haben wir von uns selber nicht, wir haben sie von dem, deß deine Seele begehret, und unsre wonnigliche, süße Kraft." Alles fordert uns zu dem Lobe Gottes auf. „Also möget ihr an den Bäumen," heißt es 49, 10, „große Tugend lesen und lernen, wenn ihr gedenket in dem Herzen: wohl dir, lieber Gott, wie mannichfalt deine Gnade ist und deine Gewalt, daß du uns so viel zu Nutzen und zu gut hast gegeben, daß die Bäume des Winters so dürre und so bloß sind und nun gegen den Sommer hin so schöne Blüthe und Laub auswerfen und darnach edeles Obst tragen, das so gut und wohlschmeckend dünkt: und daß die Weinreben so gar unscheinbar sind und daß sie doch so guten Wein geben und den Leuten so wohl gefallen und die Leute so froh machen. Und daß du, Herr, so mancherlei Kraut aus der Erde heraustreibst, daß Niemand weder bauet noch säet, das jedes zu etwas nütze und gut ist. So ist die Pflanze gut, so ist der Same gut, so ist ihr Kraut gut, so ist die Blume gut: so gefärbt ist diese, so ist jene so gefärbt: die roth, die gelb, die braun, die weiß, die groß, die klein, die kurz, die lange und die Pflanze für das Siechthum gut ist und diese für ein anderes. Und also möget ihr Leib und Seele gesund machen mit dem Geschöpf unsres Herrn. Wenn ihr ihn also darum lobet und ihn darum ehret mit Gebet, mit Lob und mit Danken, so machet ihr es euch zwiefältig nütze für den Leib und für die Seele" (vgl. 158, 2 ff.). Alles lobt und dient Gott dem Herrn. „Es dienet Alles," heißt es 374, 13, „dem allmächtigen Gotte. Der Vogel in den Lüften, der Fisch in dem Bache, der Wurm in der Erde und alle Kreatur und Alles, das Gott je schuf, das dienet alles Gott mit Ausnahme der üblen Menschen und anderer üblen Engel, — **omnis spiritus laudet dominum**, heißt es Z. 22 weiter. Der Vogel singet in der Luft, das Thier springet in dem Walde, die Fische fließen in dem Bache, die Würmer kriechen in der Erde."

Was prediget der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen nicht dem Menschenkinde! Die sieben Planeten lehren sieben hohe Tugenden! Der Wagen (der kleine Bär) mit seinen vier Rädern weist auf die vier Tauftugenden (d. h. auf Grundforderungen an den taufenden Priester, daß er 1) in Andacht, 2) mit Wasser, 3) Lebendiges, 4) mit den rechten Worten tauft) hin und führt die Kinder in das Himmelreich, welches durch die Krone an dem Himmel ab-

gebildet wird. Der Riese in der Nähe bezeichnet den Teufel, welcher mit seinem Kolben die Christen bedroht, um sie von der Krone abzuhalten. Die Sonne gießt ihr Licht über Alles aus, so strahlen auch die Seligen in Gottes Glanz. „Alle die Freude, die da im Himmel ist," sagt er 390, 2, „die ist nur von dem Scheine, der von unsres Herrn Antlitz geht. Und recht wie alle Sterne ihr Licht von der Sonne nehmen, also haben alle Heiligen ihre Gezierde und ihre Schönheit von Gott und die Engel und alles himmlische Heer: recht als alle die Sterne des Himmels, der Mond und die Planeten, große und kleine, die haben allesammt ihr Licht von der Sonne, die uns da leuchtet." Die Sonne theilt freigebig ihr Licht aus und ihr Licht mindert sich dadurch nicht: der Mensch merke sich das! „Ihr sollt auch armen Leuten leihen," heißt es 26, 23, „das seid ihr Gott von eurem Gute schuldig, denn davon werdet ihr nimmer desto ärmer. Wenn also die Sonne der ganzen Welt ihren Schein leihet, so hat sie ihn desto minder nicht. Also sollt ihr leihen, das euch Gott verliehen hat." Steigen wir von dem Himmel zu der Erde nieder! Auch hier ist Berthold zu Hause wie nicht leicht Einer: womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß Alles, was er von irdischen Dingen sagt, Wahrheit sei; er war ein Kind seiner Zeit und es wäre ein Unrecht, wenn man es ihm aufrücken wollte, daß er den Krystall aus Wasser entstehen läßt (518, 32), daß er uns erzählt, wenn die Nachtigall ein Ei gelegt habe, so sitze der Vater vor dem Eie und singe mit seiner süßen Stimme gegen das Ei hin, bis daß ein schöner Vogel da innen gewachsen sei (302, 35), und wenn die Katze das Wasser, von dem sie trinke, vergiften wolle, so lecke sie vorher erst eine Kröte, bis daß diese blute und sie selbst von dem bösen Eiter der giftigen Kröte durstig werde (402, 27 ff.). Wie das Oberland, das Land da am Bodensee und bei Zürich, sich von dem Niederlande, dem Sachsenlande, wesentlich unterscheidet, so unterscheidet sich der Himmel wesentlich von der Erde, und des Christen Beruf ist es, wie Predigt 18 das eingehend ausführt, ein rechter Oberländer zu sein. Zinn und Kupfer vereinen sich so mit einander, daß keine Scheidekunst sie trennen kann, so läßt auch der Geiz nicht von dem unrechten Gute. „Blei und Zinn bringet man wohl von einander," heißt es 76, 4, „Zinn und Silber, Zinn und Gold, Kupfer und Gold bringet man auch von einander, Kupfer und Silber: kein Erz ist so angethan, man bringet sie wohl aus einander,

außer allein Zinn und Kupfer. Wer ist dann froher als der Teufel, wenn er Zinn und Kupfer zu einander bringt! Das ist gute Glockenspeise, das klinget nach allem seinem Willen, wenn er es dazu bringet, daß der Geizige und das unrechte Gut zu einander kommt." „Ein weiser Mann sieht an einem Baume wohl," sagt er 158, 16, „ob er gut Obst trägt, außen an der Rinde sieht er es wohl, ob halt nirgends Obst an dem Baume ist noch Blüthe. Und also sieht ein weiser Mann wohl an den Leuten, ob sie tugendhaft sind oder nicht. — Und wenn du einen Baum siehst, der gut Obst trägt, so sollst du bei dir denken: o weh, lieber Herr, wann wäre ich so tugendhaft, daß ich dir wohl gefiele in meinen Tugenden, wie das Obst den Leuten gefällt. Und also sollt ihr euch befleißigen, daß ihr den edeln Bäumen gleichet. Ihr sollt euch in guten Gedanken üben wie die Bäume mit der Blüthe. Wenn ein Baum gut Obst tragen will, so muß er erstens blühen mit edeler Blüthe, und darnach trägt er Obst, das die Leute labet. Und also sollst du dich in Gedanken üben mit guten Dingen. Denn wer gute Gedanken hat, der soll die Gedanken mit guten Werken vollführen, daß die edele Blüthe nicht verderbe: so gefällst du Gott wohl. Du sollst auch außen an der Rinde nicht gar zu hoffärtig sein mit Gewand und mit Gebärden. Etliche Bäume die sind außen an der Rinde gar schlecht und bringen niemals eine gute Frucht, als die Espen und Birken und etliche andre Bäume. So sind etliche, die haben Blätter, die klaffen (rauschen) allezeit und dieselben Bäume bezeichnen die Leute, die da viel klaffen und die da unnützlich reden." Dem Gesange der Vögel lauscht Berthold gern: er versteht auch ihre Sprache. Daß der Rabe mit seinem cras, cras es denen vormacht, welche ihre Buße von einem Tag auf den andern verschieben, hat Augustinus schon gefunden, Berthold fügt dazu, daß der heilige Geist durch die Stimme der Taube im Gegensatze zu jenem Teufelsrathe der Raben uns zurufe: hodie, hodie, denn hodie lautet auf deutsch: heute, heute (423, 7 ff.). An dem Hasen, der da zu einem Steine flüchtet, um sich hinter ihm zu bergen, und sich sehr fürchtet, aber doch zu fliehen wagt; an der Heuschrecke, welche so schnell und rasch, so grün und so dürr ist; an der Ameise, welche so vorsorglich, so fleißig, so nützlich ist; an dem Molche, welcher so mancherlei Farbe hat, der giftig ist, daß man ihn nicht angreifen darf, und der nicht eher ruht, bis daß er in das Haus eines Königes ge-

krochen ist, soll der gewöhnliche Christenmensch sich ein Beispiel nehmen, wie sehr ausführlich 558, 19—565, 11 dargethan wird.

Aus dem Angesichte des Menschen will Berthold die Ketzer, gegen welche er häufig und sehr stark eifert (130, 27. 402, 14. 52, 25. 242, 10 u. o.), überführen, daß der Mensch von Gott selbst geschaffen ist. Er liest homo dei also zusammen (404, 22): das h ist nur ein Hauch und kommt nicht in Betracht: die beiden Augen sind zwei O, die Nase mit den Augenbrauen das M, das Ohr ist ein D, die Nase mit ihren beiden Löchern ist ein schönes E und der Mund endlich das noch fehlende I. Das ist aber, muß ich zu seiner Ehre sagen, die einzige abgeschmackte Spielerei, welche ich in allen diesen Predigten gefunden habe. Sonst entlehnt er von dem Menschen und den menschlichen Verhältnissen die schönsten Bilder und treffendsten Vergleichungen, und, was nicht stark genug zu betonen ist, er hat diesen Schmuck der Rede nicht von fremden Leuten geborgt, sondern ganz selbstständig durch eigene Anschauung und Phantasie gewonnen, wie er ihn auch immer am rechten Orte anbringt und zwar nie überladen, allzu gehäuft. Was ist diese Welt mit aller ihrer Herrlichkeit und ihren Schätzen? Der Mensch hat keinen Genuß davon, er wirft ihnen nur einen flüchtigen Blick zu, denn er sitzt auf einem schnellen Rosse: „Als da Einer auf einem schnellen Rosse," heißt es 225, 22, „vor einen Kram wohl schnell reitet und dem nur in den Kram wird ein Blick mit den Augen und er alsobald die Augen wieder aus dem Krame wirft." „Ich sage dir," sagt er ein anderes Mal 383, 13, „es ist also mißlich, daß es (daß nämlich Einer in der Todesstunde noch zur wahren Reue gelange) je geschehe, als ob ein Vogel auf der Kirche dort säße und ein blinder Mann, der nie einen Stich sah in allen seinen Tagen, daß der den Vogel sollte schießen mit einem Bogen oder mit einer Armbrust." In jenen Predigten über Ps. 124, 7 wird von der Jagd gar manches Bild genommen, wie in den Predigten über Röm. 6, 23 dem Ausdrucke Sold eine ganze Fülle von Bildern entquillt. In der 33. Predigt redet er von den Soldrittern, von den 12 Junkern des Teufels, die da heißen Haß und Neid, Zorn, Trägheit, Gefräßigkeit, Unkeuschheit, Hoffart, Geiz, Unglaube, Bann, Gotteslästerung, Heuchelei und Raub des heiligen Gutes; wer wider diese Junker des Teufels in's Feld reiten will, der muß „eine Jungfrau lieb haben" (523, 10) und, stark und tapfer in dieser Minne und ihrem

Dienste, wird er den Sieg davontragen. Wie, wenn der König durch das Land zieht, das Volk ihm entgegengeht und die Glocken läuten, so soll man auch Gott nach 458, 3, die Ehre erweisen. Und wie der römische König, wenn er Hof hält, die höchsten Fürsten sich zunächst setzt, so macht's auch der Teufel. Die ihm am allerliebsten dienen, die setzet er sich am allernächsten an den Grund der Hölle. (203, 16.) Gerne lustwandelte ich noch länger in diesem so reichen, so lieblichen, so originellen Bildersaale: allein wir würden kein Ende finden, denn Bertholds Ader ist unerschöpflich: es fließt ihm nur so ein prächtiges, treffendes Bild nach dem andern zu.

In den Sprüchwörterschatz wird mehrfach hineingegriffen, so 34, 37: was das Kind gewohnt, dasselbe ihm nachdont (nach Grimm anhängt): 35, 28: was zuerst in den Hafen kommt, davon schmeckt er immer gerne nach: 85, 6: wenn die Katze weggeht, so regieren die Mäuse: 334, 3: mit Unrecht gewonnen ist schier zerronnen. Weltgeschichtliche Namen kommen öfters vor, so Herr Kato und Herr Nero (386, 8), Herr Kato und Herr Seneka (128, 1), Herr Constantinus, Kaiser Heinrich, König Karl, Skt. Oswald, König Stephan von Ungarn (24, 25 u. o.). Allein einzelne Thaten von ihnen werden nicht erzählt, von Alexander dem Großen ist öfters die Rede. Aber Bertholds Geschichtskenntnisse sind nicht weit her, wie er gar den Arrius zu dem Nachfolger des ersten römischen Kaisers Julius macht (209, 18), so verwechselt er den großen Macedonier, der, da er im Tode lag, so stank, daß es niemand aushalten konnte, und sein Reich unter 12 Junker vertheilte (522, 25), öfters mit Antiochus Epiphanes (2. Macc. 5, 21) und behauptet, daß er der größte Thor gewesen, da er vier Dinge hätte thun wollen, die Gott nur vermag: nämlich die Sterne mit der Hand vom Himmel herabnehmen, mit Roß und Wagen über das Meer fahren wie auf dem trocknen Lande, die höchsten Berge auf seiner Wage wiegen und den Wellen des Meeres Stille gebieten (398, 25. 485, 3). Geschichten, wie sie in dem Volksmunde lebten, trägt er gelegentlich vor: so erzählt er, daß man einst weisen Leuten die Frage vorgelegt habe, was eines Mannes Herz am schnellsten überwinde. Der erste habe geantwortet: des Königs Gebot, der zweite: nein, sondern der Wein, der dritte: das nicht, sondern die Frauen: er zieht daraus die Anwendung, daß der Sünder sich solle überwinden lassen durch die Furcht vor Gott, durch die Liebe, welche

der Wein bedeute, und durch unsre liebe Frau. (245, 29 ff.) „Davon will ich euch ein Märlein sagen," spricht er ein ander Mal, 572, 14, „das behaltet ihr vielleicht besser, denn die Predigt allesammt." Ein reicher Mann beichtete einem Bischofe, daß er viel ungerechtes Gut besäße; der Bischof befahl ihm, einer armen Wittwe zwei Malter Korns zu schenken, sie dann wieder zu kaufen und in einen Kasten zu verschließen. Der reiche Mann that also: da er nun auf Geheiß des Bischofes den Kasten wieder öffnete, waren aus dem Korn lauter Kröten geworden. „Nun sieh," sprach der Herr (573, 2), „das ist dein Almosen! Wie wähnest du denn, daß dir geschehe mit dem Gute, das du mit Unrecht gewonnen hast? — Herr, sprach er, Gnade! Wie soll ich denn thun? Da sprach der Herr: willst du mir folgen, ich gebe dir einen Rath, daß du vor morgen aller deiner Sünden ledig wirst. — Ja, Herr, gerne! — So lege dich in den Kasten zu den Nattern allen und zu den Würmern und ich will deß Bürge sein, daß du also gesund wieder herausscheidest, als du jetzo bist. Nein, Herr, du sahest nicht, wie sie zappelten und wie sie wispelten. Ich wollte eher immer in der Hölle sein! Nun sieh, sprach der gute Herr, wenn auch die Würmer alle glühten wie ein Zunder in dem Feuer und du das ewiglich dulden müßtest, so wäre dir besser eine einzige Nacht zu leiden denn immer und immer."

Das zweite Buch, welches Gott uns und vornehmlich den Priestern gegeben hat, wird in diesen Predigten häufig benutzt, aber nicht sowohl Sprüche desselben, sondern seine Geschichten, seine Erzählungen. Eine sehr gründliche Kenntniß der Schrift tritt nicht hervor: es kommen vielfach seltsame Irrthümer vor. So wird vor die Augen Nebukadnezar's (450, 27) an die Wand geschrieben: Mene, Mene u. s. w., so wird (456, 8) Matthäus zum Verfasser der Apostelgeschichte gemacht, so werden die Juden mit den Worten: „o weh, lieber Gott, da müßtest du zwei lange Hosen haben nach der Rede" (402, 2), darüber verspottet, daß sie schriftgemäß sagen: Gott sitze in dem Himmel und die Erde sei seiner Füße Schemel. Berthold springt mit der heiligen Schrift sehr frei um: die Worte, welche er aus derselben anführt, werden nicht immer treu und gewissenhaft wiedergegeben, er mischt zwei Worte der Schrift zusammen, und erhält so einen Spruch, der nirgends in der Schrift zu finden ist, ja er behauptet, so und so werde in der Schrift ge-

lesen, und die Schrift weiß durchaus nichts davon. Die Predigt 17 beginnt mit den Worten: „Man lieset heute in dem heiligen Evangelio, daß der allmächtige Gott spricht: ich will euer jeglichem ein Königreich geben?“ Wird so in der dabei angemerkten Stelle (Joh. 14, 27) oder auch nur in irgend einem Evangelium gelesen? Nach 390, 23 sagt Skt. Johannes: „Wäre es möglich, daß man es Alles schreiben könnte, so möchte die Welt die Bücher in ihr nicht behalten, darin es stünde, das ich sah, und Alles, das ich sah, das war nichts denn Gott allein.“ Ein Wort, welches in der ganzen heiligen Schrift nicht gefunden wird, wird zwei Mal (224, 5 und 391, 3) als ein Wort des Apostels Paulus angeführt. So frei wie er die heilige Schrift citirt, so frei interpretirt er sie auch: er weiß sich, ganz im Gegensatze zu den andern Predigern des Mittelalters, in keiner Weise durch die exegetische Tradition gebunden. So versteht er in der Predigt 23 unter dem Acker die heilige Christenheit, und unter dem Schatze, der in ihm gefunden wird, des reinen Christenmenschen Seele, und unter dem glücklichen Finder den Herrn Christus. Die alttestamentliche Geschichte, welche viel fleißiger als die neutestamentliche verwerthet wird, wird vielfach ausgeschmückt und erweitert, ja Erzählungen werden als alttestamentliche dargeboten, welche dem Alten Testamente ganz fremd sind und aus einer Quelle stammen, welche Grimm selbst nicht entdecken konnte. Pharao ertrinkt in dem rothen Meere nach 204, 14 f. mit sieben Fürsten, welche Assur, Etham, Elam, Mosach, Tubal, Principes aquilonis et Sydonia hießen. In die Geschichte von Gideon's Sieg über die Midianiter, welcher in der dritten Predigt lebendig ausgemalt und mit epischer Breite erzählt wird, flicht er zur Ausschmückung allerlei ein: so soll Gideon erst in einer Höhle von Gott mit den Worten (37, 32): „Pfi, wie hast du dich verschlafen! Geh hervor und sammle dein Volk und deine Leute allesammt und fahre zu Felde und streite mit den Heiden!“ geweckt und zum Kampfe angefeuert worden sein. Das Stärkste aber ist ohne Zweifel der Roman, welchen er (173, 28 ff.) von Salomo zum Besten gibt. Dieser hatte wahrgenommen, daß Geiz, Hoffart und Unkeuschheit die Menschheit beherrschten und daß seine Bücher, welche er gegen diese drei Laster geschrieben hatte, gar nichts hülfen. Er entschloß sich daher, es selbst zu versuchen, wie es mit diesen stehe. Er fing mit dem Geize an, aber, wie sehr er auch geizte, er fand darin kein Genüge. Er ward hoffärtig über

die Maßen, aber er fühlte sich auch dadurch nicht befriedigt. Er ergab sich der Unkeuschheit, aber er fand auch darin nicht, was er suchte. „Und also," heißt es (177, 20), „that Herr Salomo gar thörlich mit aller seiner Weisheit, daß er seinen Schaden so groß machte ohne seine Noth zu unsrem Nutzen." „Und hast du es nicht gebüßet, Salomo," heißt es Z. 28, „so mußt du so lange in der Hölle sein, als Gott ein Herr in dem Himmel ist."

Das Alte Testament ist für uns Christen von dem höchsten Werthe: es ist uns ein Vorbild. „Daß das wahr sei," lesen wir 398, 18, „zeiget uns der allmächtige Gott an einem Unseligen in dem Alten Testamente. Und was uns guter Dinge und übeler in dem Neuen Testamente zukünftig war an unsren Seelen, das hat uns Gott Alles gezeiget in dem Alten Testamente an der Leute Leben." Vgl. die ganz ähnlichen Aussprüche 66, 36 und 203, 32. Es gilt aber aus der Geschichte die Bedeutung, die Lehre herauszufinden und zu schälen. „Nun seht, ihr Herrschaften allesammt," ruft er (38, 30), „das ist die Schale außen. Ich habe die Schale ausgesagt, als an dem Mandelkerne, da ist außen eine Schale, innen ein edler, wohlgestalteter Kern." „Das ist die Schale," heißt es 39, 25! „Nun will ich euch den Kern und die Bedeutung sagen." „Die Schale," sagt er 185, 26, „die nagen die Juden, der Kern ist uns Christenleuten zu Theil geworden."

Die Kirchengeschichte und insbesondere die Geschichte der Heiligen wird äußerst wenig benutzt. Berthold ist ein treuer Sohn seiner Kirche, so will er die Bibel nur in den Händen der Priester sehen (48, 1. 505, 28), so betrachtet er den Papst als den Lehnsherrn des Kaisers (362, 27), der ihm unterthänigst den Steigbügel zu halten hat (363, 25), so hält er fest an den sieben Heiligkeiten (den Sakramenten; vgl. die Pr. 20) und an den kanonischen Bestimmungen über die verbotenen Ehen (vgl. den ganzen ersten Theil der Pr. 21, welcher nur von den verbotenen Graden handelt), aber er hält sich fern von allen Auswüchsen in der Verehrung der Heiligen. Mittler des Heiles, Spender ihrer Verdienste sind sie ihm nicht, er führt sie nur als leuchtende Tugendbeispiele vor, so der Mildigkeit (58, 7), der Treue (68, 21), der Keuschheit (256, 9). Nur Maria, „die heilige Königin der Barmherzigkeit" (47, 4), kommt besser weg; die Christen sollen fest glauben und hoffen, „daß sie ihr heiliges Trautkind für euch bitte und euch gut sei in euren Nöthen

und Aengsten" (Z. 5), und sie anrufen (93, 25). Wer aber nicht Buße thut, dem kann kein Heiliger, selbst die Mutter Gottes nicht helfen (76, 17).

Die Predigten Bertholds verschmähen alles Prunken mit Gelehrsamkeit, was wir von den gleichzeitigen Kanzelrednern nicht sagen können: diese benutzten die Predigt gern, um ihre Gelehrsamkeit und Belesenheit zur Schau zu stellen. Gelegentlich erwähnt er einen Kirchenvater, um ein einschlagendes Wort von ihm anzuführen, so den guten Skt. Augustin (4, 4; 161, 1), der nach 2, 12 „tausend Bücher gemacht", so den Ambrosius (302, 38), den Hieronymus (448, 21), den Dionysius (2, 13), den Gregor den Großen (l. c. u. 371, 28), „der wohl 35 Bücher davon gemacht", den Anselm von Canterbury (153, 2), den heiligen Bernhard am häufigsten (2, 13; 49, 9), welcher nach 371, 31 auch „viel Bücher gemachet" und „lernte (506, 25) gar viel weiser Lehre an den Sternen und an den Bäumen." Der Talmud wird ein Mal (401, 35), die Glossa 81, 9, genannt. Ebenso erfahren wir, daß er von der französischen und welschen Sprache etwas verstand: ich möchte aber nicht die Vermuthung mit Schmidt, welcher in den Studien und Kritiken 1864, 7 ff. einen trefflichen Artikel über Berthold geliefert hat, darauf gründen, daß er, welcher ein Mal (5, 29) von der Kunst der Meister zu Paris, Orleans und Montpellier, zu Salerno, Padua und Bologna, sowie (537, 15) von einer Disputation zweier hohen Meister zu Paris redet und weiß, daß man in Frankreich den Tag des heiligen Remigius (170, 7), sowie den des Königs Karl (449, 39) ganz besonders in Ehren hält, und wie man in Frankreich und Welschland die Tage der Woche benennt (51, 38. 57, 31. 61, 9. 64, 6), sich seine Kenntniß in diesen fremden Landen in seiner Jugend geholt habe. Er, der an den Grenzen von Frankreich und Welschland mit der Predigt hin und her zog und mit allerlei Menschen in Berührung kam, konnte auf dem einfachsten Wege davon Kunde erhalten haben. Nirgends aber prunkt er mit seinem Wissen: er bescheidet sich und spricht mit der höchsten Ehrerbietung von den hohen Meistern, welche „wohl bescheiden können, da sie viel wohl wissen, denen die rechte Kunst erschlossen ist" (163, 8).

„Der große, Bruder Berthold zu Theil gewordene Beifall, darf nicht verwundern. Seine Beredsamkeit ist die wahre, welcher Gedanken und Worte beinahe nie versagen, die in natürlicher, kräf-

tiger Einfalt zu den Herzen dringend ihrer Wirkung sicher ist." So urtheilt Grimm (S. 307), und wir unterschreiben gern jedes Wort: keines ist zu viel gesagt.

Nicht in die unerforschlichen Tiefen und Geheimnisse des Christenglaubens wollen diese Predigten hineinführen: der Redner warnt wiederholt davor, Alles erkennen zu wollen, zu lange und zu tief in diese Sonne der Wahrheiten hineinzuschauen. Es heißt 52, 32: „Du sollst auch einfältiglich glauben, was du zu Recht von Gott glauben sollst und das dir dein Christenglaube sagt, du sollst nicht zu fest in die Sonne sehen, denn wer fest in die Sonne sieht, in den funkelnden Glanz, der wird entweder an den Augen so böse, daß er es nimmermehr überwindet, oder er erblindet ganz und gar, daß er nimmermehr sieht. Gleicher Weise also steht es um den Glauben, wer zu fest in den heiligen Christenglauben sieht, also daß ihn viel wundert und er zu tief darin rumpelt mit Denken." Vgl. 265, 10. Die ganze Kraft der Rede wendet sich dem Christenleben zu: die Sünde fliehen, das Gute thun, das ist das eine, große Thema, welches in allen diesen Predigten durchgeführt wird. Die erste Predigt eröffnet uns gleich diese Perspective. „Die oberste Weisheit," so lesen wir hier 1, 4, „die die Welt je gewann oder jemals gewinnen kann, das ist die Weisheit, damit man die Seele behütet vor Hauptsünden: denn wer die Seele behütet vor Hauptsünden, der hat sie behalten vor dem Teufel und vor seinen Lüsten." „Es können etliche Meister (etwas) von den Sternen, so können etliche (etwas) von den Pflanzen, welche Kraft sie haben an dem Samen und an dem Kraut und an dem Würzegeschmack und an andern Kräften. So können aber andere Meister (etwas) von der edelen Steine Kraft und von ihrer Farbe. So können die das, so können die das. Es sei diese Kunst oder jene Kunst, was sie können in aller Welt, und können sie die Kunst nicht, damit man die Seele behalten mag, so sind sie eitel Thoren und affen ihre Seele." (2, 18.) Dieser obersten Weisheit kann sich der Mensch befleißigen mit Erfolg. Er muß nur wollen; seinen freien Willen recht gebrauchen. Gern beruft sich der Prediger auf diese edele, freie Willkür, die Gott den Menschen verliehen hat. Gott zwingt den Menschen nicht zum Guten, es kann auch kein Mensch den andern mit Gewalt zu dem Guten bringen: es liegt alles in des Menschen Hand und durchaus nicht in der Vorherbestimmung Gottes. Es

steht fest (13, 9 ff.), „daß er (Gott) uns geschaffen hat nach ihm selber und mit der edelen, freien Willkür geadelt und gefreiet hat: denn der Ochse und der Esel müssen den Wagen und den Pflug ziehen und den Sack tragen, sie thun es gern oder ungern. Also wollte uns unser Herr nicht zwingen und binden an (in) unsrer Willkür. Er hat uns zu wissen gegeben übel und gut, kalt und warm, sauer und süß an unsern fünf Sinnen: Feuer und Wasser, greif, in welches du willst. Seit er uns so gänzlich zu erkennen gegeben hat übel und gut, so will er, daß wir unsre freie Willkür selber binden zu den guten und zu den reinen Gedanken, und die unreinen lassen fahren." „Das ist des Menschen freie Willkür," heißt es 50, 19, „da hat Niemand Gewalt über, denn du selber," und Z. 26: „Man bindet einen Menschen wohl, wie man will, aber seinen Willen kann man nicht binden noch bezwingen." Vgl. 295, 39 ff. „So predigen Etliche," heißt es 491, 27, „öffentlich, der Mensch thue übel oder wohl, soll er behalten werden, so wird er doch behalten; und wie wohl der Mensch thue in der ganzen Welt, soll er zur Hölle, so muß er dahin; und wie übel der thue, der zum Himmelreich soll, er kommt doch dahin. Das ist eine Lüge und eine Ketzerei. So wäre Gott nicht ein rechter Richter." Der Mensch ist in die Sünde hineingefallen und liegt in dem Hause eines Starken gefangen, wie aus der oben schon mitgetheilten Stelle 574, 15 ff. hervorgeht. Er kann aber aus diesem furchtbaren Kerker herauskommen, wenn er sich nur auf den Weg der Buße begeben will. Berthold ist ein gewaltiger Bußprediger: in jeder Predigt dringt er auf das Gewaltigste darauf, daß der Sünder sich zur Buße entschließe, Buße thue. Jede Sünde macht die Buße gut: er mag den Sünder noch so sehr mit der Hölle bedrohen und ihm mit prophetischer Zuversicht ankündigen, daß seine Missethaten ihn in den Grund der Hölle hinein verdammen, nie vergißt er nach solchen centnerschweren Worten hinzuzufügen: „Buße lasse ich alle Zeit aus." (12, 20.) „Buße und Beichte nehmen wir alle Zeit aus." (102, 16.) „Buße ist alle Zeit ausgenommen." (106, 26.) „Beichte und Reue versagen wir Niemandem." (200, 36.) „Reue und Buße versage ich Niemandem, die nehme ich alle Zeit aus." (296, 32.) „Wo ihr Unfriede habt gemacht," lesen wir 57, 13, „zwischen euch und Gott mit tödlichen Sünden, so sollt ihr zwischen euch und Gott einen steten Frieden machen mit der wahren Reue

und mit der lauteren Beichte und mit Buße nach Gottes Gnade und nach euren Gelegenheiten." Nichts kann die Buße ersetzen: Nichts kommt ihr gleich an Macht. „O welche Macht," ruft er aus tiefstem Herzen (76, 15), Reue und Buße haben! Sie thun, das kein Heiliger thun mag, weder Märtyrer noch Beichtiger. Ich will ein groß Wort sprechen: Buße thut, das kein Heiliger je thun mag, weder die Zwölfboten, noch meine Frau Skt. Maria, noch ein Prophet, noch ein Patriarch, noch Engel, noch Heilige: die können allesammt einen Sünder, der nach der Taufe Gottes Huld mit tödlichen Sünden verloren hat, nie gewinnen ohne Buße. Und wenn er in der rechten Buße gefunden wird, so mag ihm Gott seine Huld nimmer versagen und versagt ihm seine Huld wohl, ob alle Heiligen für ihn bäten und alle die Engel, die im Himmelreiche sind: wenn Buße allein sein Geleite vor Gott ist, so mag ihn kein Engel noch ein Heiliger austreiben."

Wer aber seine Sünde wahrhaft bereut, der bemüht sich auch das Unrecht, was er begangen hat, wieder gut zu machen: und da nun Berthold vornehmlich gegen den Geiz, der zu seiner Zeit ganz unglaublich eingerissen gewesen zu sein scheint, in jeder Predigt eifert, so fordert er fort und fort Wiedererstattung, Rückgabe des unrechtmäßig angeeigneten fremden Gutes. Wiederherausgabe ist durchaus nöthig, ohne sie ist alle Reue und Buße falsch und nichtig. Ich theile aus der Unzahl von Stellen nur die zwei stärksten mit. „So wahr das ist," lesen wir 209, 26, „daß der Himmel über uns ist, so wahr ist das: wer von dem Andern erbet acht Pfenige unrechtes Gutes, das Kind von dem Vater, oder der Bruder von der Schwester, oder wer er ist, der von dem Andern erbet unrechten Gutes wissentlich acht Pfenige, der muß ewiglich verdammt sein und je eines auf das andere hat geerbet und also bis auf das vierzigste Geschlecht. Weh, Bruder Berthold, wie möchte das geschehen jemals, daß ich um acht Pfenige also gar verloren sei. Ich führe eher über das Meer und büßte alle die Sünde, die ich je gethan habe. Ja, das will ich dir sagen. Man gibt dir das Kreuz jetzo von dem Papst, über Meer zu fahren für zehn Seelen. Nun drauf. Dasselbe Kreuz will ich dir geben und dazu lassen nehmen das Kreuz, daran der gute Skt. Petrus gemartert ward, und das Kreuz nimm dazu, daran der gute Skt. Andreas gemartert ward: dazu nimm das Kreuz und fahre über das Meer und führe

diese Kreuze allesammt gar mit dir und streite wider die Heiden und du gewinnest das heilige Grab wieder in der Christen Gewalt und du bezwingest die Heidenschaft, Beide fern und nahe und auf und nieder mit deiner Frömmigkeit und mit deinem Schwert und du wirst erschlagen in dem Dienste unsres Herrn, des allmächtigen Gottes, und laß dich legen in das heilige Grab, darinnen der allmächtige Gott selber lag, und lege alle diese Kreuze auf dich und auch das Kreuz, daran Gott den Tod annahm selber für das ganze menschliche Geschlecht, und es wäre auch das möglich, daß Gott selber zu deinem Haupte stände und meine Frau Skt. Maria bei ihm stünde, und alle Gottes Heiligen auf der einen und alle Gottes Engel auf der andern Seite, und nimm den heiligen Gottesleichnam in deinen Mund: ihr Teufel, ihr kommt her und brechet ihm seine Seele aus seinem Leibe und führet sie hinab an den Grund der Hölle, daß ihr nimmermehr Rath wird bei diesen Kreuzen allesammt und bei dieser großen Heiligkeit." „Pfenig für Pfenig," ruft er an einem andern Orte (137, 5), „Schilling für Schilling bis zu dem letzten Heller, oder deiner Seele wird nimmer Rath! Wie, Bruder Berthold, nun bin ich doch in der Brüder Rath und thue denen jedes Jahr meine Beichte und sie sind gar oft in meiner Herberge und ich habe mich doch in ihre Bruderschaft und in ihr Gebet gekauft, daß sie meine Vigilie begehen sollen mit Singen und mit Lesen. Das ist ganz gut. Nun das mag dir Gott recht reichlich vergelten, was du mir und meinen Brüdern zu gute thust. Darum sollen wir dein viel gern gedenken früh und spät bis an deinen Tod. Und so du dann todt liegst, so sollen wir dir dann gar schön singen und lesen die langen Vigilien und gar schönen Seelmessen und lauten requiem aeternam und holen dich gar schön von deiner Pfarre mit unsren Prozessionen und bestatten dich in unsren Münster und legen dich vor den Altar. Ihr Teufel, so seid ihr dagewesen und habt die Seele von seinem Leibe gezerret, da sie des allerersten aus seinem Munde ging und habt sie geführt in den Abgrund der Hölle, da ihr nimmermehr Rath wird. Und wären alle die Zähren und Tropfen, die seit Anfang der Welt je regneten und tropften, graue Mönche und schwarze, Prediger und Minoritenbrüder und Patriarchen und Propheten und dazu Märtyrer und Beichtiger und dazu Wittwen und Mägde: daß die dir immer läsen und sängen und blutige Zähren immer mehr gegen

Gott weinten bis an den jüngsten Tag über deine Seele: ihr würde also wenig Rath, als dem Teufel jemals wird. Nun sieh, Geiziger, wie gefällt dir das? Bruder Berthold, ich höre wohl, es steht übel. Ich will recht in ein Kloster fahren, ehe daß ich also verloren sei. Ja nun fahr in ein Kloster und bezahle und gib wieder Alles, das du erstatten sollst, bis auf einen einzigen Pfenig oder einen einzigen Schilling und du willst denselben Schilling nicht erstatten und wiedergeben und weißt wohl, wem du ihn schuldig bist, und fahre du in ein Kloster und sei als ein Turteltäubelein, die auch viel keusch und rein sind, und flieg mit ihnen zur Metten mit den Brüdern und faste alle Tage und flieg mit den andern Täubelein auch aus und ein, die keusch sind, zu den sieben Zeiten und von dem Chore in den Reventer (Refektorium) und aus dem Reventer in das Schlafhaus: ihr Teufel, ihr nehmt sein doch wahr und laßt ihn aus eurer Hut nicht, bis die Seele aus seinem Leibe gehe, so seid ihr da und führet sie in den Grund der Hölle, da ihr nimmermehr Rath wird." Gute Werke und Wallfahrten können wahre Reue und Buße nicht ersetzen: Berthold kann nicht oft und nicht ernst genug vor dem Wahnglauben warnen, daß dergleichen die Sünde tilgt. Er weiß es, daß der Mensch mit solchen Werken nur sein Gewissen beschwichtigen will, daß er um deßwillen von der Sünde nicht abläßt, sondern vielfach nur schlechter dadurch wird. „Wenn Einer zu St. Jakob fährt," sagt er 3, 18, „oder über Meer oder gegen Rom, oder ein Gut an ein Gotteshaus gibt, so will er wähnen, er sei halben Wegs und will doch Ehebrecher oder ein Vorkäufer sein, oder ein Satzunger, oder ein Trügener, oder ein Neider, daß du dennoch Haß und Neid in deinem Herzen tragen willst: so hast du die Kunst nicht, die zu dem Himmelreiche gehöret, da die Seele behalten ist." „Ihr, Herren," spricht er 459, 29, „ihr thut mir gar leid daran, daß ihr manchmal hin zu St. Jakob laufet oder reitet, daß ihr vielleicht nie zehn Messen höret oder leicht weniger innerhalb zwölf Wochen oder innerhalb zehn. Das rede ich darum nicht, daß ich St. Jakob seine Pilgrime entführen wollte, denn da wäre es mir zu hoch: ich rede es um der Gerechtigkeit willen. Ihr laufet da gen St. Jakob und verkaufet daheim, daß eurer Kinder und eurer Hausfrauen Etliche immer mehr desto ärmer müssen sein, oder du selbst immer mehr in Noth und Schuld geräthst. Und er mästet sich, daß er viel feister heimkommt, denn

er ausfuhr, und hat dann viel zu sagen, was er gesehen habe und läßt (durch sein ewiges Schwatzen) Niemanden hören in der Kirche und bei der Predigt. Was fandest du zu Compostella, als du dahin kamest? Skt. Jakobs Haupt. Das ist gar gut: das ist ein todtes Bein und ein todter Schädel: das bessere Theil ist da im Himmel! Sage an, was findest du hier daheim an deinem Hofzaun, so ein Priester Messe in der Kirche singet? Da findest du wahren Gott und wahren Menschen mit der Gewalt und mit der Kraft, als er im Himmel ist und deß Heiligkeit ist über alle Heiligen und über alle Engel. Ich will ein groß Wort sprechen, das merket allesammt. So viel der Sonne durch ein Nadelöhr scheinen mag und wie gering der Schein wieget, der durch das Nadelöhr gehet, wider allen den Schein, den die Sonne hat über all die Welt, also gering wiegt und übertrifft Skt. Jakobs Heiligkeit und der Zwölfboten zusammen und aller der Heiligen, die in dem Himmel sind, und aller Engel Heiligkeit und meiner Frauen Skt. Marien wider die Heiligkeit, die Gott selber hat. Nun lauf zu Skt. Jakob und lasse Gott selber hier daheim an deinem Hofzaune, daß du dahin nicht gehst, da du viel mehr Gnaden und Seligkeiten erwerben möchtest, wolltest du es suchen!" Vgl. 493, 10. 533, 24. Schlechthin verwirft der eifrige Prediger aber die guten Werke und frommen Wallfahrten nicht: „Es überhebt dich aber großer Marter in dem Fegefeuer," sagt er 356, 9 ff., „Almosengeben, Wachen, Fasten einen Mittwoch oder einen Freitag, gelegentlich Wasser und Brod essen, um Gottes willen Fahren Kirchfahrt und gen Rom." Doch die Weiber müssen unbedingt zu Hause bleiben: „wir lesen von einer," sagt er Z. 24 ff., „die fuhr gen Rom, und das sie dahin führte, das ließ sie da, und das sie nicht dahinführte, das brachte sie heim. Nun, was brachte sie dahin und was führte sie von dannen? Ihr Magdthum (Jungfrauschaft) führte sie dahin keusch und rein, und ließ es dort bei Skt. Peters Münster und brachte ein Kind hinwieder von dannen. Einer Frauen Romfahrt und einer Henne Flug über einen Zaun ist alles gleich nütze."

Der Christ schiebe seine Buße, sein Widergutmachen bei Leibe nicht auf! Der Rabe, in dessen schwarzer Gestalt der Teufel sich uns naht, krächzt: cras, cras, morgen, morgen, aber die fromme Taube, durch die der heilige Geist zu uns spricht, girrt: hodie, hodie, heute, heute! „Was es sei in all der Welt," heißt es 7, 15,

„das Gott löblich sei und deiner Seele nütze, das sollst du nicht aufschieben länger, denn es ist dir zu drei großen Dingen gut, wenn du es sogleich thust.“ So ist es nämlich Gott das Allerliebste, so mehrt sich dein Lohn von Tag zu Tag, so freut sich deine Seele. „Niemand spare seine Reue bis an das Ende,“ so lesen wir 382, 31. „Durch den allmächtigen Gott gewinnet allesammt wahre Reue an diesem Tage. Es wird Gott nimmer so lieb als heute: es ist ihm heute viel lieber denn morgen, morgen viel lieber denn über eine Woche, und über eine Woche viel lieber denn über ein halbes Jahr, und über ein halbes Jahr viel lieber denn über ein ganzes. Aber nimmer so lieb als heut an diesem Tage.“ „Daß ihr euch davor hüten wollet,“ so mahnt er 421, 5, „so will ich euch denselben Strick nennen. Er heißet also: Aufschub der Buße. Wenn ein Mensch zu gutem Willen kommet, daß er Gott bessern und büßen wolle, was er wider seine Huld habe gethan, und es doch aufschiebet von einem Tage auf den andern und denket bei sich also: nun ist der viel älter denn ich (oder die, wenn es eine Frau ist) und thut thöricht: ich komme noch gar wohl hinan, ich habe noch guten Willen, Gott lasse mich nimmer sterben, ehe ich das Alles büße, das ich je wider seine Huld gethan. Nun sehet, derer ist gar viel, die das sprechen, und es ist halt kaum jemand, der nicht habe guten Willen, daß er sich bessern und Buße empfangen wolle auf die Gnade unseres Herrn, nur schieben sie es auf, wenn sie der Teufel mit diesem Stricke irret, daß sie die Buße nicht angreifen.“

Berthold weiß sehr gut, daß man mit einer so allgemein gehaltenen Forderung: Laß das Unrecht! nicht viel ausrichtet: der Mensch muß ganz speciell zurechtgewiesen werden, es muß ihm gesagt werden, was das Böse in Sonderheit ist, von dem er abtreten soll. Er sagt in seiner anschaulichen Weise (2, 35): „Laß das Uebele und thue das Gute! Das ist wohl wahr: es ist der rechte Weg zum Himmelreich. Kannst du aber dich nicht besser daraus richten, so magst du dennoch wohl irre werden. Ihm ist recht, als wenn du sprächest: welchen Weg gehe ich recht gen Regensburg? So spreche ich: da gehe alle die Wege, die recht gen Regensburg gehen, und lasse alle, die unrecht dahin gehen. Dennoch möchte ein Mann wohl irre werden, wenn du ihn nicht anders anwiesest auf die rechte Straße. Ich wähne das wohl, du müssest weiter fragen, wenn du

nicht irre werden willst.“ Vgl. 532, 37 ff. Er unterlässt es daher nicht, in jeder Predigt, in welcher er Buße predigt, gegen ganz besondere Sünden zu sprechen und die verschiedenen Stände und Schichten der Gesellschaft vor ganz besonderen, ihnen gerade eigenthümlichen und gefährlichen Sünden zu warnen. Er unterscheidet zwischen täglichen und tödlichen Sünden: diese letzteren, die er auch Hauptsünden oder rufende Sünden nennt, theilt er in der sechsten Predigt in zwei Ordnungen, in höhere und niedere. Zu den rufenden Sünden unten rechnet er folgende fünf: 1) Neid und Haß, 2) Unkeuschheit, 3) Ueppigkeit, 4) übele Zunge, 5) Untreue: und zu den rufenden Sünden oben folgende vier: 1) unrechte Gewalt, 2) Vorenthalten des verdienten Lohnes, 3) Todtschlag, 4) die Sünde, welche er mit ihrem wahren Namen nicht nennen mag, sondern mit ihrem „Uebernamen“ die rothe oder die stumme heißet. Berthold bindet sich übrigens an diese Eintheilung nicht, er gruppirt und theilt die Sünden immer nach dem augenblicklichen Bedürfnisse ein. Am häufigsten wendet er sich gegen den Betrug im Handel und Wandel, gegen Gefräßigkeit und Ueppigkeit, gegen die Unterdrückung der Armen und Niedrigen, gegen die Unkeuschheit und vor allem mit den gewaltigsten Worten gegen den Geiz. Ganz ausgezeichnet schildert er den Betrug, welcher in dem Handelsverkehre herrscht. „So ist der ein Trügener an seinem Kaufe,“ lesen wir 16, 9, „der gibt Wasser für Wein, der verkauft Luft für Brod und machet es mit Gähren, daß es innen hohl wird: so er wähnet er habe eine Brosam drinnen, so ist es hohl und ist eine leere Rinde. So gibt der Saufleisch für Schweinefleisch: das mag eine Frau in einem Kindbette, oder einer in einem Aderlaß, oder in anderer Krankheit essen, daß er den Tod davon hat; oder unzeitig Kalbfleisch. Du Trügener, du Mörder, du wirst schuldig an den Leuten? So hat der unrechtes Gewicht in seinem Kram, der hat so die Wage einer Seits, daß sie gegen den Kaufschatz schlägt, und jener wähnet, er habe es, so er es nicht hat, und wendet sie mit der Hand recht. Wie soll ich dich den Betrug lehren? So kannst du selber zu viel des Betruges. So hat der ein unrechtes Ellenmaß, so hat der das Wachs gefälschet, der das Oel. Wehe dir, Manteler, du kannst auch deinem Amte nicht recht thun! Du machest einen alten Lumpen, der faul ist und widerlich und damit man billig eine Wand verstieße, so es zu anderm nichts nütze sei: das vernadelt er und

macht es dicke mit Stärke und gibt es einem armen Knechte zu Kauf. Der hat vielleicht ein halbes Jahr darum gedienet, und wenn er es angelegt hat, so währet es nicht vier Wochen, daß er abermals ein anderes kaufen muß. Du Trügener, du Falscher! Du mußt dich deines Amtes abthun, oder deiner Seele wird nimmer Rath, denn du magst nimmer Recht thun. So sind der Bauern wohl Trügener etliche, wie die in der Stadt. Führet er Holz dahin, leget er das krummste in die Mitte hin und das gerade außen und verkauft Luft für Holz. So leget der das Heu ungetrocknet in den Wagen und verkauft auch Luft für Heu." Der Armen nimmt sich Berthold in rührender Weise gegen ihre Unterdrücker und Schinder an. Prächtig ist die Schilderung, welche er von den Schildknechten der Ritter entwirft, welche den armen Mann auf dem Lande aussaugen und auffressen. „Wo der hinfähret," so heißt es 368, 23, „so thut er wie eine Heuschrecke. Die will nur mitten in dem Grase liegen; also will er alles das um sich streuen, was er sieht. Er streuet den guten Leuten ihre Arbeit und ihr Futter und ihr Heu vielmehr oft unter die Rosse, denn sie davon essen. So er dann an einem Huhne genug hätte, so würget er zehn; so er dann an einer Gans genug hätte, so würget er vier oder zehn, und also thut er in Allem. Davon die guten Leute ein ganzes Jahr leben sollten, möchte er das auf ein Mal verbringen, das thut er und wird sein selten mehr einer froh an Leib und an Gut. Wie die Heuschrecke: wie tief sie in dem Grase liegt, so wird sie doch nimmer feister, sie ist alle Zeit mager und langbeinig und »snâkelt«. Also bist du, Schildknecht, eine Heuschrecke: du hüpfst auch wie eine Heuschrecke auf deiner elenden Mähre und hängen dir die Schuhe von den Füßen vor Armuth und wirst nie wohl berathen, und du mußt zuletzt eines schändlichen Todes warten, wie die Heuschrecke: die vertreten die Leute und das Vieh in dem Grase, oder sie durchschneidet die Sense, so man das Gras mähet. Kommt sie darum hin, so essen sie die Vögel: so sie aus dem Grase kommt, so führen sie die Vögel hin. Du Schildknecht-Heuschrecke, du wirst zerschnitten oder erhangen: das geschieht ihnen gar häufig, daß sie einen unrechten Tod nehmen. Kommen sie darum hin, so frißt sie das Geflügel und führet sie hin; das sind die Teufel, die führen sie hin in den Abgrund der Hölle, da ihnen nimmermehr Rath wird." Er apostrophirt (122, 6) die Herren also: „Ihr Herren, das geht

euch aber an, ihr Ritter, daß ihr so gern Häuser baut mit armer Leute Schaden. Der muß euch eine Woche helfen, der einen Tag, je darnach es euch gut dünket; der mit seinem Vieh und mit ihm selber, und der mit seinem Knechte, und erwürget wohl sein Vieh an euren Häusern, daß der Acker das ganze Jahr desto schlechter wird gebaut. So muß der seinen Knecht darleihen, oder er selber dasein, und säumet sich, daß es ihm ein Jahr schaden muß. So muß der ihm Steuer dazu geben, daß er es in einem Jahr nicht überwindet." Gegen den Geiz entbrennt immer sein heiliger Zorn am Meisten, er kann nie müde werden, auf das Eindringlichste vor ihm zu warnen. Er verspricht sich freilich nicht viel. Wie er den armen Leuten zuruft: „Ihr armen Leute, ihr freuet euch ohne Noth, ihr wähnet alle, sie wollen euch erstatten und wiedergeben um meiner Predigt willen, oder ihr wähnet das, sie wollten milde werden: das geschieht euch ohne Noth," (60, 7 ff.) und ihnen keine trügerischen Versprechungen macht, so verspricht er sich von all seinem Eifern wider den Geiz auch nicht den geringsten Erfolg. „Und darum," sagt er 439, 19, „nahm unser Herr einen Geizigen zu einem Jünger an, daß er alle diese Welt wollte lassen sehen, daß ihm Niemand so hart wäre als die Geizigen, denn er mehr an ihm versuchte guter Dinge, da man doch Sünder mit bekehren soll, denn gegen keinen Sünder je." „Ja predigte Gott selber einem Geizigen," ruft er 60, 11, „dritthalb Jahr und half an ihm nichts, bis daß er den Prediger verkaufte um dreißig Pfenige." Aeußerst vorsichtig verfährt aber Berthold mit seinem Warnen vor der Sünde: er liebt es, die Sünde in ihren verschiedenen Gestalten und Verhäutungen genau nach dem Leben zu zeichnen, daß man sie mit den Händen greifen kann: aber er weiß sich auch bei seiner Malerei und Schilderei zu beherrschen. Er weiß, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll, daß schon mancher durch lebendige Beschreibungen von allerlei Sünden und Lastern zu diesen Untugenden gereizt und gelockt wurde, daß mancher bei dem Anschauen solcher unzüchtigen Darstellungen um seine Schaam und Unschuld gekommen ist. „Pfi dich, Adelheid," heißt es 114, 30, „mit deinem langen Haare, daß du nicht weißt, wie übel es dir steht und wie lächerlich! Und ihr Frauen, ihr leget das halbe Jahr wohl an euer Haar. Ich will weiter nicht davon reden, wie ich sollte, ich will dich keine Eitelkeit lehren: du kennst davon selber genug."

Mustergiltig ist, wie er von den Sünden der Unkeuschheit redet. Er schont hier alle Zeit auf die zarteste Weise die Reinheit des Herzens, die Schamhaftigkeit. In der Predigt 21, welche er über die Ehe gehalten hat, sagt er zuerst (310, 16): „Ihr Wittwen und Mägde, ihr möchtet wohl schlafen, dieweil ich diesen Eheleuten predige, oder höret mit den andern; die jetzt Wittwen und Mägde sind, die werden leicht über zehn Wochen oder ein Jahr Eheleute." Sie können den ersten Theil seiner Predigt ruhig mit anhören, „wie man recht und redlich zu der Ehe kommen soll." (311, 20.) Wie er nun aber zu dem andern Theile übergehen will, „wie man in der Ehe leben soll" (311, 21), da spricht er: „Ihr geistlichen Leute allesammt, ihr Frauen und ihr Männer, ihr sollt allesammt heimgehen, die keusch gelebt haben: ich will überhaupt nicht, daß ein Geistlicher hier sei, daß sie nicht hören, das ich mit diesen Eheleuten zu reden habe, denn es geht recht Niemandem an, denn Eheleute und die zu der Ehe Willen haben. Ich will euch denselben Ablaß geben. In nomine patris et filii et spiritus sancti. Und wer das nicht thut, dem gebe ich aller Gnaden auch nicht eine. Geht heim in Gottes Namen!" Zuletzt kommt er hier auf das Kapitel, wie Eheleute sich im Bette verhalten sollen. Er geht mit Zittern und Scheu daran. „Das ist die Zucht!" heißt es 324, 38. „Die sollt ihr auch haben in dem Bette gar mit Fleiß. O weh leider! da wage ich nun nicht davon zu reden, wie euch das Nothdurft wäre. Und wisset das fürwahr, es wäre euch eine gar nützliche Rede. Nun wage ich davon nicht wohl zu sprechen vor den Verkehrten und vor den Spöttern, die da übele Zungen tragen, denn sie gedenken, wie sie übel reden mögen. Jedoch sage ich euch ein wenig obenhin." Er redet nun in verblümter, andeutender, auf schwere Sünde anspielender Weise. Ohne Verblümung, ohne Verhüllung getraut er sich nicht zu sprechen. „Der das versteht, der versteht es" (325, 10), heißt es zuerst, bald darauf: „Sieh, das ist mir das Allerliebste. Gott helfe mir, daß du mich nicht verstehst. Aber ein schalkhaft Herz versteht mich wohl. Der da versteht, der verstehe; der nicht versteht, der habe den Schaden! Jedoch wäre es euch viel nützer. Nun wage ich weiter mehr nichts zu sagen vor den bösen Zungen. Und doch will ich es euch besser andeuten." (325, 27.) Vgl. 92, 20 ff.

Von der Sünde schreckt Berthold meistens dadurch ab, daß er

den Leuten verkündigt, daß, wer in der Sünde verharre, vom Teufel geholt werde und in den tiefsten Grund der Hölle komme. Erschütternd ist das Bild, welches er ein Mal gebraucht, um das Entsetzen vor dem nahenden Teufel darzustellen. „Und wäre es also," sagt er 413, 7, „daß man ihn möchte sehen mit fleischlichen Augen, daß man vor seinem Grauen nicht stürbe, und daß er jetzt dort her ginge vor dem Walde, wenn dann diese Stadt hier vor uns ein glühender Ofen wäre allesammt, der durchglühete, es würde das allergrößte Drängen in dem glühenden Ofen, das die Welt je erlebte oder jemals erleben soll." Schrecklich ist die Höllenpein, unausstehlich das höllische Feuer! „Wehe dem, der seine Zeit also anlegt, daß er mit dem Teufel immer brennen und braten muß in der ewigen Marter!" (23, 18.) „Nun, wie groß die Marter wäre, das sieh und merke! Wenn einer diese Stadt anzündete und sie allesammt ein Haus wäre, so wäre es denn doch nichts denn ein Feuer. Also ist es auch um dich, Mensch. Wenn deine Haut und dein Haar, deine Augen und dein Mund und Haupt und all dein Leib, Bein und Fleisch und alle deine Glieder und alle deine Adern, dieß allessammt ein durchsichtig Feuer wäre, wie ein Eisen, das durchschmolzen und durchglühet ist: ich spreche noch mehr: wenn alle diese Welt nichts mehr wäre, denn ein einiges Feuer, von dem Erdreiche bis an den Himmel und Einer mitten in dem Feuer wäre: also wohl dem wäre, so ist dem wohl hundert Mal schlimmer, der in der Hölle ist; denn St. Augustinus spricht, das Feuer, das wir hier auf dem Erdreiche haben, das sei wider jenes Feuer wie ein gemaltes an einer Wand." (127,21 ff.) „Dem am allerbesten ist da in der Hölle, dem ist recht also wohl, als ob alle die Welt ein Feuer wäre und bis an das Firmament ginge, und er mitten in dem Feuer wäre, also wohl dem wäre mitten in dem Feuer in seinem Hemde oder gar bloß, also wohl ist dem, dem es am allerbesten ist da in der Hölle." (386, 26 ff.) Und dieses Höllenfeuer hat kein Ende: die Verdammniß der Ungerechten dauert in Ewigkeit. „Denn wenn du so lange brennst und also manch tausend Jahre, als Tropfen in dem Meere sind, so geht deine Marter erst an im Anfange, und wenn du also lange brennst, so manch tausend Jahr, als Staubes in der Sonne ist, so hebt sich deine Marter erst an. Und ich spreche noch mehr: wenn du so manch tausend Jahre brennest, als manche Haare seit Adams Zeiten auf Menschen und

auf Thieren und auf Vieh je gewachsen sind seit Anfang der Welt, so hebt sich deine Marter erst an und gewinnt nimmer Ende von Ewigkeit zu Ewigkeit." (72, 32 ff.)

So gewaltig und so häufig auch Berthold mit der Hölle droht und durch die Furcht und das Entsetzen vor der Strafe von dem Unrecht abhalten will: so überschätzt er doch diese Triebfeder nicht. Er weiß, daß sie, auf der Wage des Heiligthums gewogen, zu leicht erfunden wird. Er redet das treffliche Wort: „wer die Sünde um anderes nichts lässet, denn aus Furcht der Hölle, dem soll die Hölle auch den Lohn geben." (557, 32.) Aber Berthold ist ein praktischer Mann, er weiß, was am Kräftigsten wirkt und bescheidet sich, wenn es nicht anders ist, auch mit diesem geringeren Maße der Sittlichkeit. Er weiß aber doch auch andere Hebel noch in Bewegung zu setzen und den Menschen bei Höherem und Besserem zu beschwören, das Böse zu lassen und das Gute zu thun. Er hält die inbrünstige Liebe Gottes in Christo vor, um die Herzen seiner Zuhörer zu einer heiligen Liebe zu entflammen. „Ich bin," sagt er ein Mal sehr schön und wahr (371, 6), „eine rufende Stimme! Etliche wähnen und haben so gethane Herzen, daß sie auf Bitterkeit nicht achten, daß ich sie bitterlich habe gemahnt. Nun will ich sie zärtlich und süßlich mahnen, und Gott selber spricht es gegen euch durch meinen Mund und heißet euch zärtlich bitten und mahnen durch seine Auferstehung, die gar fröhlich war, der sich Himmel und Erde freuete; und noch heute, wenn man seine Auferstehung begeht, so freuet sich Alles, das auf dem Erdreich ist. Bei der Freude mahnt euch Gott durch meinen Mund." Recht beweglich, recht herzergreifend versteht er es, die Liebe des Herrn zu schildern. „Da sollt ihr sehen," lesen wir 140, 17, „ihr reinen Christenmenschen, wie lieb euch hat gehabt der allmächtige Gott, und ihr sollt ihn herzlich lieb haben, denn er hat euch ohne Maßen lieb gehabt. Nun sehet, wie lieb euch Gott hat! Wann er euch erkaufte mit seinem reinen Leibe, da genügte es ihm dennoch nicht, er habe euch denn noch lieblicher geminnet, da er die bittern Marter um unsertwillen an dem Kreuze litt. Das war die größte Minne und die größte Liebe, davon je gehöret ward." In der 23. Predigt ergeht er sich noch weiter über diese Liebe des Herrn zu dem Schatze, den er in dem Acker gefunden hat. „Das ist," sagt er 357, 11, „eines gleichen reinen Christenmenschen Seele. Das ist Gott gar ein

lieber Schatz und ist ihm halt so lieb, daß er verkaufet alles sein Gut, in der Absicht, daß ihm der Schatz werde.“ „Ihr Herren,“ fährt er dann Z. 18 fort, „ihr kaufet eure Aecker nur mit Pfeniglein und mit Silberlingen: unser Herr Jesus Christus verkaufte seinen eignen Leib und kaufte den Acker, daß ihm der Schatz würde; also herzlich lieb war ihm der Schatz, des reinen Christenmenschen Seele. O wehe, liebe Christenleute, nun habt den allmächtigen Gott lieb, denn er hat euch ohne Maßen lieb gehabt, und da er den Acker kaufte mit seinem eigenen Leibe, das genügte ihm dennoch nicht, er wollte ihn auch selber bauen: so gar herzlich lieb war ihm der Acker des Schatzes wegen, der darinnen war gelegen verborgen. Also wollte er den Acker Niemandem anvertrauen, der ihn baute, denn sich selber: weder Patriarchen, noch Propheten, noch einem der Zwölfboten, noch Engeln, noch Menschen; weder jemandem in dem Himmel noch auf der Erden, noch irgend jemand, also gar lieb war ihm der Acker des Schatzes wegen, der drinnen verborgen liegt, des reinen Christenmenschen Seele. O wehe, ihr seligen Christenleute, wie herzlich lieb ihr haben solltet aller Engel Herren und aller Welt Herren und Kaiser und König aller Könige! Der hat den Pflug selber um euretwillen gehabt. Ihr Herrschaften, ihr lohnet dem Knechtlein, das den Acker bauet: dem gebet ihr ein wenig Gütleins. Da war ihm der Acker also lieb, die heilige Christenheit, daß er ihn Niemandem wollte lassen bauen, und er hat den Pflug selber gehabt, aller Engel Herr. Ein Pflug muß von Eisen und von Holz sein; also war das heilige Kreuz von Holz und von Eisen die Nägel, die ihm da gingen durch Hände und durch Füße, und also hatte er den Pflug, bis er den Tod daran nahm. Nun seht ihr, liebe Christenheit, wie lieb euch Gott gehabt! Und das genügte ihm nicht, daß er ihn kaufte mit seinem eigenen Leibe selbst und ihn da selber baute: er hat ihn auch gedünget mit seinem Blute selbst. Wo ward je ein Acker so gar übertheuer gekauft und so theuer bezahlt und also zärtlich gebauet und so hart gebauet und also lieblich gedünget und also minniglich gedünget! Denn er hat ihn gedünget mit seinem edeln, minniglichen Herzblute, denn damit ward die Erde begossen. Also gar lieb war ihm der Acker, die heilige Christenheit, und der edele Schatz, des reinen Christenmenschen Seele. Nun sehet, wie herzlich lieb euch Gott gehabt hat und wie herzlich er euch geminnet hat! Und darum, wie er selber

spricht und gebietet, so sollen wir ihn minnen von allem unserm Herzen und von aller unsrer Kraft und von aller unsrer Seele und unsren Nächsten als uns selber. Da er uns also herzlich lieb hat gehabt, so will er auch, daß wir ihn lieb haben, und ist die Liebe, die er von uns fordert, nur unsrer Seele Seligkeit und unsres Leibes." „Nun sieh," Sünder, ruft er 370, 14, „wie theuer dich Gott mahnt! Denn es ward nie gehört von Anfang der Welt, daß je ein Mensch so bittern Tod je erlitt, daß er blutigen Schweiß schwitzte. Das that nie ein Mensch mehr. Bei der Angst und bei der Beschwerde und bei der Noth mahnt dich Gott, daß du wiederkehrest mit wahrer Reue und mit lauterer Beichte und mit Buße auf seine Gnade. So leget er dir seinen Morgen vor, daß ihn die Juden feindlich fingen und er ungetreulich verrathen ward und auf seinen Rücken geschlagen ward und an manchen Enden verwiesen ward und mit einem Rohre eine Dornenkrone auf sein Haupt gedrücket ward und unter seine Augen gespeiet ward. Nun siehe, Sünder, das leget dir der allmächtige Gott Alles vor, daß er das Alles um deinetwillen erlitten habe des Morgens an dem heiligen Charfreitage, darum daß du der ewigen Marter überhoben würdest, so du selber wolltest. Gewinnet heute wahre Reue und beweinet von Herzen eure Sünde. Ja, er hat manchen Tropfen euretwegen gelassen aus seinem heiligen Leibe seines viel reinen Blutes, dessen Tropfen einer theurer ist denn Himmelreich und Erdreich. Die mit den Augen nicht weinen, mögen die weinen mit dem Herzen." So mahnt er mit dem Nachmittag des Leidenstages weiter. Vgl. 292, 12 ff.

Doch Berthold verschmäht es nicht, mit welchen brennenden Farben er auch die Liebe des Herrn uns vor die Augen malt und mit welchem treuen Eifer er auch mahnt: Gott hat euch geminnet, minnet ihn wieder, Gott hat euch gedienet, dienet ihm nun auch eurer Seits (190, 2), auf den Lohn immer und immer wieder hinzuweisen, welchen Gott dem Tugendhaften reicht. Der Mensch ist in der glücklichsten Lage, welche man sich nur denken kann: er ist besser daran als die Engel. Diese können in keinen besseren, höheren Zustand mehr gelangen, der Mensch kann, wenn er nur dieses Leben recht benutzt, auf eine immer höhere Staffel der Seligkeit aufsteigen. Berthold beneidet keinen Engel, möchte mit keinem Heiligen im Himmel tauschen. „So haben es," hören wir 97, 26,

womit die Parallele 23, 4 verglichen werden kann, „die tugendhaften Leute auf dem Erdreiche eines Dinges besser denn die Heiligen in dem Himmelreiche: denn die tugendhaften Leute mögen wohl Lohn verdienen auf dem Erdreiche, dieweil sie leben, das mögen die Heiligen nicht thun. Skt. Peter habe ihm, das er habe, es wird ihm nimmer gebessert. Dasselbe spreche ich zu allen Zwölfboten und zu den Märtyrern und zu den Beichtigern (natürlich sind die Confessoren, die Bekenner, gemeint) und zu den andern Heiligen allen. Und Skt. Nikolaus, hätte der eine Stunde mehr auf dem Erdreiche tugendlich angelegt, daß er nur ein Ave Maria mehr hätte gesprochen, dieweil er lebte auf dem Erdreiche, das nähme er für alle die Zeichen, die Gott durch seinen Willen je gethan hat auf Erden. Und ich wollte, daß ich sicher wäre auf diesem Erdreich, daß ich das Himmelreich nimmer verlieren möchte: so wollte ich lieber ein tugendhafter Mensch sein auf dem Erdreich, denn ein Heiliger in dem Himmelreiche, denn so wollte ich von Weile zu Weile, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr je heiliger und heiliger werden. Nun sehet, wie nütze und wie edel Tugend ist." In der 16. Predigt handelt er von der achterlei Speise, die in dem Himmelreiche am Ende den Gerechten erquickt: Jugend ohne Alter, Erfüllung jedes Wunsches, Freude ohne Ende, Reichthum ohne Armuth, Leben ohne Tod, Gesundheit ohne Siechthum, Minne ohne Haß und Schönheit ohne Makel. Ein Königreich soll jeder, das versichert die 17. Predigt, im buchstäblichsten Sinne des Wortes empfangen. Wie es in der Hölle verschiedene Grade der Verdammniß gibt (386, 33 ff.), so gibt es in dem Himmel auch verschiedene Stufen der Seligkeit (538, 13). Die Anschauung Gottes, „das Gesicht das man an Gott sieht" (388, 18), ist die Spitze der Seligkeit, der Gipfel der Wonne. An Gott sieht man sich nimmer satt: „so," heißt es hier, „ward nie einer Mutter ihr Kind so lieb, ausgenommen unsre Frau, und sollte sie es drei Tage ansehen ohne Unterlaß, daß sie anders nichts thäte, denn daß sie ihr Kind sollte ansehen, sie äße an dem vierten Tage viel lieber ein Stück Brodes." Diese ewige Wonne und Herrlichkeit ist unsagbar, undenkbar. „Wir sagen euch etwa ein Gleichniß," heißt es 389, 22, „wie schön Gott sei. Sehet Alles, das wir immer sagen können oder mögen, das ist recht dem gleich, als ob ein Kind uns sollte sagen, wenn es möglich wäre, dieweil es in seiner Mutter Leib ist beschlossen, und das sollte sagen

von aller der Würde und von aller der Gezierde, die die Welt hat, von der lichten Sonne, von den lichten Sternen, von edeler Gesteine Kraft und von ihrer mannichfaltigen Farbe, von der edelen Pflanzen Kraft und von dem edelen Geschmack und von der reichen Gezierde, die man aus Seide und aus Gold machet in dieser Welt, und von mancherhand süßer Stimme, die die Welt hat von Vögelein Sang und von Saitenspiel und von mancherhand Blumen Farbe und von aller der Gezierde, die diese Welt hat. Also unmöglich und also unkundig einem Kinde davon zu sprechen wäre, das noch beschlossen ist in seiner Mutter Leibe, das nie sah weder übel noch gut, je eine Freude empfand, als unkundig dem Kinde davon zu reden ist: also unkundig ist auch uns davon zu reden, von der unsäglichen Wonne, die da im Himmel ist und von dem wonniglichen Antlitze des lebendigen Gottes." Wer nun weiter nichts begehrt, als überhaupt nur in den Himmel zu kommen, und zufrieden ist, wenn er in dem untersten Chore der Engel aufgenommen wird, der hat sich nur an die zehn Gebote zu halten. „So thut weder weniger noch mehr und auch bloß Recht und das nöthige Recht. Und der allerleichteste Weg, der zum Himmelreich gehet, das ist, daß ihr die zehn Gebote halten sollt. Und wer zu höherem Lohne will, der muß weiter greifen an Gottes Dienst." (274, 31.) Es will aber scheinen, als ob der Beste doch nicht viel zu Stande bringt und keine überschüssigen Verdienste sich erwirbt: Berthold mahnt wenigstens, sein Vertrauen auf etwas anderes zu setzen. „Wie groß der Teufel Grausamkeit sei," heißt es 47, 7, „und ihr furchtbares Drohen, so habt doch ihr starke Hoffnung und festen Glauben zu Gott, und rufet ihn fest in Gedanken an: denn ist der Gutthaten zu wenig, so vertrauet dem allmächtigen Gotte, daß er seines Blutes dazu lege, davon ein einziger Tropfen mehr wieget denn Himmelreich und Erdreich." Zu einem Tempel Gottes soll sich der Mensch ausbauen: „Denn der Mensch," lesen wir 566, 7, „ist des allmächtigen Gottes Tempel und er will da innen wohnen und hat ihm den Menschen zu einem Tempel gemacht, darum daß er darin wohnen will und er will es nicht entrathen, er will darinnen Wohnung haben und er will auch in keines Menschen Herz, noch in seine Seele nimmer kommen, denn daß er sich gereiniget hat von allen Sünden." Zwei und vierzig Tugenden kennt Berthold (442, 12), wir erfahren aber nirgends die Namen dieser großen

Schaar. Die 18. Predigt führt acht Haupttugenden auf: rechten Christenglauben, Minne, Demuth, Geduld, Entsagung, Eifer zum Gottesdienst, Keuschheit, Milde: am häufigsten wird die Liebe, Keuschheit, Demuth, Gerechtigkeit und Milde anempfohlen. Schön redet Berthold von der Liebe (545, 33): „Die Minne ist recht wie das Feuer: was man in das Feuer legt, das wird auch Feuer. Legt man Eisen in das Feuer, es wird auch Feuer. Also wird alles das Feuer, das man in das Feuer legt. Also ist die Minne. Alles, das dem Menschen je geschehen mag, wer wahre Minne hat, das ist ihm alles eine Minne. Hat es große Arbeit, das ist ihm auch eine Minne, hat es große Armuth, es ist ihm eine Minne. In der Liebe unsres Herrn leidet er Schmach und alle die Armuth.“ Er hält sich aber nicht immer auf dieser Höhe. Er läßt sich zu zwei Malen von der Zuhörer Einem den Vorwurf machen: „O wehe, Bruder Berthold, du thust ja das selber nicht! Nun bin ich dein Ebenchristenmensch und du hast zwei gute Röcke und ich habe einen viel bösen und lässest mich doch eher Mangel leiden, denn dich selber.“ (359, 11 und 544, 18.) Er weiß hierauf nichts besseres zu antworten, als folgendes: „Das ist ganz wahr; ich habe die Röcke, ich gebe dir aber keinen. Hätte es Gott also gemeinet, es würde Niemand etwas behalten, der heute lebt, weder geistlicher noch weltlicher Mensch. Ich gebe dir den Rock nicht, ich wollte aber gern mit guter Treue, daß du einen also guten hättest oder einen zwei Mal so guten. Sieh, darin liegt die Minne, die du gegen deinen Ebenchristen haben sollst. Gönnest du dir selber Gutes, so sollst du auch ihm Gutes gönnen.“ Bessere Rathschläge als diesen ertheilt sonst der Prediger. Man schlage nur seine Predigt über die Ehe (309 ff.), über die Beichte (339 ff.) ein Mal auf. Ich hebe nur noch aus der dritten Predigt einige treffliche Worte über die Kinderzucht hervor. „Wenn es (das Kind) gehend wird und redend, so sind sie (die Teufel) dann gar eifrig, daß sie ihm immermehr rathen und dazu Vorschub leisten, daß es böse Worte lerne und schalkhafte Worte spreche und schelte und fluche; und Vorschub leisten auch Vater und Mutter dazu, daß sie ihm es nicht wehren und bisweilen, daß sie es schelten und schwören lehren und daß ihnen gar wohl dabei ist und sein fest lachen und ihr Gaukelspiel ist: nun schlag den und schilt den! und gibst ihm ein Holz in die Hand und lehrest es, daß es übel sei und daß es übel thue.“

(33, 11.) „Lehret man es zuerst Zucht und Tugend und Weisheit, so legt es immermehr Hand dran: lehret man es aber Leckerei und Schalkheit, so muß es immermehr sein ein Lecker oder ein Schalk. Und darum gibt man der hohen Herren Kindern Zuchtmeister, die alle Zeit bei ihnen sind und sie zu aller Zeit Zucht lehren.“ (34, 28.) „So habt ihr, armen Leute,“ fährt er Z. 38 fort, „für eure Kinder keine Zuchtmeister, wie hohe Herren und Frauen für ihre Kinder, und darum sollt ihr eure Kinder selber ziehn, da euch und euren Kindern das Himmelreich also noth ist, so sollt ihr eure Kinder selber ziehen, denn dieß ihnen Niemand so wohl schuldig ist als ihr. Zu der Zeit, da es das erste böse Wort spricht, so sollt ihr ein kleines Rüthlein nehmen zu euch, das alle Zeit über euch stecke in der Diehle oder in der Wand, und wenn es eine Unzucht oder ein böses Wort spricht, so sollt ihr ihm ein Schmitzlein thun an die bloße Haut: ihr sollt es aber an das bloße Haupt nicht schlagen mit der Hand, denn ihr möchtet es wohl zu einem Thoren machen: nur ein kleines Reislein, das fürchtet es und wird wohl gezogen. Thut ihr das nicht, so möget ihr bösen Blick an ihm werden sehen, und wo sie ungerathen werden durch eure Schulden, daß ihr es von Kind an nicht lehret Zucht und Tugend und es ziehet gegen Gott und die Welt, so müsset ihr an dem jüngsten Tage antworten für eure eignen Kinder, wie ein Probst und ein Abt und ein jeglicher Klostermeister für seine Versammlung.“

Jahrhunderte sind vergangen, seitdem Bruder Berthold in deutscher Zunge das Wort Gottes predigte, seine Sprache ist uns fremd geworden, aber dennoch heimelt uns seine Rede an, sie hat nichts im Laufe der Zeit von ihrer angeborenen Schönheit und innewohnenden Kraft verloren. Wir bekennen heute noch mit dem alten Chronisten (vgl. Pfeiffer's Berthold p. XXVII: posuit Deus os eius quasi gladium acutum) und geben dem trefflichen Frauenlob vollkommen Recht, der da singt (ebend. p. XXX):

„Man vindet brueder niht als bruoder Berhtolt was.“

Johann Tauler.

Luther schreibt seinem Freunde, dem Dr. Johann Lange zu Erfurt im Oktober 1516: „Siehe zu, daß du bei deinem Tauler verharrest" (Luthers Briefe von de Wette 1, 34): er rühmt in demselben Jahre noch am 14. Dezember seinem lieben Georg Spalatin mit folgenden Worten diesen theuren Gottesmann. „Wenn es dich ergötzt eine reine, solide, der alten ganz ähnliche Theologie zu lesen, die sich in deutscher Sprache ergossen hat, so kannst du dir die Predigten Joh. Taulers von dem Predigerorden anschaffen, von welcher ich dir hier gleichsam einen Auszug schicke. Denn weder in lateinischer noch in unsrer Sprache habe ich eine gesundere und mit dem Evangelium mehr übereinstimmende Theologie gesehen. Schmecke und siehe daher, wie freundlich der Herr ist, wenn du zuvor geschmeckt und gesehen haben wirst, wie bitter Alles ist, was wir sind" (l. c. S. 46).

Von dem äußeren Leben Taulers*), dem, wie Luther ganz richtig erkannt hat, seine Predigten einen unvergänglichen Namen in der Kirche verschaffen, wissen wir nur sehr wenig, denn die uralte Historie des ehrwürdigen Doktors Joh. Tauler, welche den Predigten schon in der ältesten Ausgabe beigegeben ist, handelt, wie die von der Nonne Elsbeth Staglin zu Töß, einer geistlichen Tochter Heinrich Suso's, verfaßte Lebensgeschichte ihres Meisters, nur von dem Entwicklungsgange des inneren Lebens. Tauler wurde 1290 zu Straßburg geboren und trat 1308 in das dortige Dominikanerkloster ein. Was ihn zu diesem Schritte bestimmte, ist uns ganz unbekannt. Er selbst sagt ein Mal in einer Predigt: „Hätte ich gewußt, da ich

*) Vgl. C. Schmidt, Joh. Tauler von Straßburg. Brömel 1, 70 ff.

noch meines Vaters Sohn war, was ich nun weiß, ich wollte von seinem Erbe gelebt haben und nicht von Almosen.“ *) (2, 274.) Der Entschluß des jungen Taulers, dessen Vater damals noch lebte, war hiernach, wenn auch ein freiwilliger, so doch kein ganz reifer. Bedeutungsvoll ist es, daß er in den Predigermönchsorden eintrat und nicht in den Orden der Barfüßer. In dem dreizehnten Jahrhunderte erblühte die Predigt, vor Allem die Volkspredigt, unter der Pflege der Franziskaner, in dem vierzehnten Jahrhunderte aber gedieh sie am Herrlichsten in dem Dominikanerorden und trug reife, volle Früchte. Auf die Volkspredigt folgte die Klosterpredigt, auf die Predigt, welche das christliche Leben unter dem Volke wieder erwecken sollte, die Predigt, welche die angeregten Seelen in den Klöstern und Versammlungen mit mystischer Kost erquickte. In dem Dominikanerorden fand die Mystik Eingang und für längere Zeit eine Bleibestätte: Tauler, in einer Stadt geboren, in welcher viel christliches Leben herrschte, ward von dieser, in seinem Orden heimischen Mystik auf das Tiefste ergriffen. Nachdem er in dem Kloster den niederen Unterricht empfangen hatte, wurde er, da seine bedeutende Begabung bald hervortrat, nach Paris gesandt, um dort seine Studien zu vollenden. Den Meister Eckart, den tiefsinnigsten, kühnsten, einflußreichsten deutschen Mystiker, konnte er dort freilich nicht mehr hören: aber jener hohe Meister, welcher dem Dominikanerorden ja auch zugehörte, hatte die Geister so gewaltig bewegt, daß er in Paris noch nicht vergessen war, sondern noch stark nachwirkte. Für den hohen Gedankenflug, für die kühnen Spekulationen Eckarts konnte Tauler sich aber nicht begeistern, der spitzfindige, sylbenstechende und haarspaltende Scholasticismus konnte ihn auch nicht reizen, er beneidete die großen Meister von Paris nicht um ihre Büchergelehrsamkeit (3, 186) und wollte mit den großen Pfaffen (2, 72) nicht wetteifern. Nicht Scharfsinn, nicht Tiefsinn, sondern ein reines, lauteres, tiefes, minnigliches Gemüth, das war seine Beilage aus Gottes Gnaden. Von Paris kehrte er in sein Kloster nach Straßburg zurück: wann er dort zuerst als Prediger auftrat, wissen wir nicht. Specklin, der alte straßburger Chronist, bemerkt zu dem

*) Ich citire Taulers Predigten nach der von Hamberger veranstalteten Ausgabe von 1864, welche, mit einem neuen Titel versehen, 1872 von Prag aus wieder in Curs gesetzt worden ist.

Jahre 1341: „Damals hob ein Predigermönch zu Straßburg an göttliche Lehre zu predigen, solches hat er bis in die zwanzig Jahr gethan, er hieß Johannes Taulerus." Allein hier findet eine Verwechselung offenbar statt: der Chronist verwechselt das Wiederauftreten Taulers nach jahrelangem Schweigen mit dem allerersten Auftreten. Sicher fing Tauler schon in den Jahren 1320—1330 öffentlich zu predigen an: man hörte ihn gern, Meilen weit sprach man von seiner Lehre, selbst nach Italien drang sein Ruf, der berühmte Bruder Venturini von Bergano bezeichnet ihn in einem Briefe 1336 als einen Hauptförderer des Christenthums in Deutschland. (Vgl. Schmidt's treffliches Buch über Tauler. S. 16 f.) Die Predigtweise Tauler's in dieser Periode unterschied sich noch in nichts von der üblichen und blieb weit hinter Eckart zurück. „Es war damals meine Gewohnheit," sagt er selbst 1, 25, „daß ich viel Latein sprach und viele Stücke anführte." Er predigte also anfangs noch wenig volksthümlich, sondern gelehrt: er konnte der Unsitte, welche Berthold schon gerichtet hatte, nicht entsagen und mengte in die deutsche Predigt nicht bloß ganze Stellen aus der Vulgata und aus den Vätern, sondern auch aus seinem Eignen ein, um seine Gelehrsamkeit und Belesenheit zur Schau zu stellen. Auch schloß er sich darin den predigenden Scholastikern an, daß er möglichst viele Stücke, Theile und Theilchen aufzählte, Alles möglichst klein zertheilte: so weiß er von mehr als 40 Beschauungen, mit deren Aufzählung er aber barmherzig die Gemeinde verschont, dafür aber führt er nicht mehr und nicht weniger als 24 Stücke in einer noch erhaltenen Predigt aus dieser Periode an, „durch die man erkennen mag, welches da seien die rechten, wahren, vernünftigen, erleuchteten, schauenden Menschen." Trotz dieser verkehrten Manier stand Tauler als Prediger in dem höchsten Ansehen, wie er anderer Seits auch in den erweckten Kreisen für einen Bekehrten, Wiedergeborenen gehalten wurde. Weder der Umgang mit dem frommen Heinrich von Nördlingen, welchem Tauler 1338 in Basel helfend zur Seite stand, noch der vertraute Verkehr mit den beiden gottseligen Schwestern, Christine Ebner in Engelthal und Margarethe Ebner zu Medingen, noch die Herzensfreundschaft mit dem so zartbesaiteten, tieffühlenden, poetisch angehauchten, in der Liebe zu Gott und seinem Herrn zerschmelzenden Suso, noch der Besuch Kölns 1339, wo die heilige Mystik einen Herd gefunden hatte, reinigte unsern Tauler von den

Schlacken: einem namenlosen, verborgenen Gottesfreunde war dieses vorbehalten.

Im Jahre 1340, wie die alten Drucke angeben, die Münchener Handschrift redet von 1346, was Preger für richtig hält, kam auf Antrieb des Geistes ein frommer Laie, welcher in einer 30 Meilen entfernten Stadt wohnte, nach Straßburg zu Tauler. Er entdeckte ihm, nachdem er durch einen mehr als 12 Wochen langen Umgang mit dem berühmten Prediger genau bekannt geworden war, den bösen Zustand seines Herzens. Taulers Christenthum war ein feines Pharisäerthum, nicht Gottes Ehre, sondern seine eigene Ehre hatte er gesucht, er hatte Gotteswerk an Andern treiben wollen und hatte bis zu dieser Stunde Gott sein Werk nicht recht gründlich an seinem eignen Herzen treiben lassen, er hatte auf Unsträflichkeit vor den Menschen es abgesehen und nicht darum sich gesorgt, der Welt und ihrer Lust abzusterben. Tauler bekannte sich getroffen und schuldig und er, der Priester, gab sich nun ganz in die Schule und Pflege dieses schlichten Laien. Auf dessen Gebot mußte er nun von seinem Predigtwerke ablassen und ganz in der Stille geistlichen Uebungen und Betrachtungen leben. Dieses neue Wesen befremdete seine Klosterbrüder, sie verspotteten ihn als einen Narren. Nach zwei Jahren erst durfte er die Kanzel wieder betreten. Es erging ihm sehr übel. Viel Volks hatte sich eingefunden, er bestieg die Kanzel, verrichtete sein Gebet und wollte nun von dem reden, davon sein Herz zum Ueberfließen voll war. Allein seine Herzensbewegung war so stark, daß er kein Wort über seine Lippen bringen konnte, nur Thränenströme stürzten aus seinen Augen. Unwillig verließ das Volk die Kirche: im Kloster hatten sie nun erst recht mit ihm ihren Spott. Allmälig kam Taulers Herz wieder zur Ruhe: ein Versuch, vor seinen Brüdern im Kloster zu sprechen, fiel besser aus, er betrat nun wieder die Kanzel in der Kirche. Mit Verwunderung hörte ihn das Volk, in diesen zwei Jahren des Schweigens war der Mann, welcher da redete, ein anderer Mensch mit neuer Zunge geworden. Er hatte den Herrn Zebaoth gesehen, ein Engel hatte mit einer feurigen Kohle seine Lippen berührt. Seine Worte zündeten in den Herzen der Hörer, daß sie in inbrünstiger Liebe zu dem Herrn entbrannten und hinschmolzen. Er redete, an das Gleichniß von den 10 Jungfrauen anknüpfend, wie die Seele dem Herrn nachfolgen soll in wahrer, schamhafter, demüthiger und geduldiger Gelassenheit

und wie Christus sie vorher auf mancherlei Weise versucht und zuletzt freundlich annimmt. „Es ist wahr," rief ein Mann tief ergriffen aus und stürzte wie todt nieder. „Herr, höret auf oder dieser Mann stirbt uns unter unsren Händen," rief eine Frau aus dem Volke. Der Meister aber sprach: ach, liebe Kinder, nimmt denn der Bräutigam die Braut und führt sie mit sich heim, so wollen wir sie ihm gern lassen: er führte aber doch seine Predigt schneller zu Ende. Die Wirkung dieser Predigt war unerhört: so hinreißend, so durchschlagend hatte weder Tauler noch ein andrer Meister in Straßburg, in Deutschland überhaupt, je gepredigt. Wohl vierzig Menschen saßen auf dem Kirchhofe betäubt und starr, erst langsam kamen sie wieder zu sich: auch eine Nonne hatte man wie todt aus der Kirche fortbringen und in Betten legen müssen. War Tauler vorher schon ein großer Prediger gewesen, jetzt war er der größte, der gesegnetste seiner Zeit. Er bediente mit der Predigt des Evangeliums nicht bloß seine Klosterbrüder und die Dominikanernonnen (1, 25), er predigte auch frommen Klausnerinnen (1, 31) und überall, wo er redete, strömte viel Volks aus der Nähe und Ferne zusammen. Er ward viel angegangen, es ward ihm aber nie zu viel; man begehrte nicht bloß seinen geistlichen Rath und Zuspruch, sondern vielfach auch seine Vermittlung und Verwendung, er unterzog sich jedem Dienste der brüderlichen Liebe mit Freuden. Er war ein ganzer Mann, der kein Bedenken trug, seinem Bischofe und dem Papste zu trotzen, als diese Straßburg, die kaisertreue Stadt, die es mit dem gebannten Ludwig dem Baier hielt, mit dem Interdikte belegt hatten. Mit zwei Geistlichen blieb Tauler in der Stadt und brachte Gottes Wort und Trost den Unglücklichen, unter welchen der schwarze Tod grausam wüthete. Zuletzt mußte er auf strengen Befehl des Bischofs die Stadt räumen, er blieb aber in der Nähe, in dem Karthäuserkloster und vertheidigte vor Karl IV, dem Pfaffenkönige, im Dezember 1348 sich und seine freieren kirchenpolitischen Grundsätze. Es gelang ihm natürlich nicht sich vor diesem Tribunale so zu rechtfertigen, daß er wieder ungehindert in seiner Vaterstadt hätte wirken können. Er zog nach Köln, wo er in der Kirche des Dominikanerklosters St. Gertrud predigte: das Kloster blühte sichtbar unter seiner Seelenpflege auf, da viele ihn zum Prediger und Beichtvater zu haben begehrten. Doch gefiel es ihm hier lange nicht so gut als in seiner Vaterstadt. Wohl lobt er die

gute Gewohnheit der Kölner, daß sie das heilige Sakrament gern empfangen, 2, 93, aber es wurde nicht mit Furcht und Zittern gesucht selig zu werden. „Ich bin in solchen Landen gewesen,“ sagt er bekümmert in einer Predigt 2, 102, „wo die Menschen so männlich sind und so wahre und starke Kehre thun und dabei bleiben, und da bringt das Wort Gottes mehr wirkliche Frucht in einem Jahr, denn hier zu Köln in zehn Jahren und man sieht Wunder an diesem minniglichen Volke und gar große Gnade; aber etliche Lande gebären nur weibliche Gemüther; wie man auch an sie kommt, so wird doch nimmer etwas daraus. Dieß höret ihr nicht gerne, daß man euch damit meine; aber, Kinder, wir müssen zu Männern werden und müssen einen freien, starken Kehr thun von allen Creaturen förderlich (vorwärts) zu Gott.“ Wie lange Tauler in Köln verblieb, wissen wir nicht: wir begegnen ihm erst 1361 als einem Todkranken wieder zu Straßburg. Dort liegt er in dem Gartenhause seiner greisen Schwester, einer Nonne zu St. Claus in den Unden, schwer darnieder, von ihr treu und liebevoll in seiner leiblichen Schwachheit gepflegt und von seinem geheimnißvollen Freunde, den er zu seinem Sterbebette berufen hatte, durch geistliches Gespräch erquickt. „Als er nun starb“ (den 16. Juni 1361), heißt es in der Historie 1, 38, „wurden alle die bewegt mit Leide, die in dem Kloster und in der Stadt waren.“ Durch gute und böse Gerüchte ist Tauler selbstverständlich auch hindurchgegangen: seine Predigt gefiel nicht Allen und konnte und wollte das auch nicht, denn er war eine kernhafte, unerschrockene Natur, die nicht nach dem Beifall der Menge fragte, sondern nur darnach, was den Zuhörern heilsam und Gott gefällig sei. Er ward mehrfach unabsichtlich und absichtlich mißverstanden, verdächtigt, verleumdet. „Kinder, ich muß euch sagen in Liebe:“ heißt es 3, 93, „ich werde unrecht begriffen, als ob ich sollte gesprochen haben: ich wolle Niemandes Beichte hören, er wollte mir denn geloben, daß er thun wollte, was ich wolle. Da ist gar unrecht gesprochen: was ich wolle. Ich will von Niemand nichts, denn wie geschrieben stehet, und so bitte ich auch Niemand, mir etwas zu geloben. Ich kann (aber) Niemand absolviren, ihm seien denn seine Sünden leid, und auch der Papst (kann das nicht), er habe denn einen Willen, sein Leben zu bessern und sich vor Sünden zu hüten und auch vor den Ursachen der Sünden, nach seinem Vermögen.“ Daß Manche sich in seine Weise nicht finden konnten und

sie für verkehrt hielten, ersehen wir aus einer andern Stelle. „Sie sprechen,“ sagt er 2, 277: „dir sei zumal unrecht und sie haben viel gesehen und gehöret und wissen viel, du aber weißt nichts, was du anfangen oder wo du dich hinkehren sollst. Das geht durch das Mark; nun leide dich und lasse dich, behüte dich und schweige stille. Sprich inwendig: lieber Herr, du weißt es wohl, ich meine nichts, denn dich. So wollen diese einen jeglichen Orden beurtheilen nach ihren Häuptern und alle in einen Punkt treiben; das kann aber nicht sein, jeglicher muß seine Weise haben und wie ihm gerufen ist.“ Einen Begharden, einen neuen Geist nannten Viele den Gottesmann, der so ernst auf wahres Christenthum drang. „Wer aber käme,“ sagt er 2, 126, „und sie vor der gräulichen Angst (Gefahr) warnte, in der sie leben, und wie sorglich sie sterben sollen, deß spotten sie und sprechen: er ist ein Beghard, und sagen, es sind neue Geister, wie Juden und Heiden nie die Christen also verspotteten und versprachen. Diese falschen Christen verschmähen so weit mich und spotten so: hier ist ein neuer Geist gekommen, diese sind die von den hohen Geistern.“ Diese übeln Beinamen sind vergessen, geblieben ist nur das Ehrenprädikat, mit welchem seine bewundernden Freunde ihn schmückten, der, man weiß nicht wo, den Doktor der Theologie erworben hatte, doctor sublimis, doctor illuminatus.

Tauler war der Ansicht, daß sich der Prediger aller Gelehrsamkeit zu begeben habe, daß er Alles, was er rede, in einer Allen ohne Unterschied verständlichen Sprache sagen müsse, daß also vor Deutschen nur deutsch zu sprechen sei. In jener ersten Predigt nach seiner Bekehrung erklärt er: „Ich habe im Willen, solches (viel Latein zu sprechen) nicht mehr zu thun, sondern wenn ich Latein will sprechen, das will ich thun, so die Gelehrten gegenwärtig sind, die das vernehmen.“ (1, 25.) Verstanden, und nicht angestaunt, will der Prediger werden, darum hat er klar und faßlich sich auszudrücken: und dieses um so mehr, als die fleischlichen Menschen so schwer eine geistliche Rede verstehen. „Nun will ich einen Sinn sagen,“ spricht er ein Mal (2, 132), „den nicht ein jeglicher Mensch verstehet und doch spreche ich immer gutes Deutsch; aber die Menschen verstehen diesen Sinn allein, denen dieß schon etwas vorgespielt und eingeleuchtet hat und sonst Niemand.“ Da aber einer, der nicht selbst die himmlischen Dinge geschmeckt und gesehen hat, von

denselben nicht klar und deutlich reden kann, so soll der Diener an dem Worte nur von dem reden, was er selbst erfahren hat. „Wähnet nicht,“ sagt er ein Mal 2, 160, „daß ich mich dessen etwas annehme (mir selbst irgendwie zuschreibe), daß ich hiezu gekommen sei, wiewohl kein Lehrer lehren sollte, was er selbst im Leben nicht hat. Doch ist es zur Nothdurft genug, daß er es liebe, meine und nicht dawider thue.“ Eingehend läßt er sich allein darüber aus, in welcher Art das Strafamt in der Predigt auszuüben sei. Er warnt in der Predigt über 2. Tim. 4, 2 vor der Lust den Andern zu richten. Er „lehrt den Menschen mehr inwärts sich selbst zu beurtheilen, wie denn derjenige, der da will ein eingekehrter Mensch werden, auf andre Menschen kein Merken haben soll, sonderlich nicht auf ihre Sünde, damit er nicht falle in Mißfallen und Bitterkeit des Gemüthes und Urtheil (Richten) seines Nächsten. O Kinder, das thut so großen Schaden in des Menschen Seele, daß es zum Erbarmen ist! Darum kehret euch davon, so lieb euch Gott ist, und kehret euch ganz zu euch selbst. Sehet, ob ihr die Gebrechen in euch auch fandet in vergangenen Stätten oder Zeiten oder (noch) jetzo. So ihr sie in euch findet, so gedenket, daß es Gott also gefügt hat, daß ihr sie in einem Andern sehen sollt, auf daß ihr dadurch kommen sollt zur Erkenntniß und zu Reue und zu Besserung eurer Sitten und Gebrechen und bittet für ihn, daß ihm Gott Erkenntniß und Besserung verleihe nach seinem göttlichen Wohlgefallen.“ (3, 66.) „Die (welchen es von Amts wegen der heiligen christlichen Kirche befohlen ist) sollen aber klüglich zusehen, wie sie strafen und in welchen Sachen, also daß sie Niemand mit unwirschen Gebärden strafen oder ungeheuren, zornigen Worten, wodurch Betrübniß und Unwille entspringt. Das gehört ihnen nicht zu, es ist ihnen nur erlaubt, daß sie ihre Untergebenen strafen zur Besserung. Ach, nun siehet man leider, daß sich die Obersten in solcher Weise oft und viel versehen, und darum folget hernach keine Besserung, sondern Aergerung und verkehrte Herzen. Wäre es, daß man mit Sanftmuth die Untergebenen in der Furcht Gottes unterwiese, daß sie merken und spüren möchten, daß solches allein um ihrer Seelen Heil geschehe, so gäben sie sich viel eher zur Besserung und blieben in Frieden; aber nun sehen sie leider, daß ihre Oberen allein ihre eigene Ehre und Nutzen suchen und sich unterstehen, sie unbillig zu verdrücken, darum werden sie mehr widerspenstig und unwillig. Deren sind viele, die da

meinen, daß sie die Untergebenen aus Eifer für die Gerechtigkeit strafen, und thun das doch aus zornigem, frechem und frevelm Muthe und was sie aus Haß wegen der Sünde zu thun meinen, das thun sie aus Haß gegen den Menschen." (S. 67.) „Wer nun strafen will von Amts wegen," so heißt es weiterhin S. 68, „der soll Gottes Unehren und der Seelen Schaden zuvorkommen und mit süßen, lieblichen Worten und geduldiger Weise oder Gebärde strafen, daß die Schwachen merken können, daß man allein ihre Seligkeit suche und meine, und nichts anderes. Käme es aus Verhängung Gottes, daß die Untergebenen sich zu Zeiten versehen mit Unart und freveler Entehrung gegen ihre Obern, das sollen sie nicht ansehen noch in keinerlei Weise rächen, sofern es immer geschehen kann ohne Aergerniß ihrer andern Untergebenen. Thäten sie das doch, so würden sie selbst verargwohnt und verhindert, daß Gott vielleicht keine Frucht durch sie wirken möchte. Vielmehr müssen sie sich solchen Menschen mit mehr Geduld, gütlichen Worten und Gebärden erbieten und erzeigen, als sie den Andern thäten; denn solches ist gemeiniglich den Oberen die größte Anfechtung, durch die sie an ihrem Martyrthum entweder verdienen oder aber verlieren. Darum sollen sie stets hierauf sehen, denn Sanftmuth und Gern-Vergeben die Missethat ist die beste Tugend, welche die Oberen haben können. Sie sollen sich hüten vor ihrer eigenen Ehre und Niemand sonderlich lieb haben, sondern in einträchtiger Liebe alle ihre Untergebenen umfahen, wie eine Mutter ihre Kinder. Den Schwachen sollen sie am meisten Liebe und Treue erweisen und alle Zeit ihr Herz zu Gott erheben und von ihm begehren und ihn ernstlich bitten, daß er ihre Untergebenen bewahre und beschirme und dabei keinen Gefallen haben an sich selbst. Auch sofern es ihnen möglich ist, sollen sie am ersten mit den Werken thun, was sie von ihren Untergebenen gethan haben wollen; denn es wird mit der Hülfe Gottes Alles wohl vollbracht werden, so die Oberen in der Wahrheit zur Tugend geneigt sind. Es müssen dann die Untergebenen von Noth nachfolgen, ob sie auch zu aller Bosheit und Untugend geneigt und ihrer Obrigkeit feind wären."

Was nun die Predigten Taulers selbst anlangt, so ist sehr zu bedauern, daß bis auf den heutigen Tag noch keine kritische Ausgabe derselben veranstaltet worden ist. Der alte Baseler Druck von 1521, welcher 1522 ganz unverändert wiederholt worden ist, bietet

noch den zuverlässigsten Text, doch ist diese Ausgabe, wie alle späteren, mit der größten Vorsicht zu benutzen, da in ihr und zwar nicht bloß in dem Anhange, sondern selbst schon in dem Haupttheile Predigten von andern Mystikern, wie z. B. von Eckart senior und junior, Suso, gefunden werden. Nobbe, welcher einen lesenswerthen Artikel über Tauler als deutschen Volksprediger in die Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche 1876, 637 ff. geliefert hat, hat die Mittel, welche Pfeiffer in seinen deutschen Mystikern darreicht, leider nicht benutzt und eine Anzahl Eckart'scher Predigten, welche sich mittelst jenes Werkes leicht aus den Tauler'schen ausscheiden ließen, ohne Weiteres für taulerisch genommen, wodurch mancher falsche Zug in sein Bild gekommen ist. Ich bemerke noch, daß alle Predigten, welche wir von Tauler noch besitzen, bis auf jene eine, die er auf Wunsch des Unbenannten hielt, der zweiten Predigtperiode angehören ohne irgend welche Ausnahme.

Tauler scheint seine Predigten vorher nicht niedergeschrieben zu haben, auch jene Predigt, welche er auf die dringende Bitte seines unbekannten Freundes hielt, hatte er bloß meditirt: sagt er ja diesem Manne, welcher diese Predigt aus dem Gedächtnisse zu Papier gebracht und ihm vorgelesen hatte, ausdrücklich: „Du sollst wissen, wenn mir einer viel Geld wollte geben, ich könnte sie nicht so eigentlich zu Worte bringen, als du sie hier geschrieben hast, ich wollte mich denn auf's Neue darnach bemühen und es aus der Schrift hervorsuchen." (1, 6.) Sie werden von Freunden und Freundinnen nachgeschrieben sein, wie er sie gehalten hat, und möglich ist es, daß ihm die Nachschrift, ehe sie vervielfältigt wurde, zur Durchsicht vorgelegt wurde: eine bestimmte Angabe oder Spur aber, daß dieß geschehen ist, habe ich trotz alles fleißigen Suchens nirgends in den gedruckten Predigten finden können.

Oft und gern predigte Tauler, wir können das aus den hinterlassenen Predigten noch erkennen; gar nicht selten hat er zwei Tage hinter einander die Kanzel bestiegen. Vgl. 1, 73. 2, 97. 135. 282. 3, 52 und 179. Allen seinen Predigten legte er ein Wort, meistens einen längeren Abschnitt der heiligen Schrift, fast ausnahmslos die Perikope des Tages zu Grunde. Er hielt es aber nicht für seine Pflicht, den ganzen Text zu behandeln, ja auch damit hielt er sich nicht auf, denselben kurz zu erläutern, zu paraphrasiren, wie es zu seiner Zeit beliebt war; er greift meistens nur ein Wort,

nur einen Vers aus dem Texte heraus und knüpft an diesen seine Betrachtung an. Gelegentlich wie in der ersten Predigt auf Allerheiligen legt er ein Mal das ganze Schriftstück (Matth. 5, 1—13) kurz und bündig aus: er redet von den acht Seligkeiten also: „von jeglicher — ein wenig" (3, 131). Erschöpft wird der Text nirgends, er ist nur dazu da, daß der Redner für seinen Vortrag einen Anschluß hat: die Gedanken fließen nirgends aus dem Texte in die Seele des Redners, sondern aus der Seele des Redners fließen sie in den Text, so gut als es eben gehen will. Daher zieht die Auslegung der heiligen Schrift aus diesen Predigten einen sehr geringen Gewinn.

Die Predigten Taulers, welche nie zu lang ausfallen, sind schlicht und einfach, wohlgeordnet und richtig fortschreitend. Der Eingang ist meist ganz kurz und kunstlos: das eine Mal wird an die vorhergehende Predigt erinnert (2, 97. 130. 282); das andere Mal, wie in der ersten Predigt auf Weihnachten, werden die verschiedenen Lehrstücke des Festes in ihrem Verhältnisse zu einander geistvoll besprochen; dann wieder, wie in der Predigt an der heiligen drei Könige Abend, auf den unausschöpflichen Reichthum der heiligen Schrift hingewiesen, so daß man immer eine neue Wahrheit in ihr findet, wenn man sie auch schon tausendmal überlesen und gepredigt und überdacht hat; gelegentlich, wie in der Predigt über Matth. 11, 30, geht er von dem Widerspruche des natürlichen Menschen gegen das bestimmte Wort des Herrn aus (1, 158). Meistens aber wird gar kein Eingang gemacht, sondern der Redner geht sofort zu dem Gegenstande über, den er zu behandeln sich vorgenommen hat. Alle Predigten sind in sich geschlossen und laufen nicht aus einander: sie haben einen festen Kern, einen herrschenden Gedanken, doch erachtet der Redner es nicht für nothwendig, das Thema seines Vortrags bestimmt auszusprechen. Hin und wieder formulirt und kündigt er seinen Hauptgedanken in aller Form an, so sagt er 1, 163: „Darum, liebe Kinder, damit wir solche Tugend erlangen und diese Lektion desto besser lernen mögen, sollen wir hier etliche Zeichen der wahren Demuth, die nimmer ohne Sanftmuth ist, wahrnehmen und das sind diese." „Dieses ist das Wort," heißt es in einer andern Predigt (3, 59), „darauf unsre Rede gehen soll." Mehr Fleiß als auf das Thema ist alle Mal auf die Partition verwandt. Es gibt keine Predigt Taulers, in welcher nicht eine Disposition sich wahr-

nehmen ließe: meistentheils werden die Theile der Rede in knapper Fassung der Abhandlung vorgesetzt. „So sind denn zwei Dinge hier zu merken," lesen wir 1, 224. „Das eine ist: welches das Hinderniß sei, daß man das edle Ende nicht erreicht und nicht darein kömmt; das andere aber: wie der Mensch in seinen Ursprung wieder kommen soll, und welches der Weg sei und die Weise, darein zu kommen." „Nun wären aber von dieser hohen Würdigkeit (des hochwürdigen Sakramentes) drei Pünktlein zu sagen," heißt es 2, 92. „Das eine von der überedeln Würdigkeit dieser Speise; das andre von dem großen, unbegreiflichen Nutzen, die sie mit Wirklichkeit bringet denen, die sie empfangen; das dritte, was die Bereitung sei, die man dazu haben soll." „In diesem Evangelio" (Luk. 6, 36—42), sagt er 2, 135, „werden wir zwei Dinge gelehret: das eine, das wir thun sollen; das andre, das wir lassen sollen." „Man liest," spricht er in dem Anfange der schönen Predigt über 1. Petr. 3, 8—15, von welchem Texte er aber lediglich das Wort der Vulgata: unanimes in's Auge faßt, dem er nach seinem eigenen Ermessen den Imperativ: estote vorsetzt und die nähere Bestimmung in oratione folgen läßt, — Tauler springt mehrfach in dieser Weise mit der Bibel um, daß man oft die größte Noth hat, das Wort der heiligen Schrift, das er citirt, aufzufinden — „heute in der Epistel von dem Sonntag, daß Skt. Peter sprach: Allerliebste, seid einmüthig in dem Gebet. Kinder, hier berührt Skt. Peter das allernützeste, lustlichste, edelste und fruchtbarste Werk, das man in dieser Zeit thun kann, das ist das Gebet. Nun versteht wohl, was Gebet sei und was das Wesen des Gebetes sei, welches die Weise des Gebetes sei und wie man beten soll und welches die Stätte sei, da man beten soll." (2, 148 f.) Gelegentlich, wie in der Predigt auf den 6. Sonntag nach Trinitatis, gibt der Redner an, daß er drei Stücke gedacht habe zu sagen, wie der Mensch soll hinwegthun den Grund mit der Wurzel, durch welche in seinem Herzen Zerstreuung, Unfriede und Unruhe alle Wege entspringen, er führt aber diese drei Stücke erst nach einander in dem Verlaufe seiner Predigt selbst an.

Mit einer Theilung der Rede so im Großen und Ganzen gibt sich aber der Redner meistentheils nicht zufrieden: er liebt es, die Theile wieder in Theile zu zerlegen und gern beobachtet er in dieser Untertheilung eine Symmetrie. So zerfallen die einzelnen großen drei Theile der Predigt auf Aschermittwoch wieder in je drei Unter-

abtheilungen (1, 182 ff.): jedoch wird es mit diesem Gleichklange nicht so streng genommen. In der Predigt auf Judika (1, 232 ff.) z. B. sind die ersten Theile durch zwei, die letzten durch vier dividirt. Diese im Ganzen strenge Eintheilung hat das Gute, daß sie den Redner, welcher frei aus dem Herzen heraus spricht, bei der Stange hält und ihm nicht erlaubt abzuschweifen oder den einen Theil auf Unkosten der andern Theile ungebührlich auszuspannen. Gelegentlich lässt sich der Redner doch mehr gehen als recht ist: er hat aber meistens selbst ein Gefühl davon, daß er aus der Bahn gekommen sei, und lenkt entschlossen wieder zurück. „Nun greifen wir," hören wir ihn selbst 2, 189 sprechen, „zu unsrer Materie, daß wir mit diesen wurmstichigen Menschen nicht zu weit abgehen." Der Schluß ist so anspruchslos wie der Eingang: wir können nicht sagen, daß die Kraft der Rede in ihm majestätisch zu Tage trete. Glänzende Stellen wird man überhaupt in diesen Reden vergebens suchen, die Rede, welche sanft und stille, hell und klar, voll und tief, wie das Wasser des Baches Siloah, sich ergossen hat, gelangt auch ohne rasche, reißende Bewegung in aller Ruhe und Gelassenheit zum Ende, welches meistens in einem frommen Wunsch bestehet. Die Sprache selbst ist gefällig und gefügig, obgleich der Redner, welcher deutsch und volksthümlich reden will, vielfach sichtbar mit der Sprache ringt, um in ihr seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Für viele Begriffe mußte er erst das deutsche Wort suchen und bilden; meist geschieht dieß mit Glück.

Tauler spricht gern seine Zuhörer insgesammt oder einzeln an: er nennt sie verschieden: arme Creatur (1, 34), lieber Mensch (2, 35), liebes Kind (1, 330), Kinder (2, 289), Kinder, Kinder (1, 171), liebe Kinder (1, 112. 231. 2, 224 u. ö.), minnigliche Kinder (2, 289), liebe Schwestern (1, 231. 2, 205. 3, 107), viel-liebe Schwestern (2, 208), ehrbare Leute (2, 134). Diese Anreden sind nicht müßig und wollen den Vortrag nicht erst den Hörern nahe bringen: der Redner hat stets die Gemeinde, welche sich um ihn gesammelt hat, im Auge. Es besteht zwischen Hirt und Herde der innigste, lebendigste Verkehr. Das Angesicht Aller ist mit höchster Spannung auf ihn gerichtet: „wie ich euch allhier vor mir sitzen sehe mit einem Anblick" (heißt es 2, 31), und dieß ist nur die Folge davon, daß sein Angesicht fortwährend auf sie gerichtet ist, daß er ihr Bedürfniß, ihre Fassungskraft, ihre Lage immer im Auge

behält. Er liest in ihren Herzen, er enthüllt ihnen die verborgensten Falten derselben, er hört ihre unterdrückten Fragen, Bedenken und Einwürfe. Gern geht er auf diese ein, um jegliches Hinderniß, das dem Eingange seines Wortes entgegensteht, aus dem Wege zu räumen. Er will durch seine Autorität nicht beschwichtigen, nicht überwältigen, nicht niederdrücken: überreden, überführen will er, daß es so ist, wie er behauptet, und schlechterdings nicht anders sein kann (2, 45. 88. 202 u. ö.). Das dramatische Element, welches in den Volkspredigten Bertholds so bedeutend zur Geltung kam und bei Meister Eckart noch lebhaft hervortritt, wird in Taulers Reden sehr in den Hintergrund gedrängt. In der ersten Predigt nach seiner Bekehrung entspinnt sich ein munteres Zwiegespräch zwischen dem Bräutigam und der Braut (1, 25 ff.), der Ton in den darauffolgenden Reden wird aber ruhiger und lehrhafter. Eine große Gefahr lag der Predigt in jener Zeit nahe: wir können nicht sagen, daß der große Meister Eckart diese Klippe immer glücklich umschifft habe, Tauler hat es verstanden sich von ihr ferne zu halten. Er sieht sie, er macht auf sie seine Zuhörer noch besonders aufmerksam, lenkt aber immer zur rechten Zeit wieder mit sichrer Hand ein. Der Wissensdurst in den Gemeinden, in den Sammlungen der Erweckten war damals sehr groß: die Scholastiker, auch die spekulativen Mystiker suchten ihn zu befriedigen. Die schwersten Probleme des christlichen Glaubens wurden vor dem Christenvolke in Predigten behandelt, tiefe Spekulationen angestellt und der ganze wissenschaftliche Apparat in Bewegung gesetzt. Welche rein theologische Fragen untersucht nicht Meister Eckart auf der Kanzel, in welches dialektische Handgemenge lässt er sich nicht mit den Vätern und Lehrern der Kirche ein, deren Ansichten der Gemeinde erst durch ihn bekannt wurden, welche Hülfstruppen aus alter und neuer Zeit, aus der Heidenwelt und aus der Christenheit bietet er nicht auf, um den Widersacher aus dem Felde zu schlagen! Wie ganz anders zeigt sich hier Tauler, wie streng weiß er das wissenschaftliche Interesse von dem Bedürfnisse der Gemeinde zu unterscheiden!

Tauler hat auch gelehrte Studien gemacht: mit den Kirchenvätern ist er wohlvertraut, mit den Meistern gründlich bekannt, überhaupt in der gesammten christlichen Litteratur gut bewandert: er macht daraus kein Hehl in seinen Predigten, häufig erwähnt er ein Wort Augustin's (1, 78. 80. 279. 280. 3, 13. 62 u. s. w.),

Gregor's des Großen (1, 64. 284. 2, 108. 202. 3, 66 u. ö.), des mystischen Dionysius (1, 284. 2, 66. 83, 160); Hieronymus 3, 33, Hilarius 3, 85, Ambrosius 2, 86, Origenes 1, 160. 279, Beda, „der würdige Lehrer", 2, 113. 1, 329 u. m. werden angezogen. Ansichten und Aeußrungen von Anselm (2, 255), Gilbert (1, 288), Hugo (1, 278. 331), Richard (1, 280), dem großen Meister (2, 9), Thomas (1, 280. 2, 35. 45 u. ö.), Bonaventura (3, 37), von dem Meister Albert (3, 13), von Bischof Albrecht (2, 224. 226. 228. 242. 354), Meister Dietrich und Eckart (2, 224), ja von der Prophetin Hildegard (2, 83. 160) werden mitgetheilt. Selbst „die großen Meister" Plato und Proclus (3, 62), sammt Aristoteles (2, 224), vornehmlich aber der mittlere (2, 73 und 227), treten auf. Aber sie erscheinen immer an dem rechten Orte wie gerufen und machen sich auch nicht breit, sondern tragen nur ihr Scherflein zur Erbauung der Gemeinde bei. Tauler disputirt sich nicht mit ihnen herum, prahlt auch nicht wissensstolz mit ihnen, sondern freut sich seiner Uebereinstimmung mit ihnen und bekräftigt durch ihr Ansehen seine Rede. Auf eine Besprechung schwerer theologischer Fragen lässt sich Tauler unter keiner Bedingung ein: er weiß, daß die Kanzel kein Lehrstuhl ist und daß es Glaubensgeheimnisse gibt, welche kein Verstand ergründen kann. Gegen die Lust seiner Zeitgenossen, mit ihrem Lichte in das Licht eindringen zu wollen, in welchem Gott wohnt, spricht er fort und fort mit den stärksten Worten. „Alles, was in dem Geiste sollte geboren werden, verderben sie damit, daß sie in der Vernunft gloriiren, es sei Lehre, es sei Wahrheit, es sei welcherlei es sei, daß sie das verstehen und davon reden können und damit etwas scheinen und erhöhet werden, dabei es aber weder zu Leben noch zu Werken bringen. Auch die minniglichen Bilder unsres Herrn nehmen sie (nur) in ihrer vernünftigen Weise. Trügen sie das in das göttliche, übernatürliche Licht, da schienen sie so ungleich, als wie der Unterschied wäre, wenn ich ein Licht nähme, das von einem Faden leuchten soll, gegen die Sonne: noch viel minder ist das natürliche Licht Licht gegen das göttliche." (2, 12.) „Da kommen nun," lesen wir an einer andern Stelle 2, 222, „Etliche und sagen von großen, vernünftigen Dingen, recht als ob sie über die Himmel geflogen seien, und sie kamen doch nie einen Tritt aus sich selbst, zur Erkenntniß ihres eignen Nichts. Sie mögen wohl zu vernünftiger Wahrheit gekommen sein, aber zu

lebendiger Wahrheit, die da rechte Wahrheit ist, dazu kommt Niemand denn durch diesen Weg seines Nichts, und wer diesen Weg nicht gegangen ist, der wird mit großen Schanden dastehen, wo alle Dinge entdeckt werden. O Kinder, dann möchten solche wollen, daß sie nie geistlichen Schein gewonnen hätten und daß sie nie von hohen, vernünftigen Dingen hätten sagen hören, noch damit umgegangen wären und ihr Brod mit ihrem Schweiß gewonnen hätten. O Kinder, es kommt der Tag, daß Gott will von den Gaben Forderung thun, die er jetzt so milde umstreut und die man nun so schnöde gebraucht ohne alle Frucht." Daher gibt er den Rath 2, 41: „So oft ihr zusammenkommt, sollt ihr von Gott reden und von tugendlichem Leben, nicht aber von der Gottheit disputiren noch in anderer Weise, auch nicht nach der Vernunft, das gehet euch nichts an, ebenso nicht mit behenden und mit subtilen Worten, sondern aus dem Grunde der Tugend." Wer kann das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit lösen! „Liebe Kinder," sagt er in der ersten Predigt auf das Trinitatisfest 2, 67, „nun kommen unwissende Menschen und thun, als ob sie es recht durchgesehen haben und sagen also davon freventlich, was doch in der Wahrheit alle Creaturen nicht aussprechen können. Darum, Kinder, unterwindet euch nicht, diese hohe Weisheit auszusprechen noch davon viel zu reden, wie Skt. Paulus spricht; lasset lieber die großen Lehrer darüber studiren und disputiren, die doch auch bei ihrer Unkunst mit Urlaub nur davon stammeln, um der heiligen Kirche willen, damit sie sich aussprechen können, wenn diese in Noth käme von Ketzerei wegen." „Hievon ist besser zu empfinden, denn zu sprechen," heißt es weiter unten S. 72; „es ist auch nicht läßlich, von dieser Materie zu reden noch zu hören allermeist, da die Worte (anders woher) eingetragen sind, auch von der Ungleichheit wegen; denn es ist Alles unaussprechlich fern und fremd und ist uns verborgen, denn es ist über englisches Verständniß. Wir befehlen dieß den großen Pfaffen, die müssen doch etwas Rede davon haben, den Glauben zu beschirmen, wir aber sollen einfältig glauben." „Es ist das (wie das Sakrament eingeht)," ruft er 2, 94, „ein unergründlich Ding und da lasset euer Klaffen und Auslegen und Disputiren sein!" Was wissen wir von der Vereinigung Gottes mit der minnenden Seele, seiner Braut, zu sagen! „Das ist so unaussprechlich und ist die Minne so nahe, so innerlich, so heimlich, so freundlich, daß das zumal übertrifft alles Verständniß.

Alle kunstreichen Meister zu Paris mit aller ihrer Behendigkeit könnten nicht hierzu kommen und wollten sie hiervon reden, sie müßten zumal verstummen, und je mehr sie hiervon sprechen wollten, je minder sie es könnten und je minder sie es verständen." (2, 279.) „Liebe Kinder," lesen wir 2, 219, „die großen Pfaffen und die Lehrmeister disputiren, ob Erkenntniß mehr und edler sei oder Liebe. Doch wir wollen (hier) lieber sagen von den Lebemeistern. Wenn wir dahin kommen, so werden wir alle Dinge in der Wahrheit wohl sehen. Unser Herr spricht: eins ist noth. Welches ist nun das Eine, das noth ist? Das Eine ist, daß du das Nichts erkennest, daß dieß dein eigen ist, was du bist und wer du aus dir selber bist." „Ueber diese Liebe," heißt es in der folgenden Predigt 2, 226, „haben viele Meister großen Streit, ob die Erkenntniß höher sei oder die Liebe. Das lassen wir nun liegen; aber das ist kein Zweifel, die Liebe sei viel verdienstlicher und nützer als die Erkenntniß." Wir sehen, Tauler widersteht allen Versuchungen in gelehrte Untersuchungen, tiefe dogmatische Erörterungen sich einzulassen: er hat ganz andre Ziele. Er ist ein Praktiker, auf das christliche Leben dringt er, auf das Herz hat er es abgesehen. Seine Predigten kommen von Herzen und wollen zu Herzen gehen, zu Herzen genommen werden. Es sind Reden eines Vaters an seine Kinder, redet der Prediger ja mit ganz entschiedener Vorliebe seine Zuhörer als Kinder an und wurde er ja von ihnen am liebsten Vater Tauler genannt: bestimmter noch, herzandringende Ansprachen eines Beichtvaters an seine Beichtkinder.

Den Schmuck der Rede suchen diese Reden nicht, sie verschmähen ihn aber auch nicht, wenn er sich ganz von selbst einstellt. Bei Tauler ist dieses Letztere der Fall: Bilder und Gleichnisse bilden den herrlichsten Schmuck seiner Predigten. Sie sind nicht zu gehäuft, nicht gekünstelt, nicht zu weit ausgeführt: einige sind ganz kurz, andre wieder mit epischer Breite dargestellt, wenn sie zur Klarlegung eines Hauptgedankens etwas beitragen. Eine große, weitaus die größte Menge dieser Bilder und Gleichnisse ist nicht entlehnt und Andern nachgebildet, sondern ächt und ursprünglich. Warum er so gern in dieser Weise spricht, deuten seine gelegentlichen Worte (2, 97) an: „Nun nehmet ein grobes Gleichniß, weltliche Menschen nehmen kein Ding, denn nach sinnlicher Weise." Ueberall in der

sinnlichen Welt findet er Abbilder der übersinnlichen Welt: sehen wir uns ein Wenig um in seinem reichen Bildersaale!

Dieser Welt Freude verschwindet vor des Himmels Wonne, wie das Kerzenlicht vor dem Sonnenscheine. „Wenn das wahre göttliche Licht aufgeht, das da Gott ist, so muß das geschaffene Licht untergehen; wenn das ungeschaffene Licht beginnt zu glänzen und zu scheinen, so muß von Noth das geschaffene Licht düster und dunkel werden, ebenso wie der klare Schein der Sonne dunkel und düster macht der Kerzen Lichter. Ach, Kinder, welcher Mensch dieses göttlichen Lichtes einen Augenblick gewahr würde, die Wonne und Freude, die darin ist, geht über alle Wonne und Freude, die alle diese Welt leisten mag, und doch ist alle diese edele, lustliche Empfindlichkeit in den niedersten Kräften.“ (2, 164 f.) Des Menschen Verstand kann nicht die himmlischen Dinge fassen, vor dem Himmelslicht verliert alles irdische Licht seinen Glanz. „In diesem Lichte,“ heißt es 3, 181, „erlöschen gewisser Maßen alle natürlichen Lichter, die einen Menschen je erleuchten, die werden da alle eine Finsterniß. Gleichwie die klare Sonne, wenn sie scheinet, alle Lichter der Sterne verblendet, die da stehen so schön bei Nacht an dem Himmel: also, wenn das göttliche Licht scheinet in diesen Grund, da verdüstert und verblendet es alle geschaffenen Lichter, die je geschienen, und da wird es also klar in dem Grunde, daß der Geist so überschwänglich wird, daß er hier entgegenscheinet recht als eine Finsterniß vor Ueberschwänglichkeit des göttlichen Lichtes; denn er ist sich selbst und allen Creaturen unbegreiflich. Aller Creaturen Verständniß verhält sich gegen dieses Licht, wie der Schwalben Augen sich verhalten gegen den Sonnenschein, und wenn du mit deinen kranken Augen sehen willst in das Rad der Sonne, da schiene die Sonne deinem Gesicht eine Finsterniß von dem alles übertreffenden Licht und von der Schwachheit deiner Augen.“ Wie der Mensch bei einem Gewitter unter das schützende Dach flieht, so soll der Mensch, wenn es um ihn und in ihm stürmt, zu Gott fliehen in die Einsamkeit. „Kinder, wenn dieß Gewitter in einem Menschen aufstände,“ mahnt er 2, 34, „so sollte der Mensch thun, wie wenn ein Wetter kommt, Regen, Wind oder Hagel, wo dann die Menschen fliehen unter ein Dach, bis das Wetter vergeht. Also, wenn der Mensch einfältig in sich findet, daß er nichts anders will noch begehret, denn Gottes, so soll er, sobald diese Versuchung kommt, wahrlich und demüthig entweichen, bis er

gar wohl zu sich kommt und soll sich dann demüthig leiden in Gottes Gelassenheit und in leidender Abgeschiedenheit und in einer stillen, gütigen Weise Gottes in dem Gedränge warten.“ Der über die Ufer und Dämme sich ergießende Rhein dient ihm die Ausgießung des heiligen Geistes zu veranschaulichen: „Dieser heilige Geist,“ heißt es in der zweiten Pfingstpredigt 2, 37 f., vgl. Schmidt S. 86, „kam in die Jünger und in alle, die seiner empfänglich waren, mit großem Reichthum und Ueberfluß und übergoß sie in inwendiger Weise, als ob der Rhein seinen Schuß hätte und Mittel und Hindernisse weg wären, wie er dann mit vollem Fluß und Ueberguß sollte kommen rauschend, als ob er Alles da ertrinken und versenken wollte und füllte alle Thäler und Gründe, die vor ihm wären: also that der heilige Geist den Jüngern und allen denen, die seiner empfänglich waren.“ Der Agtstein (Magnet) bildet die Alles zu sich ziehende Kraft des Herrn ab: „Recht wie der Agtstein das Eisen nach sich ziehet, also ziehet Jesus Christus alle Herzen nach sich, die da von ihm berührt werden. Wie das Eisen von dem Steine mit seiner Kraft berührt wird und es zu Berg dem Steine nachgeht, wiewohl das seine Natur nicht ist und wie es doch nicht rastet in sich selbst, es komme denn über sich in die Höhe: also wisset, Kinder, alle Gründe, die von diesem Agtstein des ewigen Sohnes Gottes wahrlich und lauter berührt werden, diese Menschen behalten weder Liebe noch Freude noch Trost, sie gehen alle Zeit über sich auf zu Gott, sie vergessen ihre eigene Natur, folgen nach der Berührung Gottes und folgen dem um so viel lauterer und leichter, als sie adeliger und mehr von Gott berührt worden sind, denn andre Menschen.“ (2, 16.) Die Kohle bietet ihm verschiedene Vergleichungen. „Ein geistlicher Mensch,“ sagt er 1, 75 f., „sollte also mit dem göttlichen Feuer entzündet und ganz und gar göttlich sein, inwendig und auswendig, daß, wenn man an ihn käme, man nimmer etwas andres an ihm fände, denn Gott oder einen ganz feurigen Muth, aufgerichtet und bereitet zu Gott und zu allem seinem Willen, auf daß, wie erloschen und kalt ein Herz wäre, käme es zu ihm, es entzündet würde; wie viele Kohlen, die kalt und todt sind, von einer lebenden oder glühenden Kohle entzündet werden und empfangen Beides, Licht und Hitze.“ „Gleichwie von vielen Kohlen,“ lesen wir an einer andern Stelle 2, 249, „ein großes Feuer wird und dann eine lichte Flamme über die Kohlen in die Höhe ausschlägt: also soll der Mensch von allen

Gedanken und Einbildungen und Wirkungen seiner niedersten und obersten Kräfte in einer (Alles) übertreffenden Weise sein Gemüth durchdringen lassen, hoch hinaus über alles sein Vermögen und Wirken seiner selbst und aller Creaturen, in die Höhe der überwesentlichen Gottheit." Geht der Mensch so über sich hinaus in die Gottheit hinein, so geschieht ihm dasselbe, wie dem Wassertropfen, der in ein Faß guten Weines hineinfällt. „Es wird da Alles eins mit der Süßigkeit Gottes, daß des Menschen Wesen also mit dem göttlichen Wesen durchgangen wird, daß er sich selber da verliert, recht als ein Tropfen Wasser in einem großen Fasse guten Weines" (1, 172). Dasselbe Bild kehrt 2, 93 in demselben Zusammenhange wieder: 2, 145 wird es anders gewandt. „Die auswendigen Werke der Tugend," heißt es hier, „nehmen alle ihre Kraft und Wirken von diesem edlen inwendigen Werke der Seele. Wenn du so überaus trefflichen, edlen, guten Wein hättest, der also kräftig wäre, daß wenn ein Tropfen in ein ganzes Fuder Wasser käme, das Wasser dadurch alles zumal zu gutem Weine würde: gleichwie das ein großes Ding wäre, ebenso ist es um die edlen, inwendigen, guten Werke der Seele gegen die auswendigen." Ausführlich wird die Aehnlichkeit des wahren Christen mit dem Weinstock (1, 169) aufgewiesen. „Wisset, Kinder, diesen hohen, überedeln Menschen geschieht recht wie dem Weinholz. Das ist auswendig schwarz und hart und dürr und gar schnöde, und wenn es dem Menschen nicht bekannt wäre, so däuchte ihm, dieß Holz wäre Niemandem nütz noch gut, denn allein in das Feuer zu werfen und zu verbrennen. Aber in diesem dürren Holze der Reben, da sind in dem Grunde innen verborgen die lebendigen Adern und die edeln Kräfte, daraus die allerebelste Süßigkeit träuft und Frucht auskommt vor allem Holze, das da wächst und Frucht bringt. Also ist auch dem minniglichen, versinkenden Volke, das also alle Zeit und Stunde in Gott versenkt ist: das ist auswendig, dem Scheine nach, ein verdorbenes Holz und schwarz, und scheinet dem Menschen dürr und unnütz. Diese Menschen sind nämlich demüthig, inwendig und auswendig klein und unachtbar und sind auch weder von großen Worten noch Werken noch von Aufsätzen mit geistlichen Weisen und sind die mindesten in ihrem Theile. Aber die lebendigen Adern, die in ihnen verborgen liegen, in dem Grunde der Wahrheit: das ist, daß sie ihrem Theil entfallen und daß Gott ihr Theil und der Aufenthalt ihres Lebens und

Wesens ist. Nun, Kinder, geht der Weingärtner schier aus und beschneidet die Reben, das ist, das wilde Holz schneidet er ab; denn thäte er das nicht und ließe es stehen an dem guten Holze, so brächte es alles mit einander sauren Wein. Also sollen die edlen Menschen thun: sie sollen sich selber beschneiden von aller Unordnung und dasselbe von Grund heraus, in allen Weisen und Neigungen, Liebes und Leides; die bösen Gebrechen nämlich, die sollst du abschneiden von deinem Herzen und das zerbricht dir weder Haupt noch Arm noch Gebein." „Darnach, Kinder," heißt es weiter unten S. 170, „bindet man die Reben, man stöckt sie, biegt sie von oben hernieder bis auf die Erde und steckt sie dann mit starken Rahmen oder mit Stecken, damit die Reben einen Stützpunkt haben. Darunter haben wir nichts anders zu verstehen, denn das süße, heilige Leben, das heilige Bild und das Leiden unsres lieben Herrn Jesu Christi. Diese Dinge alle sollen des Menschen Stützpunkt sein ohne alle Eigenschaft und soll der Mensch dadurch niedergedrückt und gebeugt werden, das ist, der Obertheil seiner Vernunft soll unter sich gezogen sein, und werden mit einem steten Sinken in wahrer, unterworfener, tiefer Demüthigkeit in den wahren Grund unsers Herrn." „Darnach," so lesen wir S. 171 weiter, „untergräbt man den Weinstock und reutet das Unkraut aus von dem guten. Also soll der andächtige Mensch sich selber untergraben mit einem tiefen Gemerk und Wahrnehmen seines Grundes, ob da noch etwas sei, das er ausreuten soll. — Dann ziehet die edle Sonne die Feuchtigkeit heraus in die lebendige Kraft, die in dem Holze des Menschen gelegen ist, dann gehen die Träublein schön hervor. Ach, lieben Kinder, wer seinen Weinstock also bereiten könnte, daß die göttliche Sonne darin wirken und scheinen möchte, wie zarte, wie edle, wie wonnigliche Frucht sollte die ewige Sonne aus dem Menschen ziehen! Dann scheinet die liebliche Sonne und wirket in diesen edlen Träublein und macht sie minniglich und schön blühen. Ach, Kinder, diese Blumen sind voll von dem edlen, guten Geruch, der alles Gift vertreibet, weder Kröte, noch Schlange mag diesen Geruch erleiden. O, Kinder, Kinder, wenn die göttliche Sonne diesen Grund unmittlich (ohne Mittel) berührt und auch die Frucht, die ausgezogen wird inwendig und auswendig: die gehet dann so lauter auf Gott und blühet so wonniglich und adelig in einem lauteren Gottes-Meinen, daß in der Wahrheit so wunderlicher, adeliger, lieblicher Geschmack

und Geruch davon gehet und ausdringet, daß von Noth alle Vergiftniß der alten Schlange fliehen muß. — Darnach kommt die edle Sonne noch klärlicher und wirft ihre Hitze auf die edlen Früchte und macht sie dann je mehr und mehr und die Süßigkeit fängt an sich je mehr und mehr da zu setzen. In diesem Menschen beginnen dann die Mittel zuletzt also dünne zu werden, daß man die göttlichen Sonnenstrahlen und Einblicke gar nahe hat ohne Unterlaß, das ist, also oft und schnell, als man sich mit Ernst und mit Vernunft hinzukehren mag." — „Kinder," heißt es zum Schluß S. 172, „darnach bricht und hauet man die Blätter gern ab, darum daß die Sonne ohne alles Mittel ihren Schein auf die Träublein möge gießen. Gleicher Weise fallen dann dem Menschen alle Mittel ab, die Bilde der Heiligen, das Wissen, die Uebungen, das Gebet, überhaupt alles Mittel."

Aus der Thierwelt wird manches ansprechende Bild entlehnt. „Wisset," spricht er 2, 36, „daß die Schlange solche Weisheit hat, wenn sie empfindet, daß ihre Haut zu altern anfängt und einzuschrumpfen, so sucht sie, wo zwei Steine nahe bei einander liegen, und dadurch schleifet sie sich also, daß ihre alte Haut abgehet und so wird sie denn also wiederum verjünget. Also soll der Mensch seiner veralteten Haut auch thun, das ist, Alles, was er von Natur hat, wie groß oder wie gut es sei, was nicht lauter Gott ist, das soll der Mensch lassen und ablegen. Es hat der Mensch in der Wahrheit Gebrechen, er werde denn durch diese zwei edlen Steine geschleift. Der eine Stein ist die ewige Gottheit, die die Wahrheit selber ist; der andre Stein ist die Menschheit unsres lieben Herrn Jesu Christi, der der Weg und die Wahrheit ist. Durch diese zwei Steine soll der Mensch alles sein Leben, Wesen und Wirken schleifen und tragen, es sei natürliche oder sittliche Tugend." „Dieß merke mit Fleiß," ruft er 1, 173 aus, „und brich es ab, wie die Ameise thut: die beißt das Körnlein oben ab, damit es nicht wachse und sein Mehl bei einander bleibe, und zwar beißt sie ihm zuerst die Spitze ab, damit es nicht blühe. Also mußt du auch thun: wozu du am allermeisten geneigt bist und was du am schnellsten und liebsten thust, das beiße ab mit Fleiß, denn sonst, wenn du wähnest am allersichersten zu sein, so bist du am Ende gefallen." Der Hund kommt häufig vor. Die Menschen, welche von Gott nicht wahrhaft berührt sind, gleichen nach 2, 16 schlechten Hunden. „Sie thun

ebenso wie die unnützen, bösen Hunde, wenn man jaget, sie wissen von dem edlen Wilde nicht, wo es läuft, und laufen nur den guten Hunden nach, aber sie bleiben nicht auf dem rechten Weg: also geschieht auch diesen Menschen. Ich sage dir in Wahrheit: das Stündlein mag gar klein sein, darin du dich schwerlich versäumest oder darin du mit Lust klebest, wodurch du dieses Gewild vorlaufen lässest, daß es dir nicht zu Theil wird, es zu fangen. Aber die edlen, guten Hunde, die wahren Diener Gottes, die das edle Wild gespürt haben, die gehen fröhlich diesem Wilde nach durch Feuer und durch Wasser, durch Spieß und durch Speer und durch alle Dinge, bis sie das Wild erlangen und fangen. Also thun diese edlen Menschen, die des edlen, lautern Gutes gewahr geworden sind: sie lassen nicht ab, bis daß sie es erlangt haben, weder durch Liebe noch durch Leid." Der edle Jagdhund mahnt den Menschen an Genügsamkeit im Genießen Gottes. „Kind," heißt es 3, 94, „in diesen unbekannten Gott setze deine Ruhe und suche weder Schmecken noch Leuchten, thue wie ein Hund, der dahin kommt, wo er gutes Fleisch findet: er darf es nicht anrühren und flieht, also ist er mit harten Schlägen gewöhnt. Du wirst dieß hernach gar wohl empfinden; halte du dich jetzt nur demüthig an dein lauteres Nichts, das du doch in der Wahrheit bist." Berthold nahm gern von der Jagd Bilder, Tauler thut es auch. Ich führe nur zwei ganz originale, prächtige Bilder davon an. „Gerade so wird der andächtige Mensch gejaget," sagt er 2, 84, „wie ein wildes Thier, das man dem Kaiser will geben. Dieses Thier wird gejagt, von den Hunden gerissen und gebissen, und das ist dem Kaiser viel angenehmer, denn als ob es sanftmüthiglich gefangen wäre. Kinder, der ewige Gott ist dieser ehrwürdige Kaiser, der diese gejagte Speise essen will. Er hat seine Hunde dazu: der böse Geist, der jaget den Menschen mit mancherlei unreinen Anfechtungen. Er schleicht von allen Enden zu und jaget den Menschen mit seiner Versuchung, nun mit Hoffart, nun mit Geiz, nun mit Unkeuschheit, jetzt so, dann so und in mancherlei Untugend, damit er den Menschen anficht, dazu mit Mißtrost und ungeordneter Traurigkeit. Hierin stehe fest: es schadet dir gar nichts, denn du mußt ohne Zweifel gejagt werden, soll dir anders recht geschehen." Dieses Bild wird 1, 139 f. weiter so ausgeführt. „Wenn der Hirsch stark gejagt wird von den Hunden durch die Wälder und durch die Berge, von derselben Hitze wird in ihm ein-

großer, lechzender Durst und Begehr nach dem Wasser, viel mehr denn andern Thieren. Wie nun der Hirsch gejagt wird von den Hunden, also wird der anhebende Mensch gejagt von den schweren Versuchungen. Wenn er sich erst abgekehrt hat von der Welt und von seinen groben Gebrechen, so wird er erst stark gejagt durch die sieben Hauptsünden. Die jagen ihm nach mit geschwinden Anfechtungen, vielleicht mehr denn er in der Welt war: denn vorher kam die Anfechtung, aber nun wird er (erst recht) ihres Jagens gewahr. — S. 140. So du dieß Gejage am allerstärksten empfindest, so soll dein Durst zu Gott am allergrößten sein, so wie deine Hitze und deine Begehrung zu Gott. Nun geschieht unterweilen, daß die Hunde den Hirsch ereilen und ihm an den Bauch fallen: sieht dann der Hirsch, daß er der Hunde nicht ledig mag werden, so schleifet er den Hund nach sich bis an einen Baum und schlägt ihn dann hart wider den Baum und bricht ihm damit sein Haupt und wird seiner also los und ledig. Also soll der andächtige Mensch auch thun. Wenn er die Hunde seiner Anfechtung nicht überwinden noch von ihnen ledig werden mag, so soll er laufen mit großem Eilen an den Baum des Kreuzes und des Leidens unsres lieben Herrn Jesu Christi; da allein schlägt er den Hunden seiner Versuchung das Haupt entzwei, das ist, er überwindet da alle seine Anfechtung und wird ihrer ganz ledig und los. Wenn nun der Hirsch sich der großen Hunde erwehret hat, so kommen die kleinen Hündlein; die laufen unter den Hirsch und reißen ihm ein Stückchen Fleisch aus, daß er dadurch versehrt wird, und hütet sich davor der Hirsch nicht sehr, so muß er von dieser Versehrung faulen. Also geschieht dem Menschen auch: so er sich der Sünden erwehret und sie überwunden hat, so kommen die kleinen Hunde, vor denen er sich nicht gedenkt zu hüten, die Gespielen oder die Gesellschaft oder die Kleinode oder die Kurzweil der Menschen und der Menschen Gütigkeit: die reizen ihn hie und dort und zerren ihm sein Herz und seine Inwendigkeit, daß er von Noth faulen muß in allem göttlichen Leben und in göttlichem Ernste, und Gottes Gnade und Andacht nicht empfindet. — Wie nun der Hirsch von einem jeglichen Gejage erhitzt wird und sein Durst je mehr dadurch zunimmt, also soll der Mensch von einer jeglichen Versuchung mehr erhitzigt werden nach göttlicher Liebe zu unserm Herrn und zu wahrem Durst gereizt oder gedrungen werden von jeglicher Anfechtung, je mehr und mehr in Gott zu laufen, wo

er nichts findet denn Wahrheit, Freude, Gerechtigkeit und Trost. Die Jäger aber, so der Hirsch zu müde und zu dürr ist, dann füttern sie die Hunde ein wenig und diese werden also aufgehalten. Wenn sie des Hirsches sicher sind in dem Thiergarten, so lassen sie den Hirsch sich ein wenig erspaziren, daß er etwas dadurch gestärkt wird, so mag er dann das Jagen desto besser erleiden. Also thut unser lieber Gott dem Menschen auch: wenn er sieht, daß dem das Gejage zu viel will werden und die Anfechtung zu groß, so hält er sie ein wenig auf und dann wird dem Menschen ein Tropfen in den Mund seines Herzens, das ist, ein süßer Geschmack von Süßigkeit göttlicher Dinge; diese stärken ihn also sehr, daß ihm alle Dinge bitter und widrig schmecken, die Gott nicht sind, und dann dünket ihm, er habe alle seine Noth ganz und gar überwunden. Dieß ist denn nichts anderes, als eine Erstärkung zu einem neuen Gejage und Versuchung. So ihrer der Mensch am allermindesten gedenket, so sind sie ihm auf dem Halse und liegen ihm dann viel mehr an als zuvor: aber der Mensch ist nun etwas gestärkt und vermag auch viel mehr, denn vormals. Doch, Kinder, dieß thut Gott aus großer Treue und aus unmäßiger Liebe, daß er dieß Gejage läßt kommen über den Menschen. Von der Anfechtung wird der Mensch billig zu Gott gejagt mit begierlichem Durst und lechzendem Herzen zu dem, da alle Wonne und Freude und Friede in der Wahrheit ist, damit ihm der Trank, der da gehet nach dem Durste, desto süßer, lustlicher und desto wonniglicher werde hier in dieser Zeit und darnach in dem ewigen Leben, da man den süßesten Brunnen trinken wird mit voller Lust, mit vollem Munde aus seinem eignen Ursprung, das ist, aus dem väterlichen Herzen. Da empfängt der Mensch solchen Trost, daß ihm alle Dinge klein werden, um Gottes willen fröhlich zu leiden. So nun der Hirsch alle diese Hunde überwunden hat, und in ein Wasser kommt, so legt er sich mit vollem Munde in das Wasser und trinkt mit ganzer Lust, was er mag: also thut auch dieser Mensch. Wenn er mit der Hülfe unsres Herrn die Hunde seiner Versuchung überwunden hat und mit einem festen Vertrauen mit diesem Durste zu Gott kommt, was soll der Mensch anders thun, er trinke denn mit vollem Munde, daß er zumal trunken werde? So wird denn der Mensch Gottes also voll, daß er in Wonne und Freude seiner selbst vergißt und ihm dünket, wie er große Wunder vermöge: ja ihm dünket, er solle wohl und fröhlich

gehen durch Feuer und Wasser, ja auch durch tausend Schwerter: er fürchtet weder Leben noch Tod, noch Liebe noch Leid."

Der Bauer spielt auch in diesen Bildern eine Rolle, sowohl hinsichtlich seines ungeschliffenen Wesens als auch in Bezug auf seine Arbeit. „O Kinder," spricht Tauler 2, 151, „die Menschen, die dieß edle Werk (die Nachfolge Christi) versäumen und ihre edlen Kräfte müssig liegen lassen, die leben sich selbst in gar großem, wunderlichem, ängstlichem Schaden und leben sich selbst zumal sorglich und verlieren ihre edle Zeit und verdienen unmäßiges, unleidliches Fegefeuer und ihnen wird wenig ewigen Lohnes werden. Ihnen wird wie einem groben Bauer geschehen, der zu des Königs Heimlichkeit und allernächst bei ihm in seiner Kammer zu sein nicht geschickt ist. Noch tausendmal, ja ohne Zahl minder werden die üppigen, auswendigen Menschen geschickt sein zu sehen, wo die edlen Menschen, die Gottesfreunde, in Gott ewiglich wohnen sollen." „Er soll eben so thun," so spricht er von dem rechten Christen 2, 27, „wie der Ackermann, der in dem März zu wirken hat: wenn er sieht, daß die Sonne zu nahen beginnt, so behauet und beschneidet er seine Bäume und gräbt seinen Grund aus, er kehrt sein Erdreich um und gräbt es mit großem Fleiß. Also soll der Mensch sich selbst mit großem Fleiß umgraben und in seinen Grund sehen und mit den Werken zumal seinen Grund umkehren und seine Bäume behauen, seine äußeren Sinne, und soll seine niedersten Kräfte und sein Unkraut ganz ausreuten. — Aber noch ist es kalt und hart, die Sonne nahet, doch hat sie noch nicht klärlich darein geschienen; (28) aber sie kommt bald hernach, der Sommer nahet sehr, die göttliche Sonne fängt schier an, in den wohlbereiteten Acker zu scheinen. Also wenn der äußere Mensch und die niedersten und obersten Kräfte wohl behauen und bereitet sind, inwendig und auswendig, so kommt dann die heiße, göttliche Sonne und fängt an, klärlich in den Grund zu scheinen und in den Acker zu leuchten: so wird da ein wonnesamer Sommer, rechte, wahre Maienblüthe, wie es jetzt auswendig ausdringend ist. Also macht der ewige Gott den Geist da grünen und blühen und gute Früchte bringen, von denen keine Zunge sprechen kann noch kein Herz gedenken, wie große Wonne in dem Geiste wird, wenn der heilige Geist gegenwärtig seinen wonniglichen Glanz und seinen göttlichen Schein unmittlich in den Grund gießen kann." Wer in den Grund, zu Gott, kommen will, der muß sich am Schützen

ein Beispiel nehmen: „Wenn ein Schütze ein Ziel will treffen,“ heißt es 1, 79 f., „so thut er ein Auge zu, daß das andre desto genauer sehe: also wer ein Ding tief will merken, der thut all seine Sinne dazu und zwinget seine Sinne in eins zusammen in die Seele, von wo sie ausgeschlossen sind, wie alle Zweige kommen aus dem Stamme des Baumes.“ Wer den Grund gefunden hat, muß einem Kaufmanne gleichen, der sein Schiff befrachtet hat. „Wer von der Liebe verwundet ist,“ heißt es 2, 10, „der thut als ein Kaufmann, der ein Schiff um Gewinn führen will. Da ist sein Herz, als ob es von Begehren wund sei, daß er viel sammle. Allerlei raspelt er zusammen, und sammelt hier und dort, daß sein Schiff voll werde. Also thut der verwundete Mensch: er sammelt und zieht alle Bilde und Gedanken und Uebungen zusammen und was er vermag dem zu Liebe, den er liebet. So nun das Schiff voll geladen ist, so stößt er vom Lande. Noch ist er des Schiffes wohl gewaltig, es zu führen gegen den Sturm. Also ist es mit der verwundeten Liebe: die wirft ihr Schiff in den Sturm der Gottheit und fährt da herrlich vor und spielt darin nach ihrer Lust und Willen und wirft ihr Ruder in das Meer, das grundlos ist. Je mehr sie aber der göttlichen Einflüsse in sich ziehet, je weiter sie wird und die Empfänglichkeit erfüllet Gott ganz und gar und die Vollendung macht neue Empfänglichkeit und neue Weite und neue Wunden der Liebe. Darnach schneidet der Herr das Seil des Schiffes entzwei und läßt das Schiff gegen den Sturm rauschen. Da ist nun weder Riemen noch Ruder, die das Schiff aufhalten können: so ist denn der Mensch seiner selbst nicht mehr gewaltig.“ In dem Gebete gipfelt das Christenleben, Alles wirkt zu und in ihm zusammen: das veranschaulicht der Dombau. „In gleicher Weise, wie die da an dem Dome zimmern, an dem Münster,“ heißt es 2, 150, womit 1, 297 zu vergleichen ist, „da ist mancherlei Weise und Werk, daran mögen vielleicht mehr denn hundert Menschen arbeiten oder dazu dienen in mancherlei Weise: Etliche tragen Steine, die Andern Mörtel, dieß mancherlei Dienen legt man aber alles zu dem einigen Werke, daß der Dom und die Kirche wohl gezimmert und gemacht werde, und es ist das Alles darum, daß es ein Bethaus werde: es geschieht Alles um des Gebetes willen, wozu alle diese mancherlei Werke und Weisen dienen. So dieses inwendigen wahren Geistes Gebet gethan wird, so ist alles das behalten und

24*

wohl verendet, was hierzu gedient hat und dieß geht weit über das auswendige Gebet.“ Wie Tauler hier meisterhaft den Anblick verwerthet, den er auf seinem Kirchgange gehabt hatte, so benutzt er 3, 182 trefflich zwei in Hildegard's Buch hineingemalte kleine Bilder, um den frommen Schwestern, die jenes Buch besaßen, die Gottesfurcht und die bloße, wahre Armuth des Geistes zu beschreiben. In welcher Weise Gott sich gegen den stellt, welcher ihm Dank opfert, führt er durch dieses Bild zu Gemüth. „Gleicher Weise, als ob ein Mensch zu dem Papste gehen und ihm einen Gulden bringen wollte, der Papst aber ginge ihm entgegen und gäbe ihm hunderttausend Pfund Goldes wieder und dasselbe aber und aber, so oft er ihm einen Gulden gäbe: recht also geschieht diesem Menschen. So oft er sich mit Dank zu Gott kehrt und so oft er sich Gott erbietet mit Liebe und mit Dankmüthigkeit, so oft läuft ihm Gott entgegen mit hunderttausendmal mehr Gaben und Gnaden und mehr Trostes in einem jeglichen Augenblick.“ (2, 29.)

Die Gnade unsers Herrn, der sich mit uns armen Menschen vereint, malt er durch dieses „Gleichniß“ uns treffend vor die Augen hin. „Wäre ein gewaltiger Kaiser, dem alle Schätze, Herrschaft und Reichthum, Schönheit, Dienst und alles Vergnügen aller Menschen und aller Creatur wäre, nach allem Wunsch und nach aller Weise, was nur ein Herz erdenken möchte, es nähme nun aber derselbe Herr den allerausjätzigsten Menschen voller Blattern, stinkend, blind und lahm und vereinigte sich ganz mit demselbigen Menschen, so daß die Einigung also eins würde, daß er sein Herz, sein Haupt, seine Hände, seine Füße und Alles, was er inwendig und auswendig wäre, Alles zumal in des armen Menschen Leichnam fließen ließe und alle seine Glieder, die des Kaisers waren, sein wären, das wäre doch eine wunderliche und eine große Liebe! Noch tausendmal mehr und über alle Begreiflichkeit ist aber diese Einigung und diese Liebe ohne alles Maß.“

Unter den zahlreichen Bildern Tauler's habe ich nur eines gefunden, welches, wie treffend es auch sein mag, doch gegen den guten Geschmack verstößt: ich meine das Bild von dem Pferde, welches seinen eigenen Mist auf das Feld hinauszieht, damit er es dünge. (1, 161.)

Viel seltner als Bilder, kommen fromme Geschichten in diesen Predigten vor. Aus der profanen Geschichte ist mir keine Erzählung

aufgefallen: es werden nur christliche Geschichten alter und neuer Zeit hin und wieder als Beispiele des Guten beigebracht. Wir erfahren (3, 112), wie Andreas sein Kreuz anredete; wie einem christlichen Kaiser die Pforte Jerusalems verschlossen wurde, als er das heilige Kreuz pomphaft dorthin zurückbringen wollte, sich ihm aber von selbst aufthat, da er, bis auf das Hemd entkleidet, es in aller Demuth auf seiner Schulter hineintrug (3, 110); wie ein heiliger Vater, der im Mai aus seiner Zelle gehen sollte, seine Kappe ganz über die Augen zog, damit er nicht durch das Schauen der blühenden Bäume in dem Schauen seines Geistes verhindert würde (1, 73); wie ein anderer Altvater in so tiefe gottselige Gedanken versunken war, daß er nicht wußte, was er einem Bettler auf dessen Bitte hatte geben wollen und denselben in das Gemach hereinrufen mußte, daß er sich selbst nehme, was er bedürfe (1, 160). Er erzählt von einem Gottesfreunde, Namens Wigmann, daß dieser, als er seine Stätte nirgends hätte finden können als in dem allertiefsten Grunde der Hölle, auf ein Mal die Stimme aus dem obersten Himmel gehört habe: Wigmann, komm herauf in den obersten Thron, in das väterliche Herz! (3, 95), und berichtet in gutem Glauben, daß er geschrieben gefunden habe, „daß ein Geist einem Gottesfreunde in einer lichten Flamme unmäßiger Fackeln erschien und sprach: es wäre darum allein, daß er im Empfang des heiligen Sakraments unsres Herrn Jesu Christi säumig gewesen wäre, darum leide er unaussprechliche große Pein, die Niemand glauben möchte. Er sprach zu dem guten Menschen: willst du ein Mal mit Andacht den Frohnleichnam unsres lieben Herrn für mich empfangen, das wird mir helfen. Der gute Mensch that dieß, und der Geist kam zuhand des nächsten Tages zu dem Menschen und schien und glänzte mehr denn die Sonne und war von der einen Empfängniß aller seiner unleidlichen Pein ledig geworden und fuhr allzumal in das ewige Leben." (2, 103.) Gelegentlich verleitet ihn seine Leichtgläubigkeit zu Abgeschmacktheiten, so weiß er von einem Liebhaber Gottes, der inwendig und auswendig von solchem Feuer entbrannt war, daß er sich niemals traute dem Strohe nahe zu kommen, aus Furcht, es möchte von der Hitze in ihm entzündet werden (3, 75).

Die biblische Geschichte wird fast ganz unbenutzt gelassen: sie hat für Tauler im Ganzen als Geschichte keinen Werth, sie wird nur allegorisch ausgebeutet. Er deutelt schon gern an den bloßen

Namen herum und findet in ihnen wunderbare Geheimnisse (vgl. 1, 114 — Israel = Land der Beschauung; 1, 117 — Juda = Erkennung Gottes, und Galiläa = Ueberfahrt; 1, 215 Tyrus = Beängstigung, und Sidon = Gejage); noch viel mehr versucht er sich mit den biblischen Geschichten. So stellt der brennende Busch den Herrn Jesus dar, der Dornbusch ist seine menschliche Natur, die Flamme seine Seele voll brennender Liebe, das Licht seine Gottheit, vereint mit dem sterblichen Leichnam 1, 66: derselbe Dornbusch bildet nach 1, 286 die Liebe ab, denn obwohl der Liebhaber von der Liebe gepeinigt wird, so wird er doch auch durch sie getröstet und wohlgefällig gemacht. Eine geistliche Deutung genügt ihm vielfach nicht: so wird eine dreifache Deutung von den fünf Hallen am Teiche Bethesda (1, 147), von dem Ausgange des Hausvaters, um Arbeiter in seinen Weinberg zu miethen (1, 165) und von dem großen Abendmahle (2, 108) zur Wahl vorgelegt.

Sprüchwörter werden nur selten (1, 81: Ein heimgezogen Kind ist draußen wie ein Rind; 3, 68: Der ist ein weiser Mann, der alle Dinge zum Besten kehren kann, 3, 113: Was nichts kostet, das gilt auch nichts, wer kärglich säet, der wird auch kärglich schneiden und wie du ausmissest, so misset man dir wieder ein) angezogen.

Einen sehr ernsten Ton schlagen sämmtliche Predigten Taulers ohne Ausnahme an, nirgends aber geräth er in Affekt, in leidenschaftlichen Eifer, in flammenden Zorn. Er ist ein geduldiger, in Gott gelassener Christ, seine Sprache ist daher auch gehalten und gelassen, ruhig und sanft. Er lebt in einer bösen, höchst bedenklichen Zeit: er selbst nennt sie eine „sorgliche" (2, 39), eine „kranke" Zeit (2, 269). Die ganze Christenheit ist geschlagen vom Haupte bis zu der Fußsohle: es sieht kläglich aus an allen Orten und Enden. „Wie ist dieses heiligen Kreuzes so gar vergessen," klagt er (3, 107), „und wie wird ihm dieser Grund und dieses Innerste so gar verschlossen und versagt mit Gunst und mit der Liebe der Creaturen, das leider in dieser sorglichen Zeit herrschet in weltlichen und in geistlichen Personen, daß die Herzen verloren werden mit den Creaturen! Das ist der verblendetste Jammer, den des Menschen Herz und Sinne begreifen mögen, und wüßte man, wie es hernach gehen werde, man möchte vor Angst verdorren über die Rache und den Zorn Gottes. Dieß wird aber geachtet, als ob es ein Spott sei. Es ist leider in eine Gewohnheit gekommen und man lässet es gut

sein und soll das eine Ehre heißen, und ist Alles, als ob es ein Spiel sei. Darum alle Heiligen, könnten sie, sie schrieen und weinten blutige Zähren und die Liebeswunden unsres Herrn würden wieder aufgerissen von diesem Jammer, daß das Herz, um das er sein blühendes Leben gegeben hat und seine liebe, heilige Seele, ihm also schändlich wird genommen und er daraus vertrieben wird. Das müsse Gott geklagt sein und ihn jammern!" „Ach, liebe Kinder," spricht er an einem andern Orte, 2, 85, „es ist leider die allgemeine göttliche Liebe jetzt so gar in aller Welt erloschen und in allen Stätten, daß es gar zu erbarmen ist." Eine schreckliche religiöse Stumpfheit und Gleichgültigkeit ist ganz allgemein eingerissen: selten empfindet Einer noch ein frommes Bedürfniß. „Sie wissen auch nichts," sagt er 1, 177 von seinen Zeitgenossen, „von der Einigkeit und Heimlichkeit Gottes; ja so wenig greifen sie sich an, hiernach zu fragen, zu fordern oder zu versuchen, als sie an den Sultan über dem Meere denken; sie stellen nicht mehr darnach, als ob es sie nichts anginge. Hören sie von göttlichen Dingen, das verstehen sie so viel, als die Welschen das Deutsche verstehen. Daß sie ihr Paternoster und ihren Psalter viel lesen und ihre dürren Werke des Gehorsams mit dem äußeren Menschen und den Sinnen thun, das genügt ihnen. Gott vereinige sich, mit wem er wolle, was gehet sie das an? Wäre es aber zu thun, um auswendigen Vortheil in Nutzen oder in Ehren oder in andern täglichen Dingen, die jemand hiervon hätte, so sollte man wohl sehen, wie sie das anginge." „Die Leute," lesen wir 3, 116, „sind krank und leider der Fleiß und der Ernst, der ehedem war, der ist erkaltet und erloschen und will sich Niemand nichts mehr sauer werden lassen. Könnten wir eine Weise finden, die Niemand wehe thäte, die dürften wir vorbringen; die würde man wohl achten oder befolgen. Jeder minnet sich selber." „Ihr sollt wissen," heißt es 1, 29, „daß man in dieser Zeit wenige Leute findet und gar selten, die dem Bräutigam wahrhaftig entgegengehen, wie man in den alten Zeiten viele fand." Die Leute spotten jetzt dessen, dem es um sein Christenthum wirklich Ernst ist. „Kommt ein armes Kind zu ihnen," sagt er 2, 7, „so sprechen sie: es ist ein schlechter oder ein thörichter Mensch. Kommt zu dem andern ein Mensch, so sprechensie: es ist ein Beghine." „Wenn ein Knecht Gottes ihnen das Gewissen schärft, so sprechen sie: dieß pflegen wir nicht, dieß ist eine neue Weise von den neuen Geistern und bedenken

nicht, daß ihnen die verborgenen Wege Gottes unbekannt sind." (2, 200.) Niemand will noch eine Obrigkeit über sich erkennen: jeder will Gott sein. „Weil aber jetzt Gott seine allmächtige Kraft verbirgt und verschweigt und liegen läßt, darum gebärden nun die Leute sich recht, als ob sie selber Gott sein wollten, und auch von einer andern Gewalt und Herrschaft wollen sie nichts wissen, jeder in seinem Thun und nach seinem Vermögen, geistlich und weltlich, und will ein jeder sein über den andern. Seid aber deß sicher, Gott will nicht alle Wege schweigen und seine Gewalt verbergen, deß seid gewiß." (2, 288.) Die Fürsten dieser Welt werden vom Teufel geritten: „Diese sollten die Allerbesten sein," spricht er 2, 290, „aber so sind sie leider recht die Rosse, darauf die Teufel reiten, daß sie Unfrieden machen und peinigen die Leute und leben in Hoffart und unrechter Gewalt und in mancherlei Bosheit, wie man wohl sieht in der ganzen Welt." In den Klöstern, in den Orden sieht es nicht besser aus: sie gleichen Schweineställen. „Wohl sprechen sie," heißt es 2, 126: „wir sind in einem heiligen Orden und haben die heilige Gesellschaft und beten und lesen. Ja, das thust du, aber Alles ohne Liebe und ohne Andacht, mit einem zerstreuten Herzen, so blind und so kalt. Also beichten sie, doch nur mit Worten, ohne ganzen Willen, nicht von Grund des Herzens, und so empfangen sie auch den heiligen Leichnam unsers lieben Herrn. Sie thun recht, als wer einen König zu Haus ladet und ihn in einen unreinen, stinkenden Stall unter die Schweine setzt. Es wäre ihnen tausend Mal besser, daß sie ihn nimmer empfingen." Scheinchristenthum wird nach 1, 183 in den Klöstern gehegt und gepflegt: pharisäisches Wesen hat dort eine Wohnstätte gefunden. „Vor jener pharisäischen Weise hüte sich ein jeglicher in seinem Grunde. Man findet viel geistliche Menschen, die alle Zeit nur auf die auswendigen Weisen sehen in den guten Werken, in der Haltung; damit (meinen sie), sei von ihnen Alles gethan, aber der inwendige Grund ist zumal verwachsen und besessen mit den Creaturen und dazu schädlich gefangen." (1, 214.) In den Klöstern wird so viel unnützes Zeug geschwatzt (1, 153. 2, 102), so arg lieblos gerichtet (1, 317. 2, 137), so üppig gelebt (1, 156 ff., 183), die Schrift wird gelesen, aber es wird nicht darnach gelebt (2, 12); Gebete und Collekten werden gesprochen, aber das Herz ist nicht dabei und der Gewinn bleibt also aus (1, 331). Auch die Priester taugen vielfach nichts: sie theilen die Wahrheit

nicht aus, wie es vor Gott Recht ist, sie verfälschen Gottes Wort durch ihre Aufsätze und „bringen fremde, heidnische Glossen in die heilige Schrift, daß es zu erbarmen ist." (2, 35.) „Diese Prälaten (Pfaffen, Bischöfe, Aebte, Priore und geistliche Beichtiger) alle sollen die Menschen regieren und nach dem Lobe Gottes richten und nach seinem liebsten Willen. Aber leider, vgl. 1, 105, sind sie zuerst blind und also führt ein Blinder den andern, daß zu fürchten ist, daß sie beide mit einander in den Grund ewiger Verdammniß fallen." Die Zeit ist böse, gerade wie sie zu des heiligen Dominikus Tagen war. „Kinder, die sorgliche Weise," sagt er 2, 207, „um die der himmlische Vater so zornig war, daß er alle diese Welt vertilgt haben wollte in unsres Vaters Dominici Zeiten, und dieser es ihm abbat, dieselben Weisen und Gebrechen sind nun wieder aufgestanden." Gottes Auserwählte, die Gottesfreunde, halten mit ihrer Fürbitte Gottes Gerichte allein noch auf. „Wir lesen, daß unser heiliger Vater St. Dominikus," erzählt er 3, 133, „einen seiner Gesellen fragte, der bitterlich weinte, warum er weine? Da sprach der: lieber Vater, um meine Sünde. Da sprach der Heilige: mein lieber Sohn, die sind zumal ausgeweint; darum, lieber Sohn, bitte ich dich, daß du für jene weinest, die selber nicht weinen wollen. Also weinen die wahren Gottesfreunde über die Blindheit und den Jammer der Sünden der Welt und über ihre Bosheit. Wenn Gott sein Urtheil und seinen Zorn über uns Sünder beweisen will, wie man von gräulichen Dingen viel gesagt hat, von Feuer, von Wasser und von großer Finsterniß und von großen Winden und theurer Zeit, so weinen sie dieß unserm Herrn ab, Nacht und Tag, und er schonet und hält auf und wartet, ob wir uns bessern wollen: thun wir das aber nicht, so dürfen wir sicher sein weit schwererer und schädlicherer Plagen. Die Wolke ist jetzt recht hier und diese halten die Gottesfreunde auf mit ihrem Weinen; aber seid dessen sicher, bessern wir uns nicht, so wird sie bald schwer fallen, daß ein solches Treiben und Jagen wird kommen, daß man des jüngsten Tages dabei gedenken soll und kann." Gottes Strafgericht über den Gräuel der Verwüstung, der allenthalben steht, wird in nächster Zukunft hereinbrechen: „wie es vor kurzem den wahren Gottesfreunden geoffenbart worden ist." (2, 157.)

Tauler kennt nur ein Mittel, dadurch der Mensch von diesem Grundschaden seiner Zeit erlöst und vor dem drohenden Zorne Gottes

bewahrt wird, und er wird nicht müde, in jeder Predigt dieses Mittel, welches allein helfen kann, anzugeben. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß unser Prediger, wie L. Hofacker, in allen Predigten nur über ein und dasselbe Thema variire, daß er im Großen und Ganzen nur eine Wahrheit treibe, daß er immer dasselbe predige. Wenn Brömel (1, 78) sagt, daß Tauler fünf Himmelfahrtspredigten gehalten habe, in allen aber von seinem Lieblingsthema handle, nur nicht von der Himmelfahrt Christi, so ist das, wenn nicht übertrieben, so doch mißverständlich geredet. Denn in diesen Himmelfahrtspredigten wird doch auch von der Himmelfahrt des Herrn, allerdings nicht von ihrer Bedeutung für den Herrn, sondern von ihrem Werthe und ihrer Kraft in Bezug auf uns, von unsrer Nachfahrt, vgl. die dritte Predigt, gehandelt, womit der Redner freilich wieder sofort zu dem festen Kern, dem unbeweglichen Mittelpunkte aller seiner Predigt gelangt ist. Er kommt immer auf dieses Eine, was Noth ist, zurück und kommt nie von ihm ab: es ist die Sonne, um welche alle seine Reden kreisen, von der sie alle Licht und Wärme, Kraft und Leben empfangen.

In diesen Predigten herrscht also eine große Monotonie, dieselbe thut ihnen aber durchaus keinen Abbruch. Sie verlieren nicht das Mindeste dadurch, werden nie langweilig, sondern fesseln fort und fort den Leser. Es hat dieses darin seinen Grund, daß dieselbe Wahrheit immer in neuer Weise an das Herz gelegt wird, der Redner predigt sich nie arm und nie aus, er bringt immer wieder neue Bilder und Vergleichungen, neue Wendungen und Anschauungen, er schlägt immer wieder neue Wege ein und dringt von einer andern Seite her in den Grund; und daß die Worte aus dem tiefsten Grunde des Herzens hervorquellen und man ihnen, die von Phrase in ihrer seltenen Einfachheit durchaus nichts wissen, überall die innerste Betheiligung abfühlt. Das Grundgebot, welches Tauler in allen Predigten unermüdlich wiederholt, richtet sich nicht an den Verstand, an die Erkenntniß des Menschen. Nicht von hier aus erwartet er das Heil, obschon so viele große Geister seiner Zeit dieser Ansicht waren. „Die großen Meister von Paris lesen große Bücher und kehren die Blätter um," sagt er 3, 186; „das ist wohl gut, aber diese Menschen lesen das wahre, lebendige Buch, darin Alles lebt. Sie kehren die Himmel und das Erdreich um, und lesen das wunderbare Werk Gottes und kommen da vorwärts bis

zu dem Unterschied der heiligen Engel und erkennen die oberste Sendung der heiligen Dreifaltigkeit Gottes." „Kinder," mahnt er 1, 317, „ihr sollt nicht fragen nach großen, hohen Künsten. Gehet einfältig in euren Grund inwendig und lernet euch selber erkennen im Geist und in Natur und fraget nicht nach der Verborgenheit Gottes, nach seinem Aus- und Einfließen und von dem Icht (Etwas) in dem Nichts und von dem Funken der Seele in der Istigkeit (dem Wesen der Seele in ihrem Sein), denn Christus hat gesprochen: euch ist nicht noth zu wissen von der Heimlichkeit Gottes." An den Willen richtet sich Tauler ohne Unterlaß: will der Mensch selig werden, so ist Alles gewonnen, so wird Alles wieder gut. „Sobald der Mensch," sagt er ausdrücklich 2, 219, „dieß mit Leid ansieht und sich dessen Gott demüthig schuldig gibt und Willen hat sich zu bessern nach seinem Vermögen, zuhand wird dessen alles guter Rath um ihn." Er muß nur den festen, bestimmten, männlichen Willen haben, von der Creatur sich loszusagen, sich selbst zu verleugnen und zu verlassen, zu schweigen und stille zu sein, zu meiden und zu leiden, zu ersterben, zu entwerden. Dieß Grundgebot erscheint in jeder Predigt und meist in neuer Fassung, in neuem Ausdruck. „Gott der Herr verbirgt sich vor den Menschen, die mit den Creaturen beschäftigt sind und die sich um den Verlust irdischer Dinge und Creaturen betrüben: so aber der Mensch sich von den Creaturen kehrt, um Gott zu finden, offenbart sich Gott selbst dem Menschen." (1, 288.) „Ihr wollt Gott und die Creaturen alles mit einander haben," so rügt er 3, 103, „und das ist unmöglich. Lust Gottes und Lust der Creaturen, und weintest du Blut, das kann nicht bei einander sein." „Ich sage dir in Wahrheit (eine Betheuerungsformel, welche häufig wiederkehrt)," sagt er 1, 167, „die Gott selber ist: sollst du ein Mensch werden nach dem Willen Gottes, so müssen alle Dinge in dir absterben, darum und daran du haftest; es sei an göttlicher Gnade, es sei an den Heiligen, es sei an den Engeln und dazu an alle dem, was dir zumal tröstlich wäre nach geistlicher Begierde, das muß Alles ab sein. Soll Gott wahrlich und lauterlich in dir leuchten und wirken sein adliges, göttliches Werk, so mußt du ledig und frei und unbekümmert von alle dem sein, was dir Trost außer Gott eintragen mag." „Ein geistlicher Mensch," spricht er 1, 75, „sollte also sehr begehren nach Gott, daß er seiner selbst und aller Creaturen vergäße, wie man sieht, daß die Liebhaber der Welt um

vergängliche Dinge thun, lassen und leiden und trösten sich Liebes und Leides, auf daß sie kriegen irdische Besitzung." „Kinder," mahnt er 1, 218, „dieser Eingang in das ewige Gut mag wahrlich und lauterlich nicht geschehen, denn in einem völligen Verleugnen seiner selbst und des Seinen, im Geist und in Natur: denn so viel der Mensch sich selbst in allen Dingen ausgeht, also viel gehet Gott mit seinen göttlichen Gnaden ein; wo man also alle Dinge verleugnet, da findet man Alles." „Darum sollst du schweigen," heißt es daher 1, 80, „so mag das Wort dieser Geburt in dir sprechen und in dir gehört werden; aber sicher, willst du sprechen, so muß Er schweigen. Man mag dem Worte nicht besser dienen, denn mit Schweigen und mit Lauschen. Gehest du nun allzumal aus, so gehet er ohne allen Zweifel allzumal ein, weder minder noch mehr: so viel aus, so viel ein." „Soll Gott eingehen," heißt es 1, 82, „so müssen alle Dinge ausgehen." „Die Ledigkeit ist nach 2, 38 die erste und die größte Bereitung, den heiligen Geist zu empfangen; denn so viel mehr der Mensch geledigt ist, so viel mehr ist er empfänglich. Soll man ein Faß füllen, so muß zuerst heraus, was darin ist: soll Wein hinein, so muß das Wasser zuvor heraus, denn zwei materielle Dinge mögen mit ihrem ganzen vollkommenen Wesen nicht an einer Stätte sein. Soll Feuer hinein, so muß das Wasser heraus, denn sie sind sich widerwärtig. Soll Gott hinein, so muß die Creatur heraus." „Soll Warmes ein," so lautet es 2, 87, „so muß von Noth Kaltes aus: soll Gott wahrlich und lauter ein, so muß von Noth alle Creatürlichkeit aus und alle Besitzung; soll Gott eigentlich in dir wirken, so mußt du in einer lautern Leidenheit sein, so müssen alle deine Kräfte gar entsetzt sein aller ihrer Wirklichkeit und Angenommenheit und wahrlich in einem lautern Verleugnen ihrer selbst stehen und entkräftigt werden ihrer selbst und stehen auf ihrem bloßen, lautern Nichts." „Liebes Kind," bittet er 2, 137, „löse dein Gemüth von allen Enden, wo es zu Pfande steht, von aller Liebe und Meinung und Gunst der Creaturen. Denn soll Gott ein, so muß von Noth alle Creatur aus. Mache dein Faß ledig und halte dich ledig von üppiger, eitler Kümmerniß (Beschäftigung). Es wird dem Feuer nie so natürlich aufzugehen, noch keinem Vogel so leicht zu fliegen, als es einem rechten ledigen Gemüthe ist, zu Gott aufzugehen." „Niemand," spricht er sich kurz und kräftig aus 1, 297, „mag ein Anderes

werden, er muß zuvor entwerden, was er ist." „Soll Holz Feuer werden, so muß es von Noth seiner Holzheit entwerden. Sollst du in Gott werden, so mußt du deiner selbst entwerden." (2, 80 vgl. 161.) Dieses Gebot fordert unendlich viel: es fällt dem Menschen sehr schwer, sich unter dieses Joch zu beugen. „Das Entwerden," heißt es 2, 88, „macht dir solches Wehe: du willst nicht sterben und mußt doch wahrlich in dir selbst sterben. In diesem Sterben wird das Wort Skt. Pauli wahr, so er spricht: ihr sollt seinen Tod verkündigen, bis er selber kommt. Das Verkündigen ist nicht (ein bloßes Verkündigen) mit Worten oder mit Gedanken; was es aber in der That ist, das ist gar ein kleines Ding. Es ist nur allein Sterben und Entwerden in der Kraft seines Todes." Es ist das Schwerste, das von dem Menschen gefordert werden kann. „Es ist ein kleines Ding," lesen wir 2, 35, „Schlösser und Land, Gold und Silber um Gottes willen zu lassen, könnte (nur) der Mensch sich selber wohl verlassen, inwendig und auswendig, im Geist und in der Natur."

Wie aber wird die Liebe zu der Creatur aus dem Herzen ausgetrieben? „Die Bilde der vergangenen Gewohnheit, die soll der Mensch vertreiben mit dem minniglichen Bilde unsres Herrn Jesu Christi und soll recht einen Pfahl mit dem andern ausschlagen und soll das also innerlich mit großer Andacht in seinen Grund drücken und ziehen, daß alle Ungleichheit in ihm verwerde und verlösche. Sintemal Gott gegeben hat das Werk, daß Steine und Kräuter große Macht haben, Krankheiten zu vertreiben: welche Macht glaubet ihr, daß der Sohn Gottes habe, alle Krankheit der Seele zu vertreiben mit seinem heiligen Bilde und mit seinem Leiden und mit seinem bittern Tode?" Das Vorbild des Herrn reicht vollkommen aus. „Also müssen wir denselben Weg auch gehen, wollen wir anders mit ihm in den Himmel kommen. Denn wenn alle Meister todt wären und alle Bücher verbrannt, so fänden wir doch an seinem heiligen Leben Lehre genug; denn er selber ist der Weg und kein anderer." (2, 16.) „Sicher, liebe Kinder," versichert er noch ein Mal 3, 84 f., „wären auch alle Lehrer begraben und alle Bücher verbrannt, so fänden wir doch Lehre und Unterschied (klare Erkenntniß) genug in dem Bilde und Leben unsers Herrn Jesu Christi in aller Weise, wo wir seiner nothdürftig wären; wollten wir nur solches mit Fleiß und Ernst wahrnehmen, wie er uns vor-

gegangen ist in schweigender Geduld und Sanftmuth bei Widerwärtigkeit, bei Anfechtung vom bösen Geiste, in Gelassenheit bei Verschmähung, bei Armuth und in allerlei bittern Leiden und Schmerzen. Sicherlich, besähen wir uns oft in diesem fruchtbaren, heilsamen Spiegel, wir könnten uns desto verwegentlicher und fröhlicher leiden in aller Widerwärtigkeit und Gedränge und könnten desto besser überwinden und widerstehen allen Anfechtungen und Einfällen." Das Bild des Herrn, dessen versöhnendes Leiden und Sterben nirgends in seiner Tiefe gefaßt wird, will daher Tauler allen Seelen einprägen, um die Bilde der Dinge hinauszutreiben. „Meine nicht," sagt er 1, 76, „daß ich dir alle Bilde wolle absprechen, ich will ein Bild in dich drücken, du sollst dich in deiner Inwendigkeit allzumal aufschwingen in das väterliche Herz und sollst da nehmen das oberste Bild, das der himmlische Vater ewiglich aus- und eingebildet hat aus seinem göttlichen Abgrund, und du sollst noch fürder eingehen in den göttlichen Abgrund, und ziehen das liebliche Bild recht und besser in deinen Grund, wie in einen Spiegel, daß dir das Bild alle deine Seelenkräfte durchdringe und durchgehe: gehst du, stehst du, issest du, trinkest du, schläfst du oder wachest du, daß das liebliche Bild nimmer von dir in wesentlicher, nicht in bildlicher Weise entkomme. Nach dem regiere und schicke all dein Wesen und Leben, inwendig und auswendig, und thue wie ein Maler, der ein schönes Bild entwerfen will. Der sieht mit allem Fleiß an alle Striche eines andern köstlichen Bildes und zieht oder malt sie nach ihm auf seine Tafel; also siehe du an das lieblichste, oberste Bild, wie das ist, nach seiner göttlichen Natur ohne allen Unterlaß wieder einkehrend und wieder einschwingend in den göttlichen Abgrund mit alle dem, das es von dem Vater je und je empfangen hat, und male darnach dein Bild. Ach, siehe an das liebliche Bild nach seiner lieblichen Menschheit und nimm wahr seiner Demuth, seiner Sanftmuth und dieses nicht mit Weisen, sondern über alle Weisen und in allen Weisen. Wie die fallen in Ewigkeit und Mannichfaltigkeit, in Stätten und in Zeiten, so nimm alle Wege deinen Spiegel vor dich, dadurch prüfe all deine Herzenskraft. Solltest du auch ein Pförtner sein oder in andern auswärtigen Uebungen, laß dir dieß liebliche Bild nicht minder inne sein, als ob du in deiner Kammer unbekümmert säßest oder in der Kirche. Richte deine Wege und sprich deine Worte, als ob du vor ihm

ständest: issest du, so mache jeglichen Bissen feucht in seinem lieblichen Herzblut; trinkest du, so denke, daß er dir aus seinen heiligen Wunden zu trinken gebe; schläfst du, so lege dich recht auf sein blutiges Herz; sprichst du, so denke, daß er bei dir steht und deine Worte hört, und daß er vor deinem Angesichte sei und sehe alle deine Gebärden und Meinungen, und also versenke dich in das edle göttliche Bild. Er soll dich wohl ausführen und auferheben in das ungebildete, formlose, weiselose, wortlose Bild: denn also wird einem Menschen zugesprochen in seiner Inwendigkeit. Wer sich selber setzt, ehe ihn Gott setzt, der wird entsetzt." Vgl. 2, 130 u. 234. Das Anschauen des Lebensbildes Jesu Christi entzündet in unsren Herzen die Flamme und Gluth der heiligen Liebe. „Dieweil denn Christus ein Meister des obersten Guts ist, so soll die Seele ihn über alle Dinge lieb haben, denn er ist die Liebe und aus ihm fließt die Liebe in uns, wie aus einem Brunnen des Lebens. Der Brunnen des Lebens ist die Liebe, und wer in der Liebe nicht ist, der ist todt, wie Skt. Johannes spricht in seiner Epistel. Sintemal nun Christus ein Brunnen und ein Meister des obersten Gutes ist, darum soll ihn die Seele ohne alles Widerstreben lieb haben. Denn es ist der Seele Eigenschaft, daß sie den lieb haben soll, der Gott ist, und darum soll sie den lieb haben, der das oberste Gut ist, ohne Maß, ohne Gesellen, ohne Schweigen." (1, 289.) Gern beruft sich Tauler für diesen Zug des Herzens zu Gott hin auf Augustins Wort: Herr, du hast uns gemacht zu dir, und darum ist unser Herz in steter Unruhe, es raste denn stetiglich in dir (3, 102), und auf Gregors Ausspruch: es ist der Liebe Art und Natur, über sich zu Gott zu steigen mit heiliger Begierde, mehr und mehr, und nicht zu ruhen, sie komme denn und ergreife das oberste Gut: denn es ist ihr auf dem Erdreich nichts gefällig zu sehn noch zu begehren, sondern sie dringt allein zu Gott, über sich (1, 64 f.). Wie die Feuerflamme nach oben schlägt (1, 159), wie das Wasser, das ausfließt, wieder zu seinem Ursprung zurückfließt (1, 224 u. 166), so möchte auch der Menschengeist wieder zurückfließen, hinüberfließen, ertrinken, versinken, eingehen, ersterben: — wer kann die Worte und Bilder alle anführen, mit welchen Tauler diese Begierde der Seele, die da trunken geworden ist von dem Weine Gottes (1, 142), bezeichnet? „Also geschieht dem Geist in dieser starken Liebe," lesen wir 2, 269, „wegen der Gegenwart des Herrn. Die leuchtet so

wesentlich dem Grunde ein, daß der Geist das nicht erleiden mag wegen seiner menschlichen Schwäche und er da von Noth zerschmelzen muß und wieder auf sein Unvermögen fallen: dann hat der Geist keinen Aufenthalt, denn daß er versinke in den göttlichen Abgrund und in dem ertrinke als einer, der von sich selbst nichts weiß; der göttliche Vorwurf, der dieser starken Liebe antwortet, ist ihm zu überschwänglich. Dann thut aber der Mensch, recht wie Elias that, da er stand in der Thüre der Höhle, in seiner menschlichen Schwäche nämlich vor der Gegenwart Gottes. Da that er den Mantel vor die Augen, das ist, der Geist entfällt seiner eigenen Erkenntniß und seinem Werke und Gott muß nun alle Dinge in ihm wirken, in ihm erkennen, in ihm lieben: denn er ist sich selbst in dieser starken Liebe entsunken in dem Geliebten, in dem er sich verloren hat wie ein Tropfen Wasser in dem tiefen Meere und ist ebenso mit ihm eins geworden, wie die Luft vereinigt ist mit der Klarheit der Sonne, wenn sie scheinet an dem lichten Tage." (2, 269 ff.) Gern beschreibt Tauler dieses Untertauchen der Seele in Gott so: „Hier geht in etlicher Weise Leib und Seele in diesem tiefen Meere unter und sie verlieren ihre natürlichen Werke und Uebung nach ihren Kräften in natürlicher Weise und haben vom Versinken in diesem grundlosen Meere weder Worte noch Weise. Dann thut der Mensch recht, wie Skt. Peter that, der zumal vor unsrem Herrn niederfiel und ein unvernünftiges Wort sprach: Herr, gehe aus von mir, denn ich bin ein Sünder. Es sind ihm Worte und Weise entfallen: davon ist eine Ursach, daß der Mensch hier fällt in sein grundloses Nichts und zumal wieder in Gott klein wird; die andere aber, daß er auch alle dem entfällt, das er von Gott je empfing und das allzumal lauterlich wieder in Gott wirft, dessen es auch alles ist, als ob er es nie gewonnen hätte und wird mit alle dem nichts und also bloß, als das Nichts ist. Also versinkt das geschaffene Nichts in das ungeschaffene Nichts, das man nicht verstehen oder aussprechen mag. Hier wird das Wort wahr, daß in dem Psalter stehet und das der Prophet spricht: abyssus abyssum invocat, der Abgrund führt in den Abgrund. Der Abgrund, der geschaffen ist, führt in den ungeschaffenen Abgrund und die zwei Abgründe werden ein einiges Eins, ein lauteres, göttliches Wesen und da hat sich der Geist in dem Geiste Gottes verloren, in dem grundlosen Meer ist er ertrunken. Darnach wird der Mensch also

wesentlich und gemein tugendlich, göttlich und gütig, von minniglichem Wandel, mit allen Menschen gemein und gesellig; doch daß man kein Gebrechen an ihm sehen noch finden kann." Vgl. 2, 223. 3, 61. Er vergleicht dieses Hinsinken des Frommen in die Liebeswonne Gottes hinein mit der Erscheinung der Königin Esther vor Ahasverus mehrmals. „Hier gibt Gott dem Geiste sich selber," lesen wir 2, 140 ff., womit S. 256 zu vergleichen ist, „in einer überfließenden Weise, die weit über alle dem ist, das er je begehrt. Wenn er nun die Seele in diesem Elende findet, so thut er recht, wie geschrieben steht, daß der König Ahasverus, da er die geminnete Esther mit bleichem Antlitz vor sich stehen sah, und ihr ihres Geistes gebrach und sie geneigt war; da bot er ihr zuhand seinen goldenen Scepter und stand auf von seinem königlichen Throne und umfing sie und gab ihr seinen freundlichen Kuß und erbot sich, mit ihr sein Königreich zu theilen. Dieser Ahasverus ist der himmlische Vater, wenn er die liebe Seele also vor sich stehen sieht, mit bleichem Antlitz, von allen Dingen ungetröstet und daß ihr ihres Geistes gebricht und sie also geneigt steht: zuhand bietet er ihr seinen goldenen Scepter und stehet auf von seinem Thron (nach Rede zu sprechen und nicht nach Wesen) und gibt ihr seinen göttlichen Umfang und hebet sie auf über alle ihre Krankheit in diesem göttlichen Umfangen. Was Wunders meint ihr, daß da in der Seele geschehe? Er gibt ihr seinen eingebornen Sohn in dem Neigen seines Scepters und in dem allersüßesten Kusse gießt er ihr zumal die oberste überwesentliche Süßigkeit des heiligen Geistes ein. Er theilt mit ihr sein Königreich, das ist, er gibt ihr ganze Gewalt über sein Reich, das ist, über Himmel und Erdreich, ja über sich selbst, daß sie alles dessen eine Frau sei, dessen er ein Herr ist und Gott in ihm von Gnaden sei, was er ist und hat von Natur." Tauler behauptet, daß durch diesen Liebeskuß Gottes eine wesentliche Einheit zwischen Gott und Menschen zu Stande komme, so sagt er 1, 143: „Da wird der Geist also nahe eingeführt in die Einigkeit Gottes, daß er ganz allen Unterschied verliert. Denn in der lauteren Einigkeit verliert man allen Unterschied und die Einigkeit einigt da alle Mannichfaltigkeit." 2, 49: „In demselben Abgrunde verliert sich der Geist so tief in grundloser Weise, daß er von sich selbst nichts weiß, weder Weise noch Wort noch Werk noch Geschmack noch Erkennen noch Leben, denn es ist alles ein bloßes, lauteres, einfältiges Gut

und ein unaussprechlicher Abgrund, eine wesentliche Einheit." Aber wenn er auch dieses Versinken und Einfließen in die Gottheit, den unerschaffenen Abgrund, häufig als die „Vernichtigkeit" seiner selbst (2, 156. 270. 286) darstellt, so verschwinden doch nicht alle Unterschiede, so zerfließt der Mensch doch nicht mit Aufgabe seines Wesens, seines Ichs in die Gottheit. Jene Einheit des Menschen mit Gott ist keine natürliche, daß sie mit der Einheit von Vater und Sohn auf einer Linie stünde, sie ist ein Werk der Gnade, eine Gnadengabe. „Aus Gnaden gibt Gott dem Geist, was er selbst ist von Natur, das namenlose, weisenlose, formenlose Wesen," sagt er ausdrücklich 2, 49 vgl. 2, 141. Und eine Transsubstantiation, eine Umwandlung des Wesens weist er auf das Entschiedenste als Ketzerei ab: wir lesen 2, 94: „Dieß nehmen nun unverständige Menschen fleischlich und sprechen, sie sollten in göttliche Natur verwandelt werden. Das ist aber zumal falsch und böse Ketzerei. Denn auch bei der allerhöchsten, nächsten, innigsten Einigung mit Gott, ist doch göttliche Natur und Gottes Wesen hoch, ja höher als alle Höhe; das gehet in einen göttlichen Abgrund, was da nimmer keine Creatur wird." Zudem kann der begnadigte Mensch auch wieder aus dieser Vereinigung mit Gott herausfallen: „Wovon kommt das," fragt er 3, 13, „daß dir Gott so fremd ist und daß dir seine minnigliche Gegenwart so oft untergeht? Da ist keine andere Sache, denn daß dein Gemüth nicht bloß ledig ist, daß du mit den Creaturen bekümmert und damit verbildet bist." Tauler verkennt nicht, daß es eine schwierige Frage sei, wie die Menschenseele in der Umarmung Gottes nicht sterbe, er sagt 2, 66: „Nun ist eine Frage und schwer zu berichten, wie die Seele erleiden möge, daß sie nicht stirbt oder vergehet, da sich Gott in sie drückt," und kann er auf diese schwere Frage auch keine klare, befriedigende Antwort geben, so verschlägt das doch nichts und berechtigt uns nicht, bei ihm einen Rest von dem Pantheismus seines verehrten Meisters Eckart zu finden, wenn es überhaupt Recht ist, diesen tiefsinnigsten Mystiker des Mittelalters des Pantheismus zu beschuldigen, was z. E. Preger für einen Mißverstand seiner Lehre erklärt.

So wenig als man Taulern Pantheismus vorwerfen kann, haftet auf ihm der Vorwurf des Quietismus. Er spricht allerdings so viel von der Gelassenheit, welche dem Christen geziemt, worunter er dieses versteht, daß sich der Mensch Gotte läßt, Gotte hingibt,

und von dem werkelosen Ruhen der mit Gott vereinten Seele, daß die Vermuthung auftaucht, er wisse und halte von einer sittlichen Arbeit des Menschen nichts. Allein wie Tauler sich nicht in die Stille zurückzog, um dort in den seligen Abgrund der Gottheit zu versinken, sondern ohne Ruhe und Rast mit Eifer und Muth durch die Predigt des Wortes in der Gemeinde arbeitete, so will er mit seinen Predigten jenem quietistischen Zuge, welcher damals in vielen frommen Kreisen herrschte, auch nicht im Mindesten Vorschub leisten; er dringt mit allem Nachdrucke auf ein lebendiges, wirksames, in der Liebe thätiges Christenthum. Der Mensch wird nicht bekehrt, wenn er nicht selbst „die Kehr" machen will: er muß hierbei handeln, entschieden eingreifen und mitwirken. „Ach Kinder," spricht er 2, 39, „so sich der Mensch ungeschickt findet und in Schwere und in Trägheit seiner Natur wider seinen Frieden und er da nichts thun kann, in dem soll er sich selbst eitlen (ledig machen), daß er sich Gott darin lasse und leide sich in denselben Anfechtungen und in alle dem, was auf ihn fallen mag. Dieses sind die wahren Armen des Geistes, die erfüllt der heilige Geist; in einem solchen Menschen rauscht er und übergießt ihn mit allem seinem Reichthum und mit allem Schatze, den inwendigen und den auswendigen Menschen, alle seine Kräfte, die obersten und die niedersten. Des Menschen Thun aber ist, daß er sich bereiten lasse und ihm Stätte gebe, daß er seines Werks in ihm bekommen möge." Der Mensch soll in Gott nicht ruhen ohne Werke. „Es ist natürlich, daß alle Creaturen zu Ruhe und zu Lust geneigt sind und also suchen die Guten Ruhe in Gott, die Bösen aber suchen sie in sich selbst und in den Creaturen und wissen nicht, daß sie hierin irren. Hieraus kommt die höchste Hoffart und die größte Verführung: sie können hier nicht leicht wieder umkehren, denn es ist gut in Lust und Ruhe zu sein. Das geschieht aber jungen, ungeübten, unerstorbenen Menschen. Die kommen zu solchem Frieden mit Lust und meinen, daß es gut ist. Es ist das Alles noch nach der Natur, doch wenn die Natur sich selbst in Ruhe nicht genug sein mag, so wird es zuletzt alles in Sünde verwandelt. Wenn der Mensch bloß und ledig ist nach seinem Sinne, ohne Werke nach der höchsten Kraft, so kommt er von bloßer Natur zur Ruhe der Sinnen. Dieß möchte ein jeglicher Mensch haben ohne die Gnade Gottes, wenn er sich ledigen könnte von allen Phantasieen und Werken. Hierin mag ein guter Mensch nicht

ruhen, denn die göttliche Liebe kann nicht ledig sein, und darum kann ein guter Mensch in natürlicher Ruhe nicht lange weilen, und diese natürliche Rast oder Ruhe geschieht in einem Stillniedersitzen ohne Uebung von innen, oder auswendig in einer Ledigkeit, auf daß die Ruhe gefunden werde und ungehindert bleibe: dieß ist aber Sünde, denn sie macht Blindheit und Nichtswissen und ein Niedersteigen in sich selbst ohne die Werke." (1, 204 ff.) Der wahre Gottesfreund hält es mit jenem, von welchem er 2, 154 folgende Geschichte erzählt. „Doch geschah es einem sonderlichen Freunde unsers Herrn: dem bot unser Herr seinen göttlichen Kuß. Da sprach der Geist: lieber Herr, dessen will ich nicht, denn ich käme von der Wonne so gar von mir selber, daß ich fürbaß nicht könnte nütze sein, wie wollte ich denn für die armen Seelen bitten und ihnen aus dem Fegefeuer helfen und für die armen Sünder, da die Seelen, die aus dieser Zeit geschieden sind, und die Sünder, die in dieser Zeit noch sind, sich selbst nicht helfen können. Gott kann ihnen ohne unsre Hülfe nichts thun, denn seiner Gerechtigkeit muß genug geschehen, das müssen ja seine Freunde in der Zeit der Gnade thun. O welche Liebe war das, daß dieser Mensch des großen Trostes entbehren wollte um solcher Sache wegen." „So der Mensch," schreibt er 2, 276 vor, „also in dem inwendigen Werke wäre, gäbe ihm dann Gott, daß er das hohe, edle Werk ließe und sollte gehen, einem Siechen zu dienen, das soll der Mensch mit großen Freuden thun. Ob ich dieser Menschen Einer wäre und sollte das lassen und sollte nicht herauskehren zu predigen oder dergleichen zu thun, so könnte geschehen, daß mir Gott gegenwärtig wäre und mir mehr Gutes thäte in dem äußerlichen Werke, als vielleicht in großer Beschaulichkeit. Also sollen diese edelen Menschen thun, so sie sich des Nachts in dieser Einkehr wohl geübt haben und des Morgens auch ein wenig, und dann sollen sie in gutem Frieden ihr Geschäft thun, ein jegliches, wie es ihm Gott fügt. Doch soll man bei diesen Werken Gottes wahrnehmen und sicher sein, daß einem hiebei wohl etwa viel mehr Gutes geschieht, denn in jenem." „Niemand," heißt es 1, 209, „kann frei sein von Haltung der Gebote Gottes und von Uebung der Tugend. Niemand mag sich mit Gott in Ledigkeit vereinigen ohne göttliche Liebe und göttliche Begierde. Niemand mag heilig sein oder heilig werden ohne gute Werke. Niemand soll lassen, gute Werke zu thun. Nie-

mand mag in Gott ruhen ohne göttliche Liebe." Von dem Wesen der Liebe gibt er diese Bestimmung: „Liebe Kinder, ihr wisset nicht, was Liebe ist; ihr wähnt, daß das Liebe sei, daß ihr großes Empfinden habet und Süßigkeit und Lust, das heißet ihr Liebe; nein, aber das ist nicht die Liebe, das ist ihr Wesen nicht, sondern das ist Liebe, da man hat ein Brennen im Darben und in Beraubungen, in einer Verlassenheit und wenn da ist ein stetes, unaufhörliches Quellen (Sehnen) und man dabei steht in rechter Gelassenheit, und wenn in der Qual ein Verschmelzen ist und ein Verdorren in dem Brande des Darbens und dabei doch immer eine sich gleich bleibende Gelassenheit." (2, 131.) Die Liebe theilt sich in zwei Arme, oder besser noch sie hat einen Eingang und einen Ausgang: sie geht in Gott ein und sie geht zu allen Menschen aus. „Also ziehen sie (die Christen)," heißt es 2, 31, „Alles mit sich in denselben Abgrund, in die göttliche Liebe, in einer schauenden Weise und sehen dann wieder in denselben Abgrund, in das Feuer göttlicher Liebe, und rasten da und sehen wieder hernieder auf alle die, die in Nöthen sind in der heiligen Christenheit. Also gehen sie aus und ein und bleiben doch alle Wege immer in dem stillen, lieblichen Grunde: da ist ihr Leben und Wesen, in dem ist alles ihr Wirken und ihr Bewegen." „Das Edelste und Größte, davon man sprechen mag, das ist die Liebe und man mag auch nichts Nützeres lernen. Gott heischet nicht große Vernunft noch tiefe Sinne noch große Uebung, wiewohl man gute Uebung nicht unterlassen soll, doch allen Uebungen gibt die Liebe ihre Würdigkeit, Gott heischt allein die Liebe, denn sie ist ein Band aller Vollkommenheit." (2, 292.) „Nun hat," lesen wir auf der folgenden Seite weiter, „die Liebe zwei Werke, ein innerliches und ein äußerliches Werk. Das äußere ist zugekehrt dem Nächsten, das innere Werk aber gehet in Gott ohne Mittel." Zu diesem äußeren Werke weist den auswendigen Menschen der inwendige Mensch an. „Wie ein Werkmeister, der viele Knechte und Amtleute unter sich hat, die da alle wirken nach der Anweisung des Meisters, er selbst aber wirket nicht, er kömmt auch selten dahin, doch gibt er ihnen eine Regel und eine Form, darnach sie wirken alle ihre Werke, und sie heißen ihn einen Meister wegen der Anweisung und Meisterschaft, als ob Alles, was sie gewirkt haben, er allein gewirkt und gethan habe; von des Gebotes wegen und von seinem Unterweisen ist Alles eigentlicher sein, denn es deren ist, die

es gewirkt haben. Ebenso thut der inwendige, verklärte Mensch, der inwendig in seinem Gebrauchen ist, mit dem Licht seiner Redlichkeit aber jählings die auswendigen Kräfte übersieht und die berichtet zu ihrem wirklichen Amte. Inwendig ist er versunken und verschmolzen in seinem genießenden Anhangen an Gott und bleibt in Freiheit, seines Werks ungehindert; doch diesem Inwendigen dienen alle auswendigen Werke, daß kein so kleines Werk ist, es diene denn Alles hiezu." (2, 152.)

Hiernach versteht es sich ganz von selbst, daß Taulers Predigten nicht nur die Richtung nach Innen einschlagen, um uns zu einem Anschauen Gottes zu führen, sondern auch Anleitung und Antrieb uns geben, nach Außen hin in unsrem thätigen Leben uns als wahre, ächte Gottesfreunde zu beweisen. Das christliche Leben sollen und wollen sie pflanzen und pflegen. Fort und fort tritt die Mahnung an uns heran, Ernst, entschiedenen Ernst zu machen mit dem Christenthume und ja nicht damit zu spielen. „Hütet euch," lesen wir 1, 75, „daß euch nicht geschehe, als wenn ein Meister hätte Schüler, und da wäre einer, der zu seiner Lektion zu lernen keinen Fleiß thun wollte, sondern er ginge spazieren: den schlüge er nun zuerst und zu dem andern Mal; sähe er dann, daß es nicht hülfe, so thäte er ihn von sich und ließe ihn gewähren. Also thut auch unser Herr mit dem, den er auserwählt zu seiner göttlichen Schule, da man in seiner sonderlichen Heimlichkeit ist, das ist, ihn sonderlich erkennen und herzlich lieb haben und seine Süßigkeit schmecken lernt. Die Schüler, das sind geistliche Leute; die liebliche Schule, das ist ein geistliches Leben, da man von der Welt geschieden ist und von manchem Leid und Jammer, darum, daß man Gott in der Wahrheit auf das Allernächste und Allerlauterste lieb haben und ohne Unterlaß Gottes und seiner selbst wahrnehmen und der leidigen Natur, den Sinnen und der Welt zu Grund sterben soll. Dann sieht uns Gott an, er ermahnt uns, er straft uns, er schlägt uns; wollen wir aber dennoch spielen gehen, so entschlägt er sich unser und läßt uns nach unsrem eignen Willen gewähren. Dann werden wir nicht (mehr) getrieben noch vermahnt noch gestraft und dann gehen wir so lieblos, gnadenlos und gottlos und gehen so wohl zufrieden und lassen uns genügen; denn der Meister will uns nicht schelten noch schlagen noch sich um uns bekümmern." Das Wichtigste, das Heilsamste für den Menschen ist

die Erkenntniß seiner Sünde. „Ich fragte einen hohen, edlen, gar geistlichen Menschen," erzählt Tauler 2, 280, „was sein allerhöchster Vorwurf (Objekt) wäre. Da sprach er: »meine Sünde und damit komme ich zu meinem Gott.« Und darin hatte er gar Recht. Also lasse dich Gott und alle Creatur weisen auf deine Sünde und urtheile dich selbst, so wirst du von Gott nicht verurtheilt, nach Skt. Pauli Worten. Dieß soll in der Wahrheit in dir sein ohne alle Glosse: es soll nicht eine gemachte Demuth sein, denn die ist eine Schwester der Hoffart, es soll sein in dem Grunde, und auch nicht mit einem Gestürme, als ob man die Köpfe zerbrechen wolle, sondern mit einer stillen, sanften, gelassenen Unterworfenheit, in demüthiger Furcht Gottes. Lege ihm deinen bösen, besessenen Grund vor in herzlichem Gebete und das im Geiste." Ohne wahre, lautere Reue gibt es keine Vergebung der Sünden. „Doch warne ich euch in Treue," heißt es 3, 113, womit 1, 332 u. 2, 80 verglichen werden können, „seid ihr mit den Creaturen besessen williglich und gebt ihr Ursach dazu, das ist wahrlich eure Verdammniß und wenn euch (auch) Gott wahre Reue darum gibt, was gar mißlich ist, so müsset ihr (doch) gräuliches Fegefeuer darum leiden. Wenn ihr das also wüßtet, ihr möchtet davon verdorren; und ginget ihr damit zu unsers Herrn Leichnam, so thätet ihr recht, als ob ihr ein zartes, junges Kind nähmet und trätet das in einen unreinen Pfuhl. Dieß thut man dem lebendigen Gottessohne, der sich aus Liebe zu uns hingegeben hat. So thut ihr auch die Beichte, wollet euch aber doch vor der Ursache der Sünde nicht hüten. Davon löset euch der Papst mit all seinen Cardinälen nicht ab; denn da ist keine Reue und ihr werdet dann wahrlich schuldig an dem Leichnam unsers Herrn." Alle Heiligen, selbst die Mutter Gottes, können eben so wenig wie der Papst mit seinen Cardinälen von der Reue und Buße dispensiren. „Nehmet eurer eigenen Gebrechen wahr," sagt er 2, 147, „wie es um eure Liebe steht und lernet die Furcht Gottes, dieweil ihr in der Zeit seid; wenn ihr aus der Zeit heraus seid, dann ist es Alles vorbei, da lässt sich weder etwas zulegen noch etwas ablegen. Sei es auch, daß unsre Frau und alle Heiligen Gott mit blutigen Zähren für einen Menschen bäten, das hülfe doch nichts. Darum sehet euch vor. Gott ist jetzt unser stetiglich harrend und ist alle Zeit bereit, dem Menschen viel mehr zu geben, denn der Mensch bereit ist, von Gott zu begehren." Gott treibt

uns durch Trübsal zur Buße, die harten Seelen faßt er schärfer an, als die weichen Herzen. „Die Natur ist in vielen Menschen so klebrig, sie will je etwas haben, daran sie klebe oder hange, was ihr Aufenthalt (Stützpunkt) sei. Bei diesen ist es, wie bei einer höckerichten oder unebenen Tenne; zu der muß man einen harten, starken Besen nehmen und stark fegen, so hart und scharf, bis sie gleich und eben wird. Wo aber eine glatte Tenne ist, bedarf man nichts, denn daß man mit einem Flederwisch darüber fahre. Also sind etliche Menschen so höckericht, rauh, uneben und ungelassen; die muß Gott überfahren mit einem scharfen, harten Besen mannichfaltiger Anfechtungen und Leiden, daß sie sich lassen lernen. Aber die frommen Menschen, die schlicht und gelassen sind, deren Ding geht recht von selber, und so werden rechte minnigliche Menschen ausgeboren, die da versinken und entfallen alle dem, wo sich die Natur anhalten könnte oder wollte, und dringen für sich ein in den Grund, da alles ist ohne allen Anfang oder Entsatz, und halten sich in der Armuth und in der Bloßheit in wahrer Gelassenheit." (2, 133.) Mit unsern guten Werken können wir uns den Himmel nicht verdienen; thöricht ist es, auf sie sein Vertrauen zu setzen, Gott kann an ihnen kein Wohlgefallen haben, denn unser selbstsüchtiges Wesen befleckt alle unsre Werke und alle guten Werke bessern nicht den Grund des Herzens. „Er wird dir die Uebung der Heiden geben," so redet er 1, 305, den Frommen an. „Die hatten keine Weise noch Heiligkeit noch Ewigkeit, sondern sie nahmen Gnade um Gnade ohne alles ihr Verdienen: die Juden dagegen verließen sich auf ihre Werke und auf ihr Thun, die hatten ihre Ceremonieen und Gebote und viele Dinge. Die Heiden hatten keinen Enthalt (Stützpunkt), darauf sie bauten, denn allein auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit. In der Weise soll deine Uebung sein, daß du dich auf nichts anderes enthaltest, denn auf die große Gnade und Barmherzigkeit Gottes und begehrest und nehmest Gnade von Gottes Güte allein, und nicht groß achtest weder deine Bereitung noch deine Würdigkeit. Die jüdische Weise haben viele Menschen: sie stehen auf ihren eignen Weisen und Werken, die wollen sie zu einem Unterstand haben und glauben, es sei Alles verloren, wenn sie nicht ihr Werk gethan haben, und bedürfen weder an Gott noch an jemand zu glauben: sie bauen verborgen auf ihre Werke und ihr eigenes Thun. Ich meine nicht, daß man gute Uebung unter-

wegen lassen soll; man soll sich alle Zeit üben, man soll aber nicht darauf bauen noch sich darauf halten. So halten solche alles darauf, daß sie härenes Hemd und Halsband getragen und gefastet, gewacht und gebetet haben und vierzig Jahre ein armer Mensch gewesen seien, und alle diese Weisen gelten ihnen recht für einen Zugang zu Gott, ohne welche sie nicht sicher noch kühn sind. Wenn man aber aller Menschen Werke gethan hätte, die je gethan wurden, so soll man dessen alles doch so bloß und ledig in dem Grunde sein, wie die, die kein gutes Werk je thaten, weder klein noch groß, sondern Gnade um Gnade von der großen Barmherzigkeit Gottes ohne allen Enthalt der Zuversicht eigener Bereitung empfangen.“ „Nun wisset,“ ruft er an einem andern Orte 1, 220, „welcher Mensch in dieser Zeit wahrlich einen einzigen Tropfen überkommen möchte und ihm der Liebe ein Funke in seiner Seele würde, der möchte dadurch mehr und wahrlicher bereitet und in den Grund der Wahrheit eingeführt werden, denn ob er alle seine Kleider von seinem Leibe nähme und sie um Gott armen Menschen gäbe, ja vielmehr, als wenn er Steine und Dornen äße, ob es anders die Natur erleiden möchte. Es wäre in diesem Wege ein Augenblick nützlicher gelebt, denn vierzig Jahre nach seinen eigenen Aufsätzen, in Thun und in Lassen.“ „Hier wisse,“ spricht er anderswo 2, 241, „wenn du dich alle Tage zu tausendmal erstechen ließest und wiederum lebendig würdest, und dich alle Tage um ein Rad flechten ließest und Steine und Dörner äßest, hiermit könntest du doch das nicht überkommen: sondern senke dich in die tiefe, grundlose Barmherzigkeit Gottes mit einem demüthigen, gelassenen Willen unter Gott und alle Creatur: denn wisse, daß es dir Christus allein geben muß von großer Milde und freier Güte, Liebe und Barmherzigkeit.“ „Etlichen Menschen,“ sagt er 1, 121, „genügt nicht an der Myrrhe, die ihnen Gott gibt: sie wollen ihrer mehr auf sich laden und machen böse Häupter und kranke Phantasieen und haben lange gelitten und viel und thun den Dingen nicht recht. Es wird ihnen aber daraus wenig Gnade, denn sie bauen auf ihren eigenen Aufsatz, es sei in Pönitenz oder Abstinenz, in Gebet oder in Andacht. Da muß Gott ihrer Müssigkeit warten, bis sie das Ihre gethan haben. Doch daraus wird nichts: Gott hat sich dessen berathen, daß er nicht lohne, denn seinen eigenen Werken. In dem Himmelreich krönet er nichts in der Ewigkeit, denn *seine* Werke und nicht die *deinen*. Was *er*

nicht in dir wirkt, davon hält er nichts." Wer auf seine guten Werke baut, der tilgt damit seine guten Werke, wer mit Absicht liebt, liebt überhaupt nicht. „Es soll ein wahrer, getreuer Diener Gottes," lesen wir 1, 168, „alle Zeit vor sich gehen und sich nicht durch Trost oder Lust, Lieb oder Leid im Haben oder im Mangeln halten lassen. Durch dieß Alles soll er durchdringen, bis daß er lauterlich kommt in den wahren Gottesgrund. Daselbst verliert sich dann der Mensch wahrlich ohne alles sein Wissen und wird von Erkennen kennlos und von Lieben lieblos." „Etliche aber wollen in ihren eigenen Aufsätzen und in ihren eigenen Weisen," heißt es 1, 130, „es sei im Gebet, in Betrachtung oder was sie andre Menschen also thun sehen, in diesen Weisen ihren Grund bereiten und darin Frieden haben, und es dünkt sie dann, sie seien zumal ein Jerusalem geworden und haben in den Weisen und Werken großen Frieden und nirgends anders, denn in ihren Weisen und Aufsätzen. Daß aber dieser Friede falsch sei, das soll man daran merken, daß sie in ihren Gebrechen hier bleiben, es sei in Hoffart oder Lüsten des Leichnams, des Fleisches, der Genüglichkeit der Sinne, der Creatur und in Argwohn und Urtheil, und thäte man ihnen etwas, allzuhand stünde in ihnen auf eine Beweglichkeit oder Scheltwort oder Haß und dergleichen Untugend, die ihnen bleiben mit Willen."

In Gott versenke sich des Menschen Herz, und da die Liebe uns zu Gott hinaufzieht und hinaufträgt, Gott aber in Christus seine höchste Liebe uns geoffenbart hat, so flüchte es zu den Wunden des Herrn, daß es genese! „Liebe Kinder," mahnt er 2, 259, „kehret eure Herzen allzumal zu Gott, es sei in welcher Weise das sei; wo irgend etwas von Gott ist, das ist Gottes zumal. Wodurch ein Mensch allermeist gereizt wird zur Andacht, das soll er thun und das, wodurch er allermeist Gnade hat. Wisset, ein einiger Einschwung in die Wunden unsers Herrn mit Liebe ist Gott werther, denn alle die Glocken und die Orgeln und der hohe Gesang und die Meßgewänder." Das Gebet hebt zu Gott empor: denn „das Wesen des Gebetes ist ein Aufgang des Gemüthes in Gott, wie die heiligen Lehrer sprechen" (2, 149). Wer zu Gott gelangen will, der muß sich betend zu Gott allein wenden, der darf keine Mittelspersonen angehen. „Ich weiß eine gute Tochter," erzählt Tauler 1, 218 f., „die mag wohl an Tugend diesem Fräulein (dem kananäischen) ver-

glichen werden, und das ist geschehen innerhalb vier Jahren und sie lebt noch heute dieses Tages. Dieselbe liebe Tochter ward aus ihren Sinnen verzückt und kam also fern und hoch, daß sie Gott und unsre Frau sah und alle Heiligen mit einander. Als sie dieß also sah, da sah sie sich selber in einer unaussprechlichen Ferne von Gott und von seiner lieben Mutter und von allen seinen Heiligen. Da geschah diesem Geiste so unaussprechliches peinliches Wehe, daß ihr däuchte, sie müßte von Stund an vergehen, und dadurch empfand sie schmerzliche, höllische, bitterliche Pein von der großen Ferne wegen, die sie zu Gott hatte. Nun wisset, da diese liebe Tochter sich selbst so fern von Gott gesondert erkannte und von allen seinen Auserwählten, kehrte sie sich in dieser unaussprechlichen Noth zu unsrer Frauen und zu allen Heiligen und bat sie allesammt ernstlich, daß sie ihr Gnade von Gott erwürben. Da sah sie, daß die lieben Heiligen alle so gar größlich und einmüthiglich in Gott erstarret waren und mit ihm vereint, daß sie sich allesammt nicht einen einigen Augenblick zu ihrem Rufen und Schreien neigten. So übertrefflich groß war ihre Freude und ihre Wonne, daß sie ihres Rufens nicht hörten noch Acht nahmen. Da kehrte sie sich nach menschlicher Weise zu dem heiligen bittern Leiden und scharfen Tod unsers Herrn Jesu Christi und es ward ihr geantwortet: warum die sollten von ihr angerufen sein, denen sie doch nie vollkommen Ehre und Würdigkeit erzeigt hätte? Da sie das sah, daß ihr weder unsre Frau, noch die Heiligen, auch die Martern unsers Herrn nicht zu Hülfe wollten kommen, da kehrte sie sich selbst mit Ernst zu Gott und sprach: ach, Herr, du mein ewiger Gott, sintemal Niemand mir zu Hülfe kommen will, so siehe du, minniglicher Gott, an, daß ich deine arme Creatur bin und du mein ewiger Gott, Herr und Schöpfer bist meiner und aller Creaturen. Darum du, ewiger Vater, so falle ich demüthiglich in dein gerechtes Urtheil nach deinem Willen, ob du mich auch in dieser höllischen, gräulichen Pein wollest ewiglich haben, dessen lasse ich mich demüthiglich in deinen allerliebsten Willen in Zeit und in Ewigkeit, und was dir, himmlischer Vater, von mir und in mir wohlgefällt, darein will ich mich in deinen ewigen Willen ergeben. Nun sobald sie sich demüthiglich zu Grund ergab, dem ewigen Gott gelassen in Ewigkeit, alsbald ward sie gezogen fern über alle Mittel und zuhand in den lieblichen Abgrund der Gottheit eingeschwungen. Dieselbe Person wird noch alle Tage zum Mindesten ein Mal von

Gott gezogen in den Abgrund Gottes ohne alles Mittel.“ Das rechte Gebet geschieht aber nicht äußerlich, sondern innerlich. „Darin bitte für Alles, dafür du schuldig bist zu bitten und was die Menschen von dir begehren, und für Alles, darum Gott will gebeten werden, und wisse, so klein ein Heller gegen hunderttausend Mark Goldes ist, so klein ist alles auswendige Gebet gegen dieses inwendige Gebet, das da ist und heißt: wahre Einigung mit Gott, des geschaffenen Geistes Versinken und Verschmelzen in den ungeschaffenen Geist Gottes.“ (1, 296.) Verkehrt ist es in süßen Gefühlen schwelgen zu wollen. „Es ist nicht noth,“ heißt es 3, 185, „daß man alle Zeit jubilire und große Süßigkeit habe; das ist etwas zufälliges. Das Wesen der Andacht liegt vielmehr in dem inwendigen Ergeben oder Vereinen oder Verbinden mit Gott und dieses Werk trifft sehr nahe. Da wird recht die Katze (ein Geschütz) an die Mauer gedrängt und bald, so kommt der Mensch in das Reich hinein, das in ihm ist, die Mauern werden bald niedergeworfen werden.“ Schwächlingen hilft Gott mit solcherlei Süßigkeit auf. „Welche Leute aber das thun,“ lesen wir 1, 33, „die gebrauchen der Gnaden und Gaben Gottes gar unordentlich und empfangen wenig oder unterweilen keine Frucht davon, und daher kommt es, daß, wenn ihnen der liebe Gott etwas einleuchten wollte, was ihnen schmeckte, und ihnen das wieder entzöge, so weiß Gott wohl, daß ein solcher Mensch von ihm abginge und ihm nicht treu bliebe. Darum gibt er allen solchen Menschen etwas süßen Trost, auf daß sie nicht ganz von ihm laufen. Aber diese Leute sind noch gar klein und schwach, denn sie sind voll ihres eignen Willens und haben sich selbst lieb und nehmen Schein für das Wesen. Dieses sind aber noch alles äußerliche Menschen und gar wenig innerlich; daher sind sie zumal sehr betrogen.“ „Wenn die grausamlichen Anstöße kommen,“ sagt er 2, 22, „so wissen sie nicht, womit sie vormals umgegangen sind, oder wie sie nun daran sind. Kinder, diese Geburt zeigt, daß der inwendige Grund nicht wesentlich und lauter Gott gewesen ist; ihr süßes Empfinden ist ein krankes Fundament gewesen, darauf sie ihre Zuversicht gesetzt haben, nicht aber wahrlich auf den lautern, bloßen Gott in Liebe und in Leid. Die wahren Zeugen Gottes dagegen stehen alle Zeit fest in Liebe und in Leid. Er gebe oder er nehme, darin haben sie alle Zeit Frieden mit Gott.“ Ja der Anstöße, der Trübsale freuen sie sich. „In der Wahrheit wären die Anfechtungen

hinweg, verschwunden und überwunden, man sollte sie mit Ernst und Fleiß wiederum laden, und flehen und bitten, daß sie wiederum kommen, damit sie den Rost abfegten, den sie vormals in den bösen Tagen gemacht hätten, und daß sie den Rost von dannen trügen, den sie vormals dargetragen hätten." (2, 68.) „Lieber Mensch," mahnt er 2, 35, „wenn solche Wetter hereinbrechen, stehe unter dem Dach des göttlichen Willens in gütiger Sanftmuth, das ist ihm zu hundertmalen lieber von dir, denn großes Empfinden beim Darbringen der Tugend in blühender, grünender, erleuchtender Weise. Denn in diesem Gedränge kann der Mensch das Seine so leicht nicht verlieren, als dieß wohl geschehen könnte in Trost, in süßem, lustlichem Empfinden. Denn da schleicht alsbald die listige Natur zu und es wird da ein Flecken von der Lust in der Seele. Die Gaben Gottes sind nicht Gott, und unsre Lust soll allein in Gott sein, nicht aber in seinen Gaben." Vgl. noch S. 29. Viele werden verdrießlich und saumselig in dem Thun des Guten, wenn sie keinen Vorschmack der großen Hochzeit dabei empfinden: das soll nicht sein. „Wir sollen kein Werk deßhalb minder thun, denn Gott ist da gegenwärtig, nur empfinden wir ihn nicht; Gott ging doch heimlich zu der Hochzeit, und wo Gott ist, da ist in der Wahrheit Hochzeit. Er kann das nicht lassen, er muß nothwendig da sein, wo man ihn lauter meinet und ihn allein sucht, entweder empfindlich oder in einer verborgenen Weise. Er ist dennoch da: aber wir müssen ihn also lauter suchen und in allen unsern Werken meinen und sollen uns oft einwärts kehren und über uns selbst aufgehen." (1, 229 f.) Der Gläubige muß sich in Geduld fassen können, man kommt so schnell nicht aus dem Gedränge zu der Freiheit, aus dem Kampf und Gejage zum Frieden. „Sie (die Apostel) waren eingeschlossen, versammelt und vereinigt, harrend," heißt es 2, 14. „Also muß der Mensch auch thun, nachdem er in eine Festigkeit, an seine vierzig Jahre, gekommen ist, himmlisch und göttlich geworden und die Natur in etlicher Maße überkommen ist. Nachdem gehören zehn Jahre dazu, daß der Mensch zu seinen funfzig Jahren gekommen sei, ehe ihm dann der heilige Geist werde in der höchsten und edelsten Weise, der heilige Geist, der alle Wahrheit lehrt. In diesen zehn Jahren, so der Mensch in ein göttliches Leben gekommen und die Natur überwunden ist, soll er eine Einkehr und ein Einsenken haben, ein Einschmelzen in das lautere, göttliche, einfältige Gut, wo das edle,

inwendige Fünklein ist und ein gleiches Wiedertragen und ein gleiches Wiederfließen in seinen Ursprung, daraus es geflossen ist."

Tauler beschränkt sich in seinen Predigten nicht auf allgemeine Unterweisungen, Mahnungen, Tröstungen: er geht auf Zeit und Stand tief ein und hat das konkrete Leben, die wirklichen Verhältnisse stets in dem Auge. In Klosterkirchen hat er die meisten Predigten gehalten; es versteht sich da ganz von selbst, daß er sein Auge nicht in jene weiten Kreise kann schweifen lassen, welche Berthold mit seinem Worte so tief bewegte, der Horizont unsers Taulers ist enger gespannt, aber er kennt sein Gesichtsfeld auf das Genaueste, keine Höhe, keine Tiefe, kein Stein des Anstoßes, keine Grube des Verderbens, kein Dornbusch, keine Hecke, kein wüster Fleck, kein Fruchtfeld ist ihm da unbekannt. An die Ordensleute wendet sich natürlich seine Rede am Häufigsten: er will, daß sie alle zu dem rechten Orden sich bekennen. „Lieben Kinder," spricht er 1, 231, „diesen Orden, bitte ich euch, daß ihr lernet von Grund aus: Gott lieben und meinen und alle Dinge (nur) so viel sie euch dazu fördern mögen (sie seien, wie sie seien) in der Wahrheit; dann wird und will unser Herr große vollkommene Hochzeit mit uns machen. Nun müssen wir der Gesetze viele halten: wir müssen zu Chor gehen und singen und lesen, es sei uns lieb oder leid. Darum lasset uns dieß lieber hochzeitlich thun, denn dürr und mit Schwermuth, daß wir die ewige Hochzeit nicht verlieren." In der Predigt auf den Tag der heiligen Jungfrau Agathe (3, 43 ff.) zeichnet er das Bild einer Jungfrau, die sich mit dem Herrn in Wahrheit verlobt hat, und zählt die Eigenschaften auf, welche sie Gott gefällig machen, um dessen willen sie das Reich der Welt verschmäht hat. Klausnerinnen hatten ihn gebeten, ihnen zu sagen, was einer Klausnerin zugehöre, er thut dieses ausführlich in einer Predigt auf Sexagesimä: vgl. 1, 34 f. Er weiß, daß Gott auch in Klausen und Klöstern seine Jagdhunde (2, 85) hat, daß in die heiligen Orte und in die heiligen Uebungen sich die Sünde so gern einschleicht, und er zieht deßhalb die besonderen Klostersünden und die eigenthümlichen Versuchungen und Anfechtungen der Ordensleute an das Licht der Wahrheit hervor und ertheilt weise, eingehende Vorschriften, um das Klosterleben heilsam zu regeln. Er dringt vor allen Dingen auf einen wirklichen Zurückzug der Klosterleute aus dieser Welt, auf eine heilige Stille, auf eine gottselige Anbetung im Geist und in der Wahrheit.

Aber in dieser Abgeschiedenheit und Einsamkeit sollen nur die Kräfte Leibes und Geistes gesammelt werden, um den Dienst werkthätiger Liebe an dem Nächsten zu treiben. „Eine wahre Klausnerin," sagt er 1, 34, „soll all ihr Leben also lauter und abgeschieden und gar ledig von allen Creaturen halten, daß ihr reines Leben allen denen zu Hülfe kommen möchte, die den Christenglauben empfangen haben." Der geistliche Mensch hat sich zu hüten, daß er nicht an dem andern geistlichen Menschen, an welchem er erst ein rein geistliches Wohlgefallen hatte, ein fleischliches Wohlgefallen schließlich empfinde. „Zuerst gewinnt man Liebe zu den Leuten um ihrer Gnade und ihrer Frömmigkeit und Geistlichkeit willen, und dieß kommt alles aus einem inwendigen Vergnügen in dem Herzen und scheinet noch alles geistlich zu sein mit großer Dankbarkeit zu Gott und diesen Menschen. Unterlässt man, diese Bewegung zu verjagen durch Scheu, so schlüpft denn herein, daß man diesen guten Leuten von außen auch etwas Lieblichkeit beweisen und erzeigen wird in freundlicher Güte und mit Erbietung von guter Gebärde, mit lieblichen Worten und Zeichen, mit freundlichem Ansehen und Zusprechen, mit Lachen und mit Zuneigung, mit Antasten bei den Kleidern und bei der Hand Nehmen oder Umfangen mit den Armen und Belustigung oder mit Neigung der Häupter gegen einander und dergleichen Dinge viel, die alle Zeichen der natürlichen, fleischlichen Liebe sind, und daß das Herz mit ungeordneter Liebe verwundet ist. Sei es, daß man auch diese nicht scheuet, so wird man noch tiefer verwundet also, daß es dazu kommt, daß die geistliche Lust in die sinnliche Lust verkehrt und der Mensch also mit diesem Teufelsnetze und fleischlichen Begehrungen verstrickt wird, daß er nicht leicht davon kommen kann ohne großen Schaden und Gefahr der Sünden, zunächst inwendig in dem Herzen. Es kann aber auch dazu kommen, daß er in solcher Wollust also verharret, bis er darein willigt, das wäre dann Todsünde und würde er deß noch nicht gewahr, so könnte er in große, geistliche Sünden fallen ohne sein Widerstreben." (3, 36.) In der Predigt auf den elften Trinitatissonntag werden die Nonnen angewiesen, süße, gütliche, friedliche Worte mit einander zu reden, und wenn ihnen je ein hartes Wort entfährt, sofort Gott und Menschen um Vergebung zu bitten; sie sollen eine große brüderliche Liebe unter einander haben und eine demüthige Unterworfenheit: sie sollen Silentium halten im Chor und anderswo, ihre Zeiten (die Horen) mit großer

Andacht singen und lesen und mit zugekehrtem Gemüth, in der Einsamkeit „auf den blühenden Baum klimmen des würdigen Lebens und Leidens unsers Herrn Jesu Christi und in seine verklärten Wunden und weiter auf die Tolden seiner hochwürdigen Gottheit aufklimmen, und so werdet ihr eingehen und ausgehen und volle Weide finden". 2, 209. „Ueber alle Dinge soll man sich in wirkender Liebe üben, was über alle Maßen nütze und fruchtbar ist." 2, 210. Vor den Brüdern vom freien Geiste warnt er wiederholt 1, 207 ff. 2, 268 auf das Nachdrücklichste.

In jene Klosterkirchen, da Tauler predigte, kamen aber auch Laien. Der Prediger vergisst diese nicht: er achtet, liebt und ehrt jeden Christenmenschen, wenn er auch keinen geistlichen Rock trägt, so es ihm nur mit seinem Christsein ein heiliger Ernst ist. Er redet dem Wahne nie das Wort, daß Klosterleute allein Gott wohlgefallen: im Gegentheil ergreift er gern die Gelegenheit zu versichern, daß jede gewissenhafte Ausrichtung des anvertrauten Amtes, des erwählten Berufes ein Gottesdienst sei. „Ja, liebe ehrbare Leute," so ruft er diesen frommen Weltlichen 2, 134 zu, „fürchtet euch nicht, es sind viele Menschen, die da leben, die auch (nur) Wasser trinken und gutes Gerstenbrod essen, sie kommen auch also hin." In jeglichem Werke soll und kann man ganz Gottes sein, sei es, was es auch sei. „Es sei, daß eine Frau ihres Hauses warte oder pflege oder des Hausgesindes oder was Werkes es sei, darin ergib dich Gott und sei ihm allzumal." 2, 171. „Eines kann spinnen," sagt er 2, 197, „das Andere kann Schuhe machen und etliche sind wohl der auswendigen Dinge kundig, daß sie sehr wohl gewinnen, ein Anderes aber kann dieß nicht. Dieß sind alles Gnaden, die der Geist Gottes wirkt. Wäre ich nicht ein Priester und wäre unter einer Versammlung, ich nähme es für ein großes Ding, daß ich Schuhe machen könnte und ich wollte auch gern mein Brod mit meinen Händen verdienen." „Ich weiß einen der allerhöchsten Freunde Gottes," erzählt er gleich S. 199, „der ist alle seine Tage ein Ackersmann gewesen, mehr denn vierzig Jahre, und ist es noch, der fragte einst unsern Herrn, ob er das übergeben und in die Kirche sitzen gehen sollte. Da sprach der Herr: nein, er solle sein Brod mit seinem Schweiße gewinnen und verdienen seinem edlen, treuen Blut zu Ehren." „Wisset," sagt er an einem andern Orte 2, 254 f., „daß mancher Mensch mitten in der Welt ist und hat der Mann

Weib und Kind, und es sitzet mancher Mensch und macht seine Schuh und ist seine Meinung zu Gott, sich und seine Kinder zu ernähren, und etliche arme Menschen gehen aus einem Dorfe, ihr Brod mit großer Arbeit zu gewinnen und denen mag geschehen, daß sie zu hundertmalen besser fahren, so sie einfältig ihrem Rufe folgen, denn die geistlichen Menschen, so auf ihren Ruf nicht Acht haben." Einen geistlichen Rathgeber soll jeder Christ annehmen: Tauler, der Priester, empfiehlt aber keinen Priester, sondern, eingedenk, daß ein Laie ihm zur Erkenntniß der Wahrheit verholfen hat, einen Laien, einen Gottesfreund. „Es wäre gar sicher," sagt er 3, 105, „daß die Menschen, die der Wahrheit gerne lebten, einen Gottesfreund hätten, dem sie sich unterwürfen, daß er sie richtete nach Gottes Geist. — Die Menschen sollten einen gelebten Gottesfreund über zwanzig Meilen suchen, der den rechten Weg erkennete und sie richtete." Er räth auch zu der Einkehr in Gott, zu dem Sichversenken in den Abgrund eine bestimmte Zeit sich festzusetzen in seiner Tagesordnung: er hält die Nacht dazu am Geeignetsten und den frühen Morgen. (2, 199. 209. 229. 258 u. s. w.)

Der alte Chronist Specklin nennt Taulers Predigt „eine seltsame Predigt", wir verstehen, was er damit sagen will, und treten ihm bei. Seltsam ist auch, daß, wie Wackernagel sich ausdrückt, die reiche Ader bei diesem Manne erst auf der Neige des Lebens aufspringt. Schlichte Darstellung, edle Einfalt, ungezwungene Gedankenentwicklung, fortwährendes Dringen auf den Grund, tiefes Gefühl und wohlthuende Wärme sind die unvergänglichen Vorzüge dieser Predigten.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

